41

4493

<366027083700011

<366027083700011

Bayer. Staatsbibliothek

Andreas

Klempel zum Leben

Emil

oder

von der Erziehung

nach

bewährten Grundsätzen,

von

Johann Georg Heinrich Feder.

BIBLIOTEK
KGL. LÆRERSEMINARIET
KJØBENHAVN

Göttingen und Münster,
bey Friedrich Christian Theissing.
1789.

= Dan. 3952

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Diese neue Auflage eines Buches, welches ich vor mehr als zwanzig Jahren herausgab, erfolgt ganz gegen meine Erwartung, und einigermassen gegen meinen Wunsch; lezteres, wenigstens zum Theil, um subiectiver Gründe und Beziehungen willen, deren Anzeige nicht für diesen Ort gehört. Ersteres aber natürlich deswegen, weil unterdessen so vieles, und zum Theil vortreffliches, über die Erziehung geschrieben worden ist; wobey mein Werkchen leicht entbehrlich werden konnte. Das Ersuchen des gegenwärtigen Verlegers, der das Recht dazu von dem vorigen an sich gebracht hat, und der Gedanke, daß ich bey meiner Schrift einen bestimmtern Gesichtspunkt, genauere Rücksicht auf den teutschen Edelmann und seinen Hauslehrer genommen habe, als in den andern sonst vortrefflichen Schriften geschieht, brachten mich doch endlich zum Entschluß, die neue Auflage zu bewilligen, und durch nochmalige Revision meiner Gedanken, so viel die Umstände erlauben wollten, zu verbessern.

Man wird mir es leicht glauben, oder selbst vermuthen, daß ich bey dieser Revision manche Stelle so fand, wie ich sie izt nicht schreiben würde. Alles dieses darnach umzuändern, schien aber doch nicht thunlich; theils nicht wohl möglich, theils nicht einmal rathsam. Ein neues, des gegenwärtigen

pädagogischen Zeitalters würdiges Buch auszuarbeiten, habe ich, bey manchen andern dringenderen Obliegenheiten, die Zeit nicht. Und partiale Veränderungen einer gewissen Art würden die Harmonie der Theile so gestört haben, daß fürs Ganze kein Vortheil daraus entstanden wäre. Endlich aber bin ich bey mancher iener Stellen, die mir izt nicht mehr gefallen, doch ungewiß geblieben, wie vieles von dieser veränderten Würdigung und Denkart nur etwa von subiectiven, zum Theil bloß im Physischen des Alters liegenden Gründen herrühren möchte, durch die also die obiective Güte und Brauchbarkeit nicht sicher entschieden werden könnte. Oft leuchtet insbesondere die Lebhaftigkeit des iungen Mannes noch stark hervor; manchmal hielt mich individuelles Interesse bey einigen Ideen zu lange auf. Aber lezteres war bey der Form des Ganzen, die historisch ist, gar zu natürlich; und ersteres verzeihen wohl auch die meisten meiner Leser, wahrscheinlich auch noch iunge Männer im Alter der Lebhaftigkeit. Und unser Zeitalter ist kritisch genug gestimmt, um Fehler der Art, wenn sie es auch wirklich seyn sollten, in meinem Buche nicht dafür zu erkennen, und dadurch schädlich werden zu lassen.

Nur über einige Hauptpunkte, auf welche die Untersuchungen und Aufklärungen in den vorzüglichsten pädagogischen Schriften bisher gerichtet waren, will ich mich hier noch etwas genauer und so erklären, daß die=

dieienigen Stellen in meinem Buche darnach erklärt und berichtiget werden können, die etwas von den bessern Einsichten abweichendes zu enthalten scheinen möchten.

Der erste betrifft den Unterricht in den **Sprachen.** Mein Emil lernt Latein mit Eifer; und Vorliebe für die alten Claßiker wird ihm frühe beygebracht. Viele der trefflichsten Männer, die an der Revision des Erziehungswesens bisher arbeiteten, denken anders über den Werth des Lateins, in Beziehung auf einen Zögling von der Bestimmung meines Emils. Und näher kömmt den Grundsätzen dieser Männer, besonders eines **Trapps,** meine Denkart izt, als vormals. Ich würde mich izt nicht so stark über den Werth und Vorzug der alten Schriftsteller ausdrucken, als ich damals that; ich würde früher meinen Zögling mit den Claßikern des Vaterlandes bekannt machen; und auch in der Methode des Unterrichtes im Latein, und der Wahl der in dieser Sprache zu lesenden Bücher, einige Veränderungen machen. Statt des Cornelius Nepos und der Hist. Selectae — von welchen beyden Büchern ich doch auch vormals schon, wie ich ausdrücklich anzeige, **nicht alles** lesen ließ, würde ich **zuerst** aus dem Schützischen Elementarwerk, oder einem andern der in ähnlicher Absicht verfertigten Bücher, Stücke auswählen; und damit so viele **Redeübungen** verbinden, als nöthig wären, um die **Hauptformen** der Wörteränderungen und Verbindungen in der lateinischen Sprache, mehr **praktisch,** als

nach

nach Regeln aus der Grammatik beyzubringen; zugleich auch einen solchen Vorrath von Wörtern, daß dann gleich zum cursorischen Lesen der lateinischen Geschichtschreiber könnte geschritten werden. Am Ende zur Grammatik, oder zum System der lateinischen Sprachregeln. Doch dieß war schon in meinem ersten Plane. Daß der teutsche Edelmann, der zum Geschäfftsmann in Staats- und Rechts-Angelegenheiten bestimmt wird, die Kenntniß der lateinischen Sprache, so weit daß er im Stande ist, lateinische Werke und Aufsätze zu verstehen, ohne überwiegenden Nachtheil bis izt noch nicht entbehren könne; werden iene Pädagogen ohne Zweifel einstimmig mit mir anerkennen.

Ein anderer Punkt über den ich scheinen kann, mich im Buche nicht deutlich genug erklärt zu haben, ist die, für mich noch immer sehr bedenkliche Frage, wie weit man in iedem Alter der Zöglinge in der Mittheilung richtiger Begriffe von den Trieben und Verhältnissen der beyden Geschlechter gegen einander zu gehen habe.

Daß bey den ersten Veranlassungen, bey welchen wahre oder irrige Vorstellungen davon entstehen, die richtigen Begriffe von der Geburt, oder Abstammung von der Mutter, Kindern ohne alles Bedenken beygebracht werden können, und sehr vortheilhaft in mancher Hinsicht, wenn man sich nicht ungeschickt dabey benimmt; habe ich schon im Buche zu erkennen gegeben. Was aber die Abstam-

stammung vom Vater anbelangt; so bin ich noch immer der Meynung, daß sich die Nothwendigkeit oder Zulässigkeit der darauf sich beziehenden absichtlichen Belehrung durch den Erzieher in allgemeinen Regeln nicht genau bestimmen, oder nach Jahren fest setzen lasse. Bey einem gewissen Temperamente, gewissen bereits vorhandenen Ideen, aufkeimenden Neigungen, äusserlichen Gefahren, kann eine solche überdachte Belehrung rathsam seyn, in einem Falle; und in zehn andern Fällen, bey Zöglingen von gleichem Alter, oder noch mehrern Jahren, es nicht seyn. Man kann höchst aufmerksam und wachsam seyn in Ansehung der Verirrungen, um welcher willen iene Belehrung hauptsächlich nöthig scheint, ohne diese noch zu geben. Gründe der Warnungen und Regeln gegen Veranlassung oder Befolgung wollüstiger Reize lassen sich von der Gesundheit und Wohlanständigkeit hernehmen; ohne daß es iener Aufklärung bedarf, die wegen der Vollständigkeit und Geläufigkeit, die den gefährlichen Vorstellungen bey manchen Subiecten doch erst dadurch könnte gegeben werden, immer bedenklich bleibt.

Nur so viel ist für mich ganz ausgemacht hiebey. Auf die rechte Art und Weise, wie diese Belehrung gegeben wird, auf Klugheit und Rechtschaffenheit dessen der sie giebt also vor allem, kömmt das meiste an. Ist derselbe nicht reines Herzens, mit heiliger Ehrfurcht für dieses allerwunderbarste Naturgeheimniß wirklich erfüllt; und doch bey

diesen Empfindungen gefaßt und ruhig genug, um iedes Wort, das er wählt, richtig zu beurtheilen, iede seiner Mienen, sich ganz, in seiner Gewalt zu haben: so fürchte ich von seinem Unternehmen zu viel, um dazu zu rathen.

Schon darum, und überhaupt, gebe ich dem männlichen Erzieher auf keinen Fall die Erlaubniß Zöglingen vom andern Geschlechte diese Belehrung mitzutheilen. Scheint sie ihm nöthig; so kann er dafür sorgen, daß die Mutter oder eine andere dazu geschickte weibliche Person, oder ein anderer, der auch dem Alter nach würdig ist, den Vater vorzustellen, sich der Sache unterziehe, und sich dazu vorbereite und geschickt mache. Endlich aber muß vorbereitet und gefaßt auf den Fall, wo wider seinen Willen diese Belehrung ihm abgefordert werden könnte, ieder Erzieher nothwendig seyn; damit er in solchem Falle, wo möglich, gar nicht verlegen scheine; ruhigen Ernst beybehalte, und allerley Erklärungen, von verschiedenen Graden der Vollständigkeit und Deutlichkeit, sogleich in sich vorfinde; und nach Maaßgabe der Umstände wählen könne. Bedachtsam, nicht eilfertig, mag er immer zur Auswahl schreiten; denn er darf und muß zu erkennen geben, daß die Frage etwas Wichtiges und Geheimnißvolles betreffe. Bedachtsam, ernsthaft; nur nicht verlegen soll er seyn. O daß er nur, auch auf diesen Fall, reines Herzens selbst seyn möge, geheiligt durch Religion, voll

Ehr=

Ehrfurcht für die allwirkende Gottheit, keiner Vergehungen sich selbst bewußt!

Ueber die **Erziehung des weiblichen Geschlechts** etwas zu sagen, erforderte die Hauptbestimmung dieses Buches nicht. Und wie sehr mir auch über diese wichtige Materie manches auf dem Herzen liegt: so fühle ich mich doch nicht im Stande, auf eine vorzüglich wirksame Weise dasselbe der lesenden Welt vorzutragen. **Gesundheit, Häuslichkeit** und **Gefälligkeit**, folglich auch **Bescheidenheit**, müßten die Hauptziele der weiblichen Erziehung **in allen Ständen** seyn. Aber wie ihre Erreichung möglich machen in einem Zeitalter, das vom Geist des Luxus, der Zerstreuungen und der Anmassungen beherrscht wird; dem neuer Schein, neuste Mode so viel mehr gilt als ewige Wahrheit und Natur! das Uebel wird wohl noch erst gröſſer werden müssen; ehe man die Hülfsmittel annimmt. Doch wo gerathe ich hin!

Den einmal gewählten Titel habe ich beybehalten; nur mit Weglassung des Beywortes *Neu*; für welches mein Emil mir nun doch fast schon zu alt und zu bekannt schien. Und da mich ursprünglich vielmehr Achtung für das viele Gute und Treffliche, was das **Rousseausche** Buch enthält, als die Absicht, eine Gegenschrift anzukündigen, zu einer ähnlichen Benennung des meinigen bestimmte: wozu noch weiter dieß unterscheidende Merkmal, dessen Weglassung bey meinem unterzeichneten Namen keine Verwechselung veranlassen kann? Gewisse Leute freylich, die

nicht

nicht begreifen, daß man für einen Schriftsteller grosse Hochachtung haben, und doch in wesentlichen Punkten von seinen Meynungen sich entfernt halten könne, werden hierinne einen neuen Grund finden, meine Philosophie verdächtig zu machen *). Aber solchen Leuten ist es, bey aller Vorsicht, doch nicht möglich auszuweichen. So geht man denn lieber seinen geraden Weg fort, ohne alle Rücksicht auf sie — Eben so gleichgültig, als diese kleine Veränderung am Titel, kann es den Lesern meiner Schrift auch seyn, daß mit fortlaufender Zahl der Seiten und Capitel die beyden nach einander erschienenen Bände izt in einen zusammengezogen sind. Göttingen im Febr. 1789.

*) Nach der Weise eines Ungenannten in einer auf dem Reichstag neulich ausgetheilten auf die Cölnische Nuntiaturstreitigkeit sich beziehenden Schrift. Ich müßte ungerecht gegen das Publicum und gegen mich selbst seyn, wenn ich einem solchen Angriff ein Wort weiter entgegen setzen wollte.

Von der
Erziehung
nach
bewährten Grundsätzen.

Erstes Buch.

Von der Erziehung bis ins zehnte Jahr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Capitel.

Muster einer Instruction für den angehenden Hofmeister.

Das Andenken derjenigen Jahre und Begebenheiten, die den Stoff zu gegenwärtiger Erziehungsgeschichte abgeben sollen, hat noch immer so viel angenehmes für mich, daß wenn ich dabey bedenke, wie diese Erzählung für manchen nützlich werden könne, ich dieselbe mit ganz besonderem Vergnügen unternehme.

Ich war vor kurzem aus demjenigen Lande zurückgekommen, in welchem die ehrwürdige Einfalt alter Sitten, und männliche Tugenden, beym gereinigten Geschmacke und einer gefälligen Lebensart, sich noch behaupten; und ich lebte bey meinem Vater auf dem Lande, wo ich meinen Aufenthalt demjenigen so viel möglich ähnlich zu machen

suchte, davon mir die Erinnerung noch beständig die lebhaftesten Bilder vormalte. Da wurde ich mit dem Grafen G * * *, der von den Niederlanden zurücke kam, und sich etliche Wochen auf seinen Gütern in Westphalen aufhielt, bekannt gemacht. Er suchte einen Hofmeister für seinen vieriährigen Sohn, und da man ihm dieienigen Eigenschaften an mir schilderte, die er bey einem Manne verlangte, dem er den wichtigsten Theil seiner Vaterpflichten übertragen sollte: so machte er sich Gelegenheit, mich kennen zu lernen. Ich hatte das Glück, ihm zu gefallen, und er begegnete mir auf die edelmüthigste und verbindlichste Art. Beym ersten Besuch also erhielte ich den Antrag, die Erziehung seines Sohnes zu übernehmen, und nahm ihn auch willig an.

Die Rede, die dieser verehrungswürdige Minister bey förmlicher Uebergebung seines Sohnes an mich hielt, schildert seinen Charakter so gut, und ist zugleich ein so vortreffliches Muster von der Denkungsart, welche Eltern in Ansehung der Erziehung ihrer Kinder haben sollen, daß es ein wesentlicher Ver-

lust in dieser Geschichte seyn würde, wenn ich sie nicht hier anführte, so gut ich mich derselben erinnere. Und sie war mir iederzeit zu wichtig, als daß ich ihren Innhalt hätte vergessen können. So bald ich meine Wohnung in seinem Schlosse genommen hatte, stellte er mich seinem Sohne auf eine solche Art vor, die freylich von wenig Vätern, die Grafen und Ministers sind, dürfte nachgeahmet werden, die aber von allen nachgeahmet zu werden verdiente, welche einen glücklichen Erfolg der Erziehung bey ihren Kindern wünschen.

Mein Kind, sagte er zu seinem Sohne, der mich aufmerksam ansahe, du weißt, daß so lieb ich dich habe, ich doch nicht immer um dich seyn kann. Und doch sollte ein Vater immer um sein Kind seyn, damit ihm nichts Böses widerführe. Dieser Herr will so gut seyn, und die Sorge für dich übernehmen, wo ich selbst nicht kann. Er will, aus Liebe zu dir, dein Vater werden. Von ietzo an bist du also sein Sohn. Begegne ihm wie mir, mache ihm viel Vergnügen, gehorche ihm in allem, was er dir saget.

Du mußt dich noch mehr hüten, ihn zu betrüben, als mich: denn er ist nicht schuldig, bey dir zu bleiben, und wird dich verlassen, so bald er dich nicht mehr lieb hat. Dann werde auch ich dich nicht mehr lieb haben.

Hierauf führte er mich in sein Zimmer, und redete mich also an. Da ich Ihnen das Glück meines Kindes anvertraue: so muß ich schon versichert seyn, daß Sie ein vernünftiger und rechtschaffener Mann sind. Also habe ich Ihnen nicht erst Ihre Pflichten vorzuhalten, und Ihnen eine sogenannte Instruction zu geben, wie Sie sich bey der Erziehung meines Kindes verhalten sollen. Diese ist von nun an gänzlich Ihren Einsichten überlassen. Dabey ich doch nicht vergesse, daß es meine Schuldigkeit seyn wird, Sie anzuhören, so oft Sie sich deswegen mit mir bereden wollen; und Ihnen Ihr schweres Amt, so viel mir möglich ist, zu erleichtern.

Ich will Ihnen ietzo nur sagen, wie man bishero mit Ihrem nunmehrigen Eleve umgegangen, damit Sie bey Zeiten verbessern können, wenn etwa Fehler sollten vorgefallen seyn. Oder falls Ihnen meine Grundsätze

der Erziehung, die sich Ihnen hierbey entdecken werden, gefallen sollten; damit Sie desto eher versichert werden, daß Sie von Seiten der Eltern keine Hinderniſſe, sondern vielmehr allen Vorschub, zu erwarten haben.

Die Sorge für Emilen war bisher hauptsächlich der Madame H*** überlassen, die die Wittwe eines französischen Geistlichen ist. Sie ist seit seinem ersten Jahre um ihn, und hat bey der Aufsicht über die Verpflegung seines Körpers, auch darauf zu sehen gehabt, daß alles, was einen üblen Eindruck auf seine Seele hätte machen können, so viel möglich, von ihm entfernet wurde. Ich will Sie nicht mit der Erzählung kleiner Umstände aufhalten, die zwar alle wichtige Folgen haben, aber von Ihnen meist vermuthet werden können; sondern ich begnüge mich, Ihnen nur kürzlich zu sagen, daß man sich hat angelegen seyn lassen, den guten Rath und die Regeln erfahrner Männer, mit Ueberlegung und Behutsamkeit, auszuüben. Ein besonderes Glück für meine Kinder ist die Madame H***, die freylich sehr über die gemeinen Eigenschaften derienigen Frauenzimmer

erhaben ist, die, unter dem Namen der Französinen, insgemein die ersten Jahre der Erziehung besorgen. Ich erkenne daher auch meine Verbindlichkeit, ihr mit Achtung und Distinction zu begegnen. Sie werden bey ihr eine vollkommen gute Lebensart, einen gesetzten Charakter und nicht gemeine Einsichten entdecken. Sie hat dabey ein gefälliges Wesen, und so viel Gedult, als bey ihrer Bestimmung erfordert wird.

Sie vermuthen wohl, daß sie die Schriften der rechtschaffenen **Beaumont** fleißig lieset? Sie liest sie mit Beurtheilung. Mein Sohn hat von ihr, ich weiß nicht wie, eine Menge französischer Wörter und Redensarten gelernet; und wie Sie schon werden bemerket haben, fängt er an, sich in dieser Sprache fast sogut auszudrücken, als im deutschen. Ich habe dies weder vermuthet noch verlangt. Doch denke ich auch nicht, daß es etwas schaden werde. Er kann, wie Sie finden werden, ziemlich deutsch lesen. Wenigstens hat er ohne allen Zwang, und in der That spielend, es so weit darinne gebracht, als es mancher Knabe in seinem siebenten Jahre

noch

noch nicht gebracht hat. Dieser glückliche Erfolg, der meine Erwartung übertrift, ist der Geschicklichkeit der Madame H*** zuzuschreiben, von welcher Sie sich selbst erzählen lassen können, wie sie dabey zu Werke gegangen. Ohne Zweifel billigen Sie es, daß man auch schon an die Religion bey diesem Kinde gedacht hat. So thöricht es wäre, wenn man in diesem Alter zusammenhängende Begriffe von der Gottheit, oder ein ordentliches Lehrgebäude, einem Kinde beyzubringen sich bemühen wollte: so unverantwortlich scheint es mir, die Gelegenheiten, einen Saamen der Religion in ein iunges Gemüth zu legen, und ein zartes Herz zur Ehrfurcht gegen das höchste Wesen zu bilden, muthwillig zu versäumen. Die Gottheit bleibt immer über unsere Begriffe erhaben, immer unbegreiflich. Aber sollte es derselben unangenehm seyn, wenn ein Kind, zwar nach dunkeln und vielleicht unrichtigen Vorstellungen, aber mit aufrichtiger Andacht, sie anbetet? Wenn es Religion mehr empfindet als denket? Oder sollte es zu dem Glücke des Kindes so etwas entbehrliches

seyn, bey Zeiten zur Verehrung desienigen Wesens angeführt zu werden, welches die Quelle alles Guten ist? Nur derienige, der an dem Nutzen der Religion und an der Gewißheit ihrer Wahrheiten selbst zweifelt; nur derienige, der selbst nicht so glücklich ist, ihren Werth zu empfinden, nur dieser wird der Meinung seyn, daß man einen Menschen zwölf, oder mehr Jahre, leben lassen sollte, des Glückes, den Namen des Höchsten mit heiligem Schauer, oder mit innbrünstiger Regung, zu nennen, sich unbewußt. Ein Kind ist dieses Glückes nicht unfähig; gewiß, es ist dessen nicht unfähig. Ich erinnere mich noch der Gottesfurcht meiner ersten Jahre. Sie war weniger durchdacht, als ietzo; aber ich weiß nicht, ob nun meine Anbetung in den Augen des Allerheiligsten würdiger geachtet ist, als iener einfältige Dienst, iene redlichen Blicke gen Himmel, iene ersten unausgebildeten Begriffe von dem, was der Mensch demienigen schuldig ist, der alles Schöne, das wir vor uns sehen, der alles Gute, das wir genieſſen, gemacht hat und erhält; der gegen alle Men-

schen

schen das auf eine vollkommnere Art ist, was der beste Vater gegen sein Kind ist? Oder ist es etwa schwer, durch Vergleichungsschlüsse, einem Kinde von vier bis fünf Jahren, nach und nach, fast eben so viel von Gott und seinen Eigenschaften beyzubringen, als der Philosoph, bey seinen umständlichen Beweisen, kaum besser erkennet? Ist es so schwer, seinem Gemüthe einzuprägen, daß er einen unsichtbaren Richter seiner Handlungen zu fürchten habe; ein Gedanke, darauf das Heil der menschlichen Gesellschaft beruht? Will man einwenden, daß dadurch das Herz des Kindes mit Vorurtheilen angefüllet werde, die es mit der Zeit abzulegen nicht mehr im Stande seyn dürfte? O, ich fürchte sehr, indem man dieses saget, hält man die ganze Religion für ein Vorurtheil! Die Lehrsätze der Religion werden heut zu Tage gar fleißig geprüft. Man untersuchet bey reifern Jahren gar zu genau, ob die Gebote des Herrn nicht Vorurtheile sind, von denen man sich los machen dürfe; und ich bin es zufrieden, daß man mit einem Menschen, der nunmehro zum völligen Gebrauche

brauche seiner Vernunft gekommen ist, diese Untersuchung anstellet. Ich verlange es, daß der Jüngling dasienige aus Gründen möglichst begreife, was er als Knabe, aus blosem Vorurtheile, geglaubet hat. Bis dorthin, halte ich dafür, soll man ihm auch von denienigen Lehrpuncten, die unter den Christen streitig sind, nichts oder wenig vorsagen — — Verzeihen Sie mir, wenn ich zu weitläuftig geworden bin. Das ganze Leben des Menschen scheinet mir nur durch die Religion einen wahren Werth zu bekommen. Sie ist unsere Würde, unser Trost, unsere Stütze im Unglücke, und unentbehrlich zum besten Genusse des Glückes. Ich muß mein Kind an dieser Glückseligkeit Theil nehmen lassen, so bald es kann. Ich bin überzeuget, daß Sie hierinn einerley Meinung mit mir sind *). — —

Er hielt hier ein wenig inne, und ich bezeugte ihm sogleich meine Verwunderung und

*) Wenn man auch mit einem Kinde von Gott und der Religion nie absichtlich spräche: so würde es doch, bey den gewöhnlichen Verhältnissen und Umständen unserer Erziehung, vielfältig davon sprechen hören. Und dadurch wird

und Freude über seine vortrefliche Denkungsart. Glücklich, sagte ich, ist das Kind, das einen solchen Vater hat! Glücklich ist der Hofmeister, dem er es anvertrauet! Mein Eleve soll den Schöpfer in seinen Werken sehen, wie ich. Er soll von dem Glücke nicht abgehalten werden, den zu fürchten und zu lieben, von welchem Menschen nur so viel mit Gewißheit erkennen, daß er gefürchtet und geliebet werden will. Nie müsse ihm mein Beyspiel das Gegentheil lehren!

Ich bin vergnügt, fuhr der Graf fort, daß ich Sie so reden höre. Das hauptsächlichste Stück des Erziehungsplanes ist richtig. Wir stimmen darinn überein. Mein Sohn soll nie ein Zelote, nie ein Sectirer, nie ein Scheinheiliger werden. Aber lasset uns keinen Augenblick vergessen, daß die Religion der Grund seines Glückes werden muß! Lasset uns daran denken, daß Beyspiele

wird es schon nöthig, darauf zu denken, wie seinen Ideen von diesen wichtigen Gegenständen in ihren Grundanlagen die beste Richtung gegeben werden könne.

spiele hierinne das meiste wirken. Ihre Klugheit und Redlichkeit versichert mich, daß Sie bey iedem einzeln Falle beobachten werden, was diesfalls zu thun seyn wird. Eben solch ein gutes Vertrauen habe ich, wegen der übrigen Stücke der Erziehung, zu Ihren Einsichten. Sie haben hierinn mehr Erfahrung als ich. Halten Sie es mit der Unterweisung in den nützlichen und iedem Alter angemessenen Kenntnissen, wie es Ihnen am besten dünket. Von dem rechten Gebrauche der Jugendjahre hängt die Wohlfahrt aller folgenden ab. Doch glaube ich nicht, daß das Glück der Jugend dabey aufgeopfert werden müsse. Richten Sie alles ein, wie es Ihnen gefällt. Bedienen Sie sich meiner in allem, wo ich Ihnen dienen kann, und seyn Sie versichert, daß ich die Wichtigkeit des Dienstes, den Sie mir erweisen, erkenne.

Ich verlies meinen gnädigen Herrn — — mit Vergnügen nenne ich ihn noch so — — von Erstaunen und Ehrfurcht für ihn eingenommen. Kann ein Hofmeister, sagte ich

bey

bey mir selbst, dem also begegnet wird, ie=
mals in seinem Amte nachläßig, oder ver=
drießlich werden? Wird er nicht, durch Er=
kenntlichkeit und Ehrliebe angetrieben, alle
seine Kräfte aufbieten, um seine Pflichten
aufs beste zu erfüllen? Ich gestehe gerne ein,
daß nicht alle Hofmeister verdienen, also auf=
genommen zu werden. Es möchten sich auch
wohl einige finden, die ein solches Bezeugen
nicht verständen, nicht zu schätzen oder zu
gebrauchen wüßten. Aber liegt dann nicht
meistentheils die Schuld an den Eltern? Ih=
re Pflicht ist, recht zu wählen, vorsichtig
zu wählen; aber auch zu solchen Bedingun=
gen sich zu entschliessen, daß sie **wählen**
können. Sind sie nicht im Stande, den
Umfang der Pflichten eines Hofmeisters ein=
zusehen, und seine Eigenschaften zu beurthei=
len? Desto behutsamer müssen sie sich ent=
schliessen. Sie müssen sich des Rathes recht=
schaffener und verständiger Männer bedie=
nen, die Erfahrung hierinne haben, und
uneigennützig rathen. Sind sie im Stan=
de zu beurtheilen, und entdecken sie Fehler
an ihrem Hofmeister, die seinen wesentlich=

sten

sten Pflichten nachtheilig sind: so schonen sie seiner nicht. Hier ist Nachsicht Thorheit und Verbrechen. Die einzige Gefälligkeit, die man ihnen erlauben kann, ist, einen solchen Menschen nicht zu beschimpfen. Aber gemeiniglich heißt es auch hier:

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Und wenn Eltern über Informatores, und diese über iene klagen: so haben insgemein beyde Theile recht dazu; obgleich ein Theil manchmal mehr als der andere. Wir sind Menschen, und keiner unter uns ist ohne Fehler. Also müssen auch hier beyde Theile eine gewisse Nachsicht haben. Aber bey wesentlichen Fehlern ist das beste, der Sache bald ein Ende zu machen; und dieß, so viel möglich, ohne Aufsehen, und sonderlich, ohne daß der Eleve die wahren Ursachen davon merket.

Zweytes Capitel.

Unterredung mit einer Mamsell.

Ich war sehr begierig, mit der Madame H*** genauer bekannt zu werden. Dasjenige, was ich bereits von ihr wußte, mach-

te mir die vortheilhaftesten Begriffe von ihr. Ich bezeigte ihr, da ich sie sah, mein Erstaunen über den glücklichen Erfolg, den ihre Bemühungen mit dem jungen Grafen bereits gehabt hätten, und die Erkenntlichkeit, die ich ihr schuldig wäre, einen solchen Eleve aus ihren Händen zu bekommen. Aber wie ist es immer möglich gewesen, setzte ich hinzu, ein Kind von 4. Jahren so weit zu bringen? Ich glaubte kaum, daß dieses möglich; und noch weniger, daß es rathsam wäre, diesen Jahren so viel Zwang anzuthun. — — Zwang? fiel sie mir in die Rede; es ist bey dem Lernen des Emils noch an keinen Zwang gedacht worden. Glauben Sie mir aber auch, daß es uns nicht geglückt haben würde, wenn wir es hätten erzwingen wollen. — — Aber wie haben Sie es denn gemacht? — — Ich habe ihn lernen lassen, weil er ein Vergnügen daran gefunden. — — Aber man hält insgemein dafür, daß die Kinder nicht gerne lernen, und daß man ohne Zwang es nicht weit mit ihnen bringen könne? — — Warum sollten sie nicht gerne lernen, da sie durchaus nicht

müßig seyn wollen, und begierig Beschäfftigung suchen? Meistentheils sind diejenigen, welche die ersten Jahre der Erziehung zu besorgen haben, Schuld daran, wenn ihre Untergebene in denselben nicht nur nichts lernen, sondern, welches noch schlimmer ist, einen Widerwillen gegen das Lernen auf alle folgende Jahre bekommen. Das machen eben ihre wichtigen zwangvollen Anstalten. Man entwirft bey einem Kinde von vier oder fünf Jahren einen ausführlichen Plan für die Eintheilung der Stunden, welche dem iungen Herrn mit einer feyerlich ernsthaften Mine publiciret wird; sagt ihm wohl noch dazu, daß er dies und ienes, so bisher sein Zeitvertreib war, nun nicht mehr treiben dürfe. Ein treflicher Anfang, der sehr geschickt ist, Lust zum Lernen zu erwecken! Ueber diesen Plan soll alsdann genau gehalten werden. Darin sucht der Hofmeister seine Pflicht, und die Hofnung eines guten Lobes. Das Kind hat etwa einmal keine Lust zum Lernen. Was ist natürlicher, als dieses? Es wird sauer angesehen, hart angeredet, geschimpfet, oder wohl gar geschlagen. O, nun ist alles

ver=

verdorben. Die Schuld ist des Hofmeisters, wenn sein Lehrling immer weniger Lust zum Lernen hat. Er mag sehen, wie er es wieder gut macht; aber er wird es nimmermehr ganz wieder gut machen können. Vielleicht rechtfertiget der Befehl der Eltern diese Aufführung des Lehrers? Nein! er rechtfertiget sie nicht. So einen Befehl kann er nicht annehmen, wenn er seine Pflichten kennt. Er überlasse es einem andern, einen jungen Menschen unglücklich zu machen. — —

Aber sie haben mir meine Frage noch nicht völlig beantwortet, sagte ich hierauf, wie es zu machen, daß ein Kind ohne Zwang lerne, daß es ein Vergnügen am Lernen finde? Denn der Anfang muß doch wohl in diesen Jahren gemacht werden? Wenn es zu sehr an andere Beschäftigungen, die doch allerdings weniger mühsam, als das Lernen sind, wenn es an einen andern Zeitvertreib zu sehr gewöhnet ist: so wird bey heranwachsenden Jahren nur desto mehr Zwang nöthig seyn. — — Sie haben recht, fuhr sie fort, der Anfang mit dem Lernen muß bald gemacht werden. So bald das Kind anfängt,

seine Seelenkräfte zu äusern, so ist es natürlich, daß es anfange zu lernen. Aber das Mühsame, das Eckelhafte, der Zwang muß hierbey so lange, so lange vermieden werden, als es möglich ist. Und gewiß, wenn man, wie es gar wohl angeht, in den ersten Jahren es so weit gebracht hat, daß das Kind ohne Zwang und spielend lernte: so wird bey mehrern Jahren kaum ein Zwang mehr nöthig seyn. Die Erfahrung mit Emilen bestätiget diese Grundsätze. Er gab mir selbst die erste Gelegenheit, ihn etwas lernen zu lassen. Der Trieb der Nachahmung, welcher in der Natur des Menschen liegt, und sich bey Kindern am stärksten äusert, machte, daß er bald die Handlungen nachthun wollte, die seine Schwestern vornahmen, wenn sie lernten. Er kam hin zu mir, mit einem Buche, und lallte mir unverständliche Töne vor. So wie er ietzt öfters Bleystifte nimmt, und Buchstaben nachmahlet. Ich thue hierbey weiter nichts, als daß ich ihm sein Vergnügen befördern helfe. Ich sagte ihm damals die rechten Töne vor, statt der falschen; er sagte mir sie

nach. Und so lernte er die Buchstaben kennen, so lernte er Sylben formiren, so lernte er lesen. Eben deswegen, weil ich weiter nichts that, eben weil ich nicht das Ansehen hatte, wenigstens Anfangs nicht, ihn etwas lehren zu wollen, lernte er begieriger. Eben weil ich es nicht verlangte, als wann er es selbst wollte: eben derum war der Erfolg so glücklich, so sehr über meine eigene Erwartung.

Sehen Sie, mein Herr, dies ist der grosse Kunstgriff der Unterweisung, ich sage mehr — der Erziehung. **Alles zu thun, indem man nichts zu thun scheinet.** Immer das Ansehen zu haben, als wenn man blos den Willen der Kinder erfüllte, oder geschehen liesse, was für sich geschieht. Entweder daß man wirklich ihnen ihren freyen Willen läsſet; oder daß man denselben durch Bewegungsgründe lenket, ohne daß sie es gewahr werden, sie in solche Umstände setzet, die sie dahin bringen, wo man sie haben will. Versieht man es einmal hierinne: so kann man auch auf einmal alles Gute verderben. Gesetzt, ich hätte, da Emil die Buchstaben

zu nennen oder Sylben auszusprechen anfieng, ihn wollen eine Probe in Gegenwart der Eltern oder eines Fremden ablegen lassen, um dem Kinde, und zugleich mir, Lobsprüche zu erwerben. Das Kind wäre diesmal ungern daran gegangen, und ich hätte es ihm gebieterisch befohlen. Oder er hätte es diesesmal schlechter gemachet, als sonst; und ich hätte ihm einen Verweis darüber gegeben. So hätte ich es mir zuzuschreiben gehabt, wenn seine Lust zum Lernen sich verlohren hätte. Ich habe Emilen manchmal diese Proben machen lassen; aber nie dazu gezwungen. Ich habe ihn freundlich angesehen, einen lachenden Blick auf sein Buch geworfen: so hat er es gebracht. Wenn er es nicht gebracht hätte: so würde ich ihn nicht haben merken lassen, daß ich dieses gewollt. Und wenn er es einmal meiner Erwartung wirklich nicht gemäß machte: so hat dies nicht die geringste Veränderung in meinem Betragen gegen ihn verursachet. Es vergiengen manchmal Wochen, wiewohl nicht viele, daß er nichts von mir lernte. Aber manchmal hat er mich, oder seine Geschwi-

stere, des Tages zehn bis zwölfmal deswe-
gen angelaufen.

Auf diese Art lernte Emil ohne allen Zwang so ziemlich deutsch lesen; und auf eine ähnliche Art hat er sein französisch gelernet. In dieser Sprache kennt er noch kaum die Buchstaben. Ich habe es so gewollt, sonst wäre es mir leicht gewesen, seine Einfälle auch dahin zu lenken.

Es ist hierbey freylich richtig, daß Emil nicht gemeine Seelenkräfte zeiget. Diesem ist also gewiß auch ein Theil des glücklichen Erfolges zuzuschreiben. Aber wenn man mit einem ieden Kinde von mittelmäsigem Genie so verführe; so müßte wohl nicht viel von einem gleichen Erfolge fehlen. Der Nachahmungstrieb hat dieses meistens gewirket.

Wie wenn Emil keine Geschwistere gehabt hätte, die eben lerneten? So würde ich mir andere Kinder zum Unterrichte haben kommen lassen. Aber gewiß ich würde es später gethan haben *). Dieses Mittel

*) Besonders ist eher ab- als zuzurathen, daß man mit dem weiblichen Geschlechte den Büchersunter-

tel ist in eines ieden Gewalt, und ohne Zweifel das beste. Aber es giebt auch andere, und sie wissen deren ohne Zweifel mehr, als ich. Ich habe schon lange genug geredet, um für eine Pedantin gehalten zu werden. Doch ein wenig Pedanterey ist ia wohl einer Gubernantin zu verzeihen, zumal in Gesellschaft mit einem Hofmeister.

Madame, versetzte ich, Ihre Reden verdienen einen ganz andern Namen. Sie nehmen mich mit Hoachtung für sie ein. Ihnen wird es hauptsächlich zuzuschreiben seyn, wenn Emils Erziehung glücklich von statten geht. Ich verlies sie, von der Richtigkeit ihrer Meinungen vollkommen überzeuget.

Drittes Capitel.

Nöthigste Sorgen eines Hofmeisters.

Das Schulhalten der Informatoren ist also Ursache, daß die iungen Herrn nicht gerne lernen, und folglich meistens nichts rechtes lernen. Hiezu kommen noch andere Ursachen. Man hält mit den Kindern ordentli-

unterricht schon so frühe, in oder vor dem vierten Jahr, anfange.

liche Lehrstunden. Das ist schon schlimm genug. Lehrer und Lernende werden dabey verdrießlich über einander. Noch schlimmer. Wenn denn die Lehrstunden vorbey sind; läßt man die Kinder hin wohin sie wollen. Dies ist das allerschlimmste. Man läßt ihnen auf einmal zu viel Freyheit, da man ihnen zuvor zu viel Zwang anthat. Kann es anders seyn, als daß die Schulstunden ihnen die verdrüßlichsten werden?

Man lässet sie wohl gar zum Gesinde laufen. Eltern, hier ist eine Hauptquelle der Unarten eurer Kinder! Wenn ihr ihnen dann nicht mehr widerstehen könnet, wenn ihr euch bey heranwachsenden Jahren schämet, sie um euch zu sehen; wenn sie vor euch und vor euren Ermahnungen in die Küche, oder in die Laquaienstube flichen, und ihr sie vergebens wieder zurück ruffet: so schreibet es eurer ersten Nachläßigkeit, eurer unverantwortlichen Sorglosigkeit zu!

Es ist nicht gleichgültig, was für Eindrücke die Sinnen und das Herz der Kinder durch ihre allererstten Empfindungen bekommen. Es ist gewiß nöthig, den sinnlichen

Regungen derselben mit Klugheit und Behutsamkeit zu begegnen, ehe noch die Vernunft Licht in ihnen anzündet; ehe sie noch unterscheidend bemerken, was in ihnen, und auser ihnen, vorgeht. Aber wann dies anfängt zu geschehen, wann sie sich die ersten deutlichen Begriffe sammlen: so sammlen sie sich insgemein Grundsätze aufs ganze Leben. Ihr moralischer Charakter bekommt alsdann seine Gestalt. Geschieht dies in der Gesindstube, in der Küche, im Stalle: so entstehen Junkers, die als Laquaien und Reitknechte vielleicht erträglich seyn würden, wenigstens noch gebessert werden könnten; als Hochwohlgebohrne Herren aber unglückselige, und für die Gesellschaft höchstbeschwerliche, Mitteldinge sind.

Dies würde nicht geschehen, wenn man sich von der Bestimmung eines Hofmeisters keine verkehrte Begriffe gemacht hätte; und wenn — — freylich noch mehr **wenn** — — Aber ich will suchen zu bessern, ohne zu sehr die Fehler aufzudecken.

Darum bitte ich euch also, ihr Eltern, so sehr ich bitten kann, entfernet eure zarten

Kin=

Kinder gleich Anfangs vom Gesinde *). Dazu sind die Hofmeister. Nicht zum Schulhalten; thörichtes Vorurtheil! Ihnen zur Gesellschaft, zum Zeitvertreib sind sie bestimmt; ihnen alles zu seyn, was ihre Bildung in diesen Jahren erfordert. Rechnet ihre Dienste nicht nach Stunden, nicht nach dem, was sie thun, sondern vielmehr nach dem, was sie verhindern.

Wenn es Eltern giebt, die ihrem Gesinde in den Sitten oft sehr ähnlich sind, Väter, die ihre Laquaien nur in der Unverschämtheit übertreffen: nun da ist an keine Erziehung zu gedenken. Wenigstens sind die übelsten Folgen unvermeidlich. Wenn es hoch kommt: so werden frühzeitige Heuchler gezogen, die mit der Zeit desto kühnere Bösewichte abgeben. Hofmeister verschuldigen sich eben so leicht dabey. **O wäget eure Worte, ihr Mentors, regieret eure Minen, un-**

*) Wenn es möglich wäre, den Erziehungsabsichten entsprechende Hausbediente zu bekommen: so dürfte obige Vorschrift so strenge nicht seyn. Immer bleibt es Pflicht der Eltern, ihr möglichstes zu thun, um diese Personen ienen Absichten gemäß auszuwählen, oder bey sich auszubilden.

untersuchet ieden eurer Schritte und Tritte — — kurz, werdet Christen. Diese Regel wird euch viele andere lehren, wenn ihr sie ausüben wollet. Wo nicht: so schreibe ich vergebens für euch.

Die Leser werden itzt wohl vermuthen, daß ich bey meinem Emile keinen Plan zur Eintheilung der Stunden gemacht habe. Sie haben recht, wenn sie dies so verstehen, daß ich ihm von keiner solchen Einrichtung etwas gesaget. Aber man würde sich irren, wenn man glauben wollte, daß ich daran gar nicht gedacht hätte. Fest entschlossen, bey der Methode der Madame H * * * so lange zu bleiben, als es seyn könnte: sah ich doch wohl ein, daß es nöthig sey, sich nach und nach einer gewissen Ordnung zu nähern. Aber ich sah auch wohl ein, daß diese Veränderung allmählig und unvermerkt geschehen müsse.

Meine erste Sorge war itzt, es dahin zu bringen, daß ich dem Emil lieb werden möchte; daß er gewöhnet würde, um mich so gerne, und noch lieber zu seyn, als in einer ieden andern Gesellschaft. Dieser Absicht wa=

waren alle andere, die ich noch hatte, untergeordnet. Bey Kindern sich beliebt zu machen, ist weit leichter, als bey Erwachsenen. Bey diesen sind insgemein gar vielerley Absichten zu vereinigen, gar viele Begierden zu gewinnen, gar viele Klippen der Leidenschaften zu vermeiden, wenn Freundschaft entstehen, und nicht bald wieder scheitern soll. Solche Schwierigkeiten sind bey Kindern von weit geringerer Erheblichkeit. Und es ist noch dieser Vortheil dabey, daß sie zur Freundschaft geneigter sind als Erwachsene, welche Erfahrung oder böse Eigenschaften mistrauischer und unempfindlicher gemachet haben. Man muß, um sich bey einem Menschen beliebt zu machen, sein Vergnügen zu befördern suchen. Diese Regel ist allgemein. Sie gilt auch bey Kindern. Da muß man aber dieses Vergnügen nicht nach der eigenen Denkungsart schätzen; **man muß selbst ein Kind werden. Doch muß man deswegen kein böses Kind werden.** Viele gehen in ihrer Gefälligkeit gegen Kinder so weit, daß sie ihnen nicht nur bey ihren thörichten Begierden zu willen

sind:

sind: sondern daß sie ihnen wohl gar zum Zeitvertreibe allerhand unschickliche und strafbare Dinge angeben, woran die Kinder nicht würden gedacht haben. Man darf sich nicht weit umsehen, um Beyspiele davon zu finden. Aber Kinder verfallen wohl selbsten auf unerlaubte Dinge? Dies ist nicht zu läugnen. Ohne itzt auf die Quelle davon zurück zu gehen, oder in schwere theologische Fragen mich einzulassen, sehe ich wohl so viel ein, daß, bey der sorgfältigsten Erziehung, sich dennoch an Kindern Unarten äußern werden. Doch ist auch hierbey zu erwägen, daß man oft Kindern Vorwürfe macht, die sie nicht verdienen. Fürs erste machen die **Absichten** hauptsächlich eine Handlung **strafbar**. Bey Kindern irret man sich gar oft, indem man ihren Handlungen Absichten zuschreibet, die sie nicht hatten. Ja noch mehr, man lehret sie Verbrechen kennen, indem man sie ihnen unverdienter Weise vorwirft. Sodann will man, daß Kinder keine Kinder seyn sollen. Man verzeihet ihnen Fehler nicht, die bey ihrem Alter unvermeidlich sind, Handlungen, die da Fol-

gen

gen sind der noch durch keine Vernunft bezähmten Triebe der Natur. Oder man machet ihnen zum Fehler, was vielmehr zu loben ist. Ein Kind würde dann recht albern seyn, wenn es so wäre, wie es manchmal eingebildete Weisen verlangen. **Ein Kind soll ein Kind seyn.** Dieß ist die Ordnung der Natur, welche bey der Erziehung allemal beybehalten werden muß.

Aber genug, Kinder begehen oftmals, was keinesweges zu leiden ist? So machet nur, daß sie es nicht mehr thun. Keine Moral anfangs, keinen Verweiß! Lasset sie die **natürlichen Strafen** ihrer bösen Handlungen treffen. Oder glaubet ihr, daß diese nicht genug, oder nicht bald genug, merklich sind: so verbindet willkührliche Strafen also damit, daß sie natürlich zu seyn scheinen. Ihr wisset nicht, wie ihr dieses machen sollet? O, dieß müsset ihr wissen! Dieß ist eines der nothwendigsten Stücke eures Berufes. Wir wollen einen Fall setzen. Emil sieht bey seiner Schwester eine Blume, die er gerne haben möchte, er verlanget sie von ihr, sie weigert sich, er nimmt sie end-

lich

lich mit Gewalt. Dieß ist ein grosses Vergehen. Aber soll ich ihm deswegen viele Namen von Rechten und Pflichten, von Tugenden und Lastern, vorsagen? Ich sehe ihn mit einem ernsthaften Blick an; und er giebt die Blume wieder. Oder wo er es noch nicht thut: so heisse ich es ihn mit einer gesetzten, aber nicht gebieterischen, am allerwenigsten ergrimmten Miene. Ich kann bey einem Emil, das ist, bey einem bisher richtig erzogenen Kinde, nicht annehmen, daß er sich noch widersetzet und mich nöthiget, ihm die Blume selbst zu nehmen. Welches ich doch in dem Fall, ohne Zorn und Verweis, thun würde. Ich lasse es bey diesem Vorgang und bey der ernsthaften Miene, die ich darauf annehme, noch nicht bewenden. Emil bekömmt ein Bild geschenket. Ich schenke es ihm etwa selbsten. Seine Schwester hat den vorigen Handel vergessen. Ich sage ihr: Ich möchte gerne, daß Emil erführe, wie unangenehm es ist, wenn man einem seine Sachen nimmt; damit er dieses niemals wieder thue. Es wird gut seyn, wenn Sie ihm sein Bild dort abfordern, und so er es Ihnen

nen nicht willig giebt, wegnehmen. Sie thun es ungerne, ich merke es, meine Liebe; Sie wollen ihren Bruder nicht betrüben. Aber es gereicht dieß zu seiner Besserung. Sie thut es. Emil nimmt es übel. Ich sage ihm dann: es ist allerdings unangenehm, sich etwas nehmen zu lassen. Aber Ihre Schwester glaubte, daß Ihnen dieses nicht unangenehm wäre, weil Sie ihr neulich ihre Blume wegnahmen. Inskünftige werden Sie gewiß niemanden etwas wider seinen Willen wegnehmen, mein lieber Emil. Die kleine Gräfin hatte ihm das Bild schon wieder gegeben, als ich dieses sagte.

Der Grundsatz: **Was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht**, ist so natürlich und so faßlich, daß es nicht schwer fällt, auch Kinder darauf zu führen. Aber wenig Worte, keine Beweise! Eigene Erfahrung muß sie dieses lehren.

Die Strafen sind manchmal noch leichter auf eine natürliche Art mit den Handlungen zu verbinden. Emil hält seine Kleider nicht reinlich. Ich lasse es ihn bemerken, ich ra-

the ihm, dieß künftig beſſer zu vermeiden. Weiter ſage ich nichts. Aber bald darauf muß er im beſchmutzten Kleide vor einem Fremden erſcheinen. Der Fremde iſt vorbereitet. Er bemerket den Schmutz. Wir ſcheinen uns alle zu ſchämen. Emil ſchämet ſich auch, und nimmt künftig ſeine Kleider beſſer in Acht.

Man muß vielleicht manchmal Gründe angeben, wenn man etwas unterſaget. Z. B. ein Kind hat ein unanſtändiges Wort gehöret und ſaget es nach. Es ſiehet nicht ein, was es zu bedeuten hat. Aber es ſoll es doch nicht mehr im Munde führen. Saget ihm: Mein Kind, dieß Wort iſt rechtſchaffenen Leuten unangenehm zu hören. Wenn es iemand gebrauchet hat: ſo war es aus Verſehen, und er hat ſich damit geſchadet. Denn man hat ihn nicht mehr gerne um ſich. Dergleichen Gründe kann ein Kind begreifen. Das Angenehme iſt das einzige Gut, das es kennet; wenigſtens das, was es am lebhafteſten empfindet. Dieß muß alſo auch der Bewegungsgrund ſeyn, wenn man ihm Handlungen vorſchreibt. Geſetzt, das Kind fragte

te in diesem erst angenommenen Falle weiter:
Warum ist es rechtschaffenen Leuten unangenehm, dieß Wort zu hören? So würde ich etwa mit einer ruhigen etwas ernsthaftern Miene zur Antwort geben: wenn du einmal groß und wacker werden wirst, so wirst du es erfahren. Vielleicht geben aber die besondern Umstände noch eine schicklichere Antwort an die Hand. Nur daß des Raisonnirens nicht zu viel werde! Das nöthigste bey einer ieden Correction ist dieß, daß wir keinen Zorn dabey blicken lassen, und alles mit ruhigem und immer gegenwärtigem Geiste thun. **Von der iähen Hitze und den Uebereilungen des Zornes muß ein Hofmeister frey seyn.** Dieß muß seyn. Kalt Blut ist eine der nöthigsten Eigenschaften für denselben. Er lasse nicht eher nach, bis er es so weit gebracht. Er mache sich Erinnerungszeichen an alle Wände; er denke dem stündlich nach; er flehe den Herrn, der die Kräffte geschaffen hat, und die Herzen lenket wie Wasserbäche, täglich darum an. Dann wird ihm alles leichter werden; und alles besser von statten gehen. Eine ernsthafte Mie-

ne bey ruhigem Blut thut alsdann die Wirkung, die der tobende Zorn suchet, und nie erhält.

Viertes Capitel.

Noch ein paar Puncte, die wichtiger sind als das Latein.

So ohngefähr machte ichs bey den Vergehungen des Emils. Oft genug verhinderte ich sie, wenn ich voraus sah, daß sie geschehen könnten. Auf der andern Seite aber suchte ich ihm alles mögliche Vergnügen zu machen. Dabey folgte ich, wie billig, seinen Neigungen. Doch suchte ich sie auf solche Gegenstände unvermerkt zu lenken, von welchen das gewisseste und unschuldigste Vergnügen zu erwarten ist. Was konnten diese anders seyn, als die Schönheiten der Natur? Kann noch unverderbten Sinnen etwas angenehmer seyn, und völligere Empfindungen verursachen, als der reine Glanz des Himmels, eine bunte Wiese, ein blühender Baum, eine farbenreiche und wohlriechende Blume, ein rieselnder Bach, ein schattigter Hayn?

Die

Dieſes ſind die Urbilder der ſinnlichen Schönheiten. Ihre Eindrücke ſind richtig und ſicher. Nur Menſchen, die ſich zu erhöhen glauben, wenn ſie unnatürlich werden, ſind unglücklich genug, ihnen die Tändeleyen der Kunſt vorzuziehen. **Annette** und **Lubin** können nicht begreifen, wie Stadtleute ſo thöricht ſeyn mögen, ihre tapezirten Zimmer einer grünen Hütte vorzuziehen. Ein Blumenſtrauß, ein Vogel verurſachten dem Emil, verurſachen gewiß einem ieden Kinde, das man noch nicht zur gezwungenen Stubenpuppe gemacht hat, ein Vergnügen, welches ihm Opern und Gallatäge nie gewähren werden. Wir lieſſen keinen ſchönen Tag vergehen, ohne etliche Stunden in einem Garten oder auf dem Felde zuzubringen. Emil wählte meiſt ſelbſt Zeit und Ort zu unſern Spaziergängen. Wenigſtens war ich ſeinem Verlangen dabey nicht leicht zuwider. Sein Vergnügen war die Abſicht derſelben. Warum ſollte ich es nicht auf ſeine Wahl ankommen laſſen *)? Hofmeiſter ſind ſehr unbillig,

wenn

*) Aber der Junker muß pariren lernen. Dieß iſt bey manchem Hofmeiſter eine Haupt-

wenn sie verlangen, es soll für ihre Untergebene ein Vergnügen seyn, mit abgemessenen Schritten, stille und tiefsinnig, neben ihnen einher zu gehen; und dorthin zu gehen, wo iene vielleicht das meiste Vergnügen finden, aber diese desto weniger. Bey den Ergötzlichkeiten der Kinder muß man sich nach dem Geschmacke der Kinder richten. Dieser ist auch meist richtig, denn sie folgen der Natur; wenn sie nur noch nicht durch böse Beyspiele sind verführet worden. Und wenn sie etwa fehlen, indem sie sich von dem Triebe zu irgend einem Vergnügen zu weit führen lassen: so sind gewiß selten ihre Fehler ihnen so nachtheilig, als die eigensinnigen Einschränkungen der Hofmeister; und sie können durch die Folgen ihrer Vergehungen leicht gebessert werden. Doch wenn man ihre Freyheit einschränken muß: so ist es noch immer besser, bey den Ergötzungen den Anfang zu machen.

Denn

maxime. Aber wird derienige sich der Nothwendigkeit oder der Pflicht widersetzen, der Vernunft hat? Oder ist es gut, daß der Eleve von demienigen, den er lieben soll, unnöthigen Zwang erdulden lerne? Oder gewöhnt man durch Zwang und Erbitterungen zum gefälligen Wesen?

Denn wenigstens ist nicht zu befürchten, daß diese ihnen dadurch zuwider werden.

Mein Emil durfte bey unsern Spaziergängen sich setzen, stehen bleiben, springen, laufen, vornehmen was er wollte. Er durfte es wenigstens meistentheils; und daher richtete er sich auch gerne nach mir, wenn ich einmal anderes Sinnes seyn mußte. Denn denenienigen suchen auch Kinder zu gefallen, die sie lieben; und sie lieben dieienigen, die ihnen viele Gefälligkeiten erweisen. Saget ihnen immerhin, daß ihr sie liebet, und widersetzet euch unbilliger Weise ihrem Willen; ihr werdet sie nicht überzeugen, und ihr habt auch kein Recht dazu. Aber suchet erstlich ihr Vergnügen zu befördern, das Vergnügen, welches ihren Jahren gehört; alsdann werden sie auch glauben, daß ihr sie liebet; und euch folgen, wenn ihr ihnen etwas befehlet. Oder folgen sie nicht: so lasset sie die natürlichen Strafen treffen. Oder wenn es aufs höchste kommt, und nicht anders seyn kann: so erfahre dann der Untergebene die Abhängigkeit von euch, als eine Nothwendigkeit, die ihr weder ver-

langet, noch verursachet habt, aber die nicht zu ändern ist.

Euer Eleve begehret etwas, das ihr ihm zuzulassen nicht geneigt seyd. Untersuchet wohl vorher, ob ihr es ihm abschlagen müsset, und was für Gründe euch dazu bewegen. — — **Habt ihr ihn einmal abgewiesen: so muß es dabey bleiben.** Kein Bitten, noch weniger Ungestümm, darf euren Entschluß ändern. Denn warum liesset ihr euch erst bitten, wann ihr es thun konntet? Es ist wahr, es müssen Kinder auch bitten und gute Worte geben lernen. Aber lasset eure Untergebene dieß bey andern Gelegenheiten lernen. Sie lernen es nur gar zu gut, und misbrauchen es zu bald. Wann sie euch durch Bitten bewegen wollen: so gebet ihnen freundlich zur Antwort, daß ihr gar nicht würdet auf ihr Bitten gewartet haben, wenn es seyn könnte; daß sie wüßten, wie bereitwillig ihr immer seyd, ihr Vergnügen zu schaffen. Auf diese Art werdet ihr euch den Verdruß eines beschwerli-

chen

chen Anhaltens auf viele kommende Fälle erspahren *).

Aber wenn diese Versicherung ihre Wirkung thun soll: so müsset ihr durch eure bisherige Aufführung von der Wahrheit derselben den Eleve schon überzeuget haben. Und es muß der gegenwärtige Fall von der Art seyn, daß er ihm nicht eine gerechte Ursache giebt, über euch unzufrieden zu werden. **Denn Kinder sind nicht so sehr Kinder, als man sich manchmal einbildet. Sie fühlen das Unrecht, und sehen es auch oft ein.** Und wenn sie es einsehen, daß man ihnen Unrecht gethan: so sind die Folgen davon kaum bey Erwachsenen so gefährlich, als bey ihnen.

Fragen sie euch, warum ihnen dieses oder jenes nicht verstattet wird: so gebt ihnen die natürlichste Ursache an, die euch einfällt. Sind sie damit nicht zu frieden; so antwortet: Mein Kind, es muß so seyn. Denn es

ist

*) Der Zusammenhang giebt zu erkennen, daß da nur von Bitten um dasienige, was bereits abgeschlagen ward, die Rede ist.

ist nicht gut, wenn man Kinder zu bald gewöhnet, Rede und Antwort von einem zu fordern. Es ist nicht möglich, sich allemal vor ihnen zu rechtfertigen, und sie zu befriedigen. Man muß zuletzt doch auf das, **es muß seyn**, kommen; und dieß ist dann ihnen erst desto empfindlicher, und dem Lehrer desto nachtheiliger, wenn sie sich einbilden, er könne sich nicht weiter vertheidigen. Muß es einmal zu Befehlen kommen: so ist es am besten, sie zu einem blinden Gehorsam zu gewöhnen. Aber desto strenger muß der Vorgesetzte sich selber seyn, desto vorsichtiger soll er zu Befehlen schreiten; desto genauer soll er die Gründe und Gegengründe vorher prüfen. Ist der Untergebene unartig genug, seinen Willen mit Ungestümm durchsetzen zu wollen: so lasset ihn erfahren, daß ihr mächtiger seyd, als er. Aber hier, wie allezeit, **wenige Worte, Gelassenheit, keinen wilden Zorn.**

Oder lasset ihn die natürlichen Folgen seines Ungehorsams treffen, wenn es ohne Gefahr geschehen kann. Euer unbändiger Junker läuft wider euren Willen weg. Veranstaltet

staltet es, daß ihm so etwas unangenehmes begegne, wie ihr zu befürchten Ursache hattet; woferne es sich dießmal nicht von selbsten ereignen sollte. Ein gesunder Verstand wird sich die Umstände genauer zu Nutze zu machen wissen, als es sich im allgemeinen anzeigen läßt. Und einem andern würde auch mit noch so vielen Beyspielen nicht zu helfen seyn.

Wann die Abhängigkeit ihm beschwerlich wird: so gebet ihm zu erkennen, daß es uns allen nicht besser gehet; daß wir nicht nur unter der Gewalt der äusserlichen Dinge stehen, sondern auch den willkührlichen Befehl anderer Menschen gehorchen müssen. Er will ausgehen, wann ihr nicht könnet. Aber siehe, ihr selbst waret ein andermal im Begriffe auszugehen, da euch sein Herr Vater, oder sonst iemand davon abhielt.

Aber alle diese Regeln sind umsonst, wenn ihr ungerecht und eigensinnig seyd; wenn ihr ein Kind nach euch bilden wollet.

Müsset ihr etwa einmal den Entschluß ändern, den ihr dem Verlangen eures Lehrlings entgegen gesetzt hattet, wie dann dieses sich ereignen kann: so lasset ihn sehen,

daß

daß die Umstände sich geändert haben, daß die vorigen Ursachen wegfallen, daß andere das Gegentheil erfordern. Vor allen Dingen lasset keinen Unwillen deswegen blicken, und keine Verlegenheit: sondern bezeuget vielmehr eine Freude darüber, daß ihr nun eures Lieblings Willen zu vergnügen im Stande seyd. Ihr werdet es aufrichtig thun, wenn ihr vorher nicht aus Eigensinn, sondern aus triftigen Gründen euch bestimmt hattet.

Ich hatte nicht oft Gelegenheit, bey Emilen Zwang und Befehle zu gebrauchen. Ich suchte sein Vergnügen zu befördern, wo ich nur konnte; und darum liebte er mich zu sehr, als daß er nicht gesucht hätte, mir zu gefallen. Eine ernstliche Miene bewog ihn, meinem Willen zu folgen, ohne zu untersuchen. Kinder die schon verdorben sind, werden freylich immer mehr Schwierigkeiten verursachen. Aber man gehe nur auf den Ursprung zurück! Und noch kann man vieles verbessern, wenn man ordentlich das Bezeigen gegen sie annimmt, das man gleich Anfangs hätte annehmen sollen; und bey ihren

Vor-

Bosheiten gelassenen Ernst beweiset. Billige Gefälligkeit gegen das Vergnügen des Eleven; unerschrockene Standhaftigkeit und kaltes Blut, wenn man sich ihm widersetzen muß; Geschicklichkeit die allerersten Grade der Strafen, die allergeringsten Veränderungen in seinem Betragen wirksam zu machen, müssen in iedem Falle das Beste thun, und werden gewiß nie ohne merklich gute Folgen seyn.

Fünftes Capitel.

Von den Ursachen des Unterschiedes der Menschen in Ansehung der Erkenntnißfähigkeiten.

Bey der Erziehung, wie bey allem, was der Mensch thun kann, erstrecken sich seine Kräfte und Geschicklichkeiten nicht so weit, daß er etwas schaffen könnte, wo nichts, wo kein Grund vorhanden ist. Alles, was er thun kann, besteht nur darinne, daß er dasienige, was er vor sich findet, auf eine gewisse Weise anders einrichtet, hier etwas absondert, dort etwas mit einander verbin-

det,

det, daß er den Kräften Gelegenheit zu wirken, und eine gewisse Richtung giebt, bald ihre Wirksamkeit aufhält, bald sie treibet und anreitzet.

Daß daher auf die natürliche Anlage eines Menschen bey der Erziehung desselben gar vieles ankomme, ist leicht zu erachten; und iedermann gesteht es ein. Wer zweifelt daran, daß bey einem Kinde, welches ganz geringe Erkenntnißfähigkeiten äussert, die besten Anstalten weniger fruchten, als bey einem guten Kopfe, welcher oft für sich selbsten vortreflich wird, ohne Anweisung und Unterricht? Man hält ferner dafür, daß schon vermöge der ursprünglichen Anlage, die in ihm ist, ein Mensch zu einer Art der Geistesbeschäfftigungen aufgelegt und geschickt gebohren werde; ein anderer zu einer andern; und daß es daher komme, daß bisweilen die besten Genies unfähige Köpfe scheinen, so lange bis sie die Beschäfftigung finden, für die sie die Natur bestimmt hat.

Aber wie viel von dieser natürlichen Anlage abhängt, was eigentlich ursprünglich und unabänderlich dabey ist, und was noch

kann

kann gehoben und geändert werden, und worinne also zuletzt der Hauptgrund des Unterschiedes der Köpfe lieget; dieses ist so leicht nicht zu bestimmen.

Und doch ist dem Erzieher gewiß daran gelegen, dasienige was er bilden und befördern soll, wo möglich vom Grunde aus zu kennen. Es muß üble Folgen haben, wenn man entweder für ursprünglich und unabänderlich hält, was noch wohl geändert werden könnte; oder den Grund von etwas am unrechten Orte sucht; und überhaupt also nicht dieienigen Absichten und Mittel wählet, die den Grundbestimmungen der Natur am angemessensten sind, und also am besten gelingen müssen.

Man wird es daher nicht für eine unnöthige Ausschweifung halten, wenn ich mich itzt in weitere Betrachtungen über diese Sache einlasse. Es würde mir schwer geworden seyn, alles, was zu meiner Absicht dienlich scheinet, in die Erzählung einzuflechten. Vielleicht ist auch diese Abwechselung selbst einigen Lesern angenehm.

Ich

Ich will mich hier in keine Spitzfindigkeiten und schwere Fragen einlassen, über die Natur der menschlichen Seele, des besfern Theiles von uns, in welchem unser Denken und Wollen vorgeht, und alle unsere Vorstellungen und Begierden zusammen kommen. Ob es ein ausgedehntes und theilbares Wesen ist, oder nicht; daran mag itzt nichts gelegen seyn. Genug, daß wir einen bessern Theil unserer Natur, einen Geist in uns kennen, den wir mit Recht, von dem was unser Körper heißt, unterscheiden.

Natürlich entsteht also bey dem Nachdenken über den Unterschied der Menschen, in Ansehung der Erkenntnißfähigkeiten, die Frage: Ob in dem, was des Körpers ist, oder in dem Geiste allein, oder in beyden, der Grund von diesem Unterschiede zu suchen? Wenn es auch eine blosse Frage der Neugierde wäre: so scheinet die Neugierde selbst nicht zu tadeln, wenn es darauf ankömmt, sich und seine Natur, den Grund und Ursprung seiner Kräfte, kennen zu lernen. Aber die praktischen Folgen können bey einer solchen Untersuchung nicht fehlen.

Wenn

Wenn man den Ursachen von etwas nachdenket: so befiehlt die Vernunft, daß man fürs erste die bekannten und ausgemachten Ursachen, die die Erfahrung an die Hand giebt, erwäget, um zu sehen, wie vieles diese bewirken, ehe man sich auf Vermuthungen einläßet, und noch andere Ursachen annimmt, die für sich nicht offenbar sind.

Und nun, wem ist wohl unbekannt, daß auf den Zustand unseres Körpers bey den Geistesgeschäfften sehr vieles ankömmt? An einem heitern Morgen, wenn der Körper neue Kräfte gesammlet hat, wenn keine unverdauten Speisen ihn beschweren, kein Schmerz in ihm ist; oder wenn durch eine mäßige Bewegung den Säften der Lauf durch alle Theile erleichtert worden ist: wie frey ist da nicht unser Geist, wie schnell entstehen nicht da die Gedanken auf einander, wie helle und deutlich sind sie nicht? Wer empfindet nicht den Einfluß der Witterung, den beschwerlichen Einfluß der Hitze, der schwühlen und feuchten Luft; den stärkenden Einfluß einer heitern und mäßig warmen Luft?

Hieraus, und aus unzähligen Beobachtungen, die so unbekannt nicht sind, daß ich sie anführen müßte, wird wohl ein ieder den Schluß ziehen, daß auf den ursprünglichen, beständigen oder gewöhnlichen Zustand des Körpers, auf die Triebe die in ihm sind, auf die Menge und Vertheilung der Lebensgeister, überhaupt auf die Mischung der Säfte und auf den Bau und das Verhältniß der festen Theile desselben, in Ansehung der Geistestriebe und Fähigkeiten eines Menschen nicht wenig ankommen müsse.

Diese allgemeine Folge mag uns einstweilen genug seyn, ohne daß wir es wagen zu bestimmen, was für ein Temperament witzige, und was für eines tiefsinnige Köpfe hervorbringt, oder wie die unterschiedenen Genies in den innern Theilen des Körpers, in denen, mit welchen, wie es scheint, der Geist unmittelbar communicirt, organisirt seyn müssen. Die Muthmassungen, die man hier wagen kann, scheinen für praktische Absichten noch zu kühn. Und wir dürfen sie itzt noch um so viel weniger wagen, da wir noch nicht untersucht haben, was für andere

Ursachen mitwirken, die Geistesfähigkeiten zu bestimmen. Man schreibt gar leicht einer Ursache, die man entdecket hat, zu viel zu, wenn man noch nicht die andern mitwirkenden Ursachen kennet.

Es ist aber meine Meinung gar nicht, daß nicht, wenn man nur erst viele Erfahrungen richtig gesammlet hätte, bestimmtere Sätze von dem Verhältnisse dieser oder iener Beschaffenheit des Körpers zu gewissen Geistesfähigkeiten sich heraus bringen liessen *). Als=

*) Weit bis zum Paradoxen geht hiebey unter andern ein bekannter spanischer Arzt, Huart, dessen Buch von der Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften, auch ins Deutsche übersetzt ist. Pour moi, sagt er S. 68. der franz. Uebersetz. Amst. 1672. je suis de ce sentiment, que comme je sçay, que la Nature fait l'homme d'une semence chaude & humide (qui est le temperament, qui enseigne aux ames sensitives & végétatives, ce qu'elles doivent faire) il ne peut pas raisonner; & que si elle au contraire le formoit d'une qui fut froide & seche, il pourroit discourir en naissant & raisonner de son enfance. Die Lehre von den Temperamenten ist sowohl in Ansehung der Fähigkeiten, als der Neigungen, die davon herkommen sollen, von vielen übertrieben worden. Aber deswegen kann man nicht die ganze Sache für nichtig erklären. So wie von der grössern oder geringern Elasticität und andern Unterschieden der festen Theile vieles abhangen muß: also

Alsdenn würde sich auch die Folge bestimmter vortragen lassen, die ich itzt auch nur allgemein anzeigen kann, daß Diät und Pflege, und die ganze physische Lebensart eines Menschen, und also auch der Ort, wo er sich aufhält, auf seine Geisteskräfte einen merklichen Einfluß haben.

Aber eine andere eben so offenbare Ursache der Verschiedenheit des Genies liegt in der unterschiedenen Anwendung und Uebung der natürlichen Kräfte. Dieienigen Triebe weggerechnet, denen zu Folge wir einiges, ohne zu wissen wie, verrichten, ist bekanntlich unsere thätige Kraft ein Vermögen, so nach Vorstellungen und Begriffen sich richtet, die wir nicht mit auf die Welt bringen, sondern uns erwerben müssen. Die Seele ist daher von vielen mit einer leeren Tafel verglichen worden, auf welcher vermittelst der Veränderungen, die die Empfindungen in uns verursachen, allerhand Bilder beschrieben

muß auch auf die Substanz der flüßigen Theile, von welchen die festen Theile genähret und getrieben werden, vieles ankommen. Mein Zweifel geht nur wider die Sicherheit der praktischen Folgen.

ben würden. Andere, die von der Seele kei=
nen so bildlichen Begriff geben wollen, sagen,
daß die feinern Theile des Körpers, die Fi=
bern oder Fasern des Gehirns, deren sie sich
als ihrer nächsten Werkzeuge bedienet, an=
fangs so zart und beugsam sind, daß sie Ein=
drücke annehmen und zu Bewegungen leicht
gebracht werden können, zu welchen sie,
wenn sie einmal durch stete Anwendung von
einerley Art, oder auch durch irgend einen
gewaltigen Zufall, eine festere Form bekom=
men haben, nicht mehr geschickt sind. Je
nachdem also ein Mensch gewisse Vorstellun=
gen bekömmt, ie nachdem bekommen seine
Geisteskräfte eine gewisse Richtung, und Ge=
schicklichkeiten werden in ihm gegründet. Und
vieles kann auf die ersten Eindrücke ankom=
men.

Nicht iedwede Anwendung giebt der See=
le, oder den Werkzeugen, vermittelst deren
sie erkennet und wirket, dieienige bleibende
Richtung, wodurch die Fertigkeit, eines leich=
ter als das andere zu vernehmen oder zu ver=
richten, bewirket wird. Durch öftere und
fleißige Wiederholung der nemlichen oder ei=

ner ähnlichen Beschäfftigung entsteht erst die Fertigkeit. Und diese wird sich nicht finden, wo nicht Lust zur Sache ist. Lust zur Sache ist also die Triebfeder, von welcher bey der Bildung der Köpfe — ich will noch nicht sagen wie vieles — aber gewiß vieles abhängt.

Nun fragt es sich, was kann die vorzügliche Lust zu einer gewissen Beschäfftigung erwecken? Hängt diese vielleicht von einer ursprünglichen Disposition der Natur in der Seele oder dem Körper ab?

Hier will ich nun gerne einräumen — daß in der Organisation eines Menschen selbst schon ein Grund liegen könne, warum gewisse Beschäfftigungen ihm angenehmer, oder weniger unangenehm sind, als einem andern. Vermöge der Anlage derselben kann es seyn, daß den Organen eine gewisse Anwendung schwerer oder leichter wird, und daher abschrecket oder reitzet. Vielleicht, daß wegen eines solchen ursprünglichen Unterschiedes der Naturen der eine durch dasienige auf eine unangenehme Weise erschüttert und ermattet, oder in disharmonirende Empfindungen versetzet, oder nicht genug gerührt

und

und beschäfftiget wird, was den andern sanfte, harmonische, ergötzende Bewegungen verursachet. Vielleicht daß mancher stark angreifende Bewegungen in seinem innern Wesen liebt, wie einer gerne über Gräben springt, auf Bäume klettert, überhaupt starke Leibesübungen liebt, der andere nicht; und dieß offenbar, wenigstens zum Theil, wegen der verschiedenen Disposition des Körpers. Endlich läßet sich gedenken, daß eben die Disposition des Körpers, die den einen munter, flüchtig und freundlich machet, ihn aufgelegt mache, Aehnlichkeit, Wahrheit und Vollkommenheit zu bemerken; da das schon in dem Körper gegründete schwermüthige und mürrische Wesen eines andern Ursache mit seyn kann, daß dieser sich darauf leget, Unterschiede, Irrthümer und Fehler zu entdecken.

Aber wie vielen Grund man auch hierinne suchen mag von der Lust, wodurch die Menschen zu gewissen Geistesbeschäfftigungen und Lebensarten gezogen werden; so kann man doch die andern Ursachen nicht in Zweifel ziehen.

Aus unzähligen Quellen — auf die letzten und innersten sehe ich itzt nicht — entspringt das Vergnügen, und durch eben so viele Ursachen kann also einem Menschen etwas angenehm werden. Denn eine Vorstellung, in welcher etwas angenehmes liegt, oder die Empfindung der Lust, darf nur damit verknüpfet werden. Und kann nicht eine angenehme Vorstellung mit iedwedem Dinge verknüpfet werden; so verknüpfet werden, daß sie sich nicht leicht wieder davon trennen lässet? Die Seelenforscher wissen es, und iedermann kann es bald merken, wenn er auf sich acht geben will, daß ein paar Vorstellungen, wenn sie auch nichts ähnliches mit einander haben, dadurch daß sie zufälliger Weise, oder auf willkührliche Veranstaltung, einmal sehr lebhaft, oder oft, neben oder auf einander in der Seele eines Menschen entstehen, also mit einander vereiniget werden können, daß nicht leicht eine mehr ohne die andere entsteht. So verknüpfet sich das Andenken und die Empfindung der Freude mit der Vorstellung von dem Orte oder der Zeit, da wir einmal oder öfters erfreuet

wor-

worden sind. Und eben also das Andenken der Schläge oder Scheltworte, und die Empfindung des Verdrusses mit der Vorstellung des Buches und der Lection, die Gelegenheit dazu gegeben haben. So kann also alles angenehm oder weniger mißfällig für einen Menschen werden durch die Verknüpfung mit einer angenehmen Vorstellung, oder wenn man lieber will, mit der ergötzenden Empfindung.

Nicht daß iedwede angenehme Vorstellung oder ergötzende Empfindung mit iedweder Sache, und bey einem ieden Menschen, sich verknüpfen liesse. Aber da der angenehmen Vorstellungen unzählig viele sind, die bey einem ieden Menschen Platz finden: so kann immer eine dazu dienen, eine Sache angenehm zu machen, wenn es die andere nicht kann.

Es darf nur etwas aus einem unangenehmen Zustande uns heraus reissen: so ist es schon willkommen, und kann dadurch das Ansehen einer guten Sache bey uns gewinnen. Alles, was uns beschäfftiget, wenn wir Beschäfftigung suchen, alles was den

unsteten beläſtigenden Trieben der Wirkſamkeit eine gewiſſe Richtung giebt, und die hungrige Seele mit lebhafteren Vorſtellungen erfüllet, kann dadurch ergötzend für uns werden.

Was kann alſo einem Menſchen nicht zur angenehmen Beſchäfftigung gemacht werden, wenn es ihm zur rechten Zeit vorgelegt wird?

Ein Ding das neu iſt, wenn es auch ſonſt wenig auf ſich hat, gefällt, weil es neu iſt, zumal denen die noch wenig Beſchäfftigung haben, und aus Mangel der genauern Kenntniß leicht vielerley Erwartungen ſich machen. Abermal ein Grund, weswegen zu einer gewiſſen Zeit und bey einer gewiſſen Vorſtellungsart alles angenehm werden kann.

Wer das Vergnügen liebt und den Schmerz flieht, der liebt auch die Mittel, ſich das Vergnügen zu verſchaffen und vom Schmerz ſich zu befreyen; er ſtrebt deſto eifriger darnach, ie nützlicher und unentbehrlicher ſie ihm zu dieſer ſeiner Abſicht zu ſeyn ſcheinen. Je mehr er von dem Nutzen dieſer Dinge ſagen hört oder ſelbſt erfährt, deſto

sto lieber werden sie ihm. Die angenehmen Vorstellungen verknüpfen sich endlich in solcher Menge und so genau mit den Begriffen von denienigen Dingen, die man zuerst nur um ihres Nutzens willen, und in Rücksicht auf andere Dinge begehrte; daß man sie zuletzt für absolute Güter ansieht, und aus der Vorstellung derselben Vergnügen, als aus einer ursprünglichen Quelle schöpfet. Hingegen verlieret sich die Lust, die man an diesen Dingen hatte, wieder, wenn man einsieht, daß man sich in Ansehung der Vortheile, die man von ihnen erwartete, betrogen hatte. Dieß geschieht zumal, wenn die Neigung noch iung, wenn sie noch nicht zur Natur geworden ist.

Es ist eine bekannte Meinung vieler Weltweisen aus den alten und neuern Zeiten, daß, ausser den angenehmen Empfindungen, die von gewissen Zuständen des Körpers herkommen, und die ersten sind, die uns zu Theil werden, alle andere Vergnügen aus dieser Quelle, nemlich aus der Vorstellung des Nutzens entspringen. Darinne setzen sie den letzten Grund iener feinern Ergötzungen,

woran der Körper nicht so unmittelbar Antheil nimmt, des Wohlgefallens so der Mensch empfindet bey der Vorstellung seiner Einsichten, Geschicklichkeiten und übrigen Vollkommenheiten, bey dem Bewußtseyn der Liebe und Achtung, die man für ihn hat, und daher auch bey denienigen Beschäfftigungen, die diese reitzenden Vorstellungen ihm erwecken, diese seine Vollkommenheiten befördern. Ich bin nicht ganz der Meinung dieser Philosophen. Ich glaube, so wie etwas dem Auge unmittelbar gefällt, und nicht blos deswegen, weil es auch wegen seines Geruches oder Geschmackes angenehm ist, eben so könne auch etwas wegen der Art, wie unser Innerstes dabey afficiret wird, unmittelbares Vergnügen uns verschaffen, ob wir gleich auch in Rücksicht auf die Empfindungen des äussern Sinnes, mit denen es übereinstimmt, und um seines manchfaltigen Nutzens willen, es begehren. Aber in so weit bestätiget die Erfahrung dieser Weltweisen Meinung, daß wenn man auf den Ursprung dieser erst berührten und vieler andern Vergnügungen, die nicht weniger unmittelbar zu seyn scheinen,

nen, acht giebt, man dieselben insgemein zuerst hauptsächlich aus der Vorstellung des Nutzens entspringen sieht.

Aus dieser fast zu langen Anmerkung — durch die ich aber zugleich für das folgende Capitel etwas gewonnen habe — ziehe ich itzt nur diese Folge: daß daraus noch nicht sogleich ein angebohrner und unmittelbarer Hang sich beweisen lässet, wenn einer etwas an und für sich und ohne Rücksicht auf seine Nutzbarkeit zu lieben scheinet; und daß es nur auf geschickte Verknüpfung der Vorstellungen vom Nutzen ankömmt, um eine solche Lust zu etwas zu erwecken, bey welcher man auch das Unangenehme, das damit verbunden ist, bald vergisset. Aber dabey wird unter andern auch dieß zu beobachten seyn, daß man einem die Sache als nützlich vorstellet in Ansehung solcher Güter, die er kennet, und hochschätzet; und auf eine Art, die Eingang bey ihm findet, und Ueberzeugung wirket; besonders also in einem solchen Ton, und zu einer Zeit, daß er gerne zuhören mag.

Wenn diese bisher bemerkten Ursachen einzeln schon etwas ausrichten können, wie vieles muß erst geschehen, wenn mehrere derselben zusammen wirken? Wenn der Knabe Beschäfftigung suchet, und sie in der Nachahmung seines Lieblings findet, und sieht, daß diese Beschäfftigung seinen Eltern wohlgefällt, wenn sie ihm aus dem Stoffe seiner angenehmen Empfindungen Hoffnungen schaffet, Aussichten eröffnet; wie ungeschickt müßte man nicht seyn, wenn man machte, daß diese Lust sich bald wieder verlöhre!

Eine geschickte Anweisung befördert das Wachsthum der Erkenntniß und der Geisteskräfte nicht nur unmittelbar deswegen, weil sie dem Lehrlinge die bequemsten und wirksamsten Mittel, die leichtesten und nächsten Wege zeiget; sondern auch deswegen, weil der sympathetische Einfluß des Lehrers, dem alles leicht von statten geht, welchem zuzuhören einem selbst Freude wird, auch eher Lust machen kann, als wenn es ihm so schwer wird, daß sein Lehrling Angst und Mühe fühlt, wenn er ihn nur ansieht.

Die Lust ist also eine Hauptursache der zu einer gewissen Grösse erhobenen und auf gewisse Gegenstände bestimmten Geistesfähigkeiten; die Lust, die auf unzählige Weise, oft durch einen sehr mittelbaren, bisweilen sonderbaren, Zusammenhang der Vorstellungen erweckt werden kann.

Ich habe mich nicht getraut, den Einfluß des Körpers und der ursprünglichen Dispositionen desselben genau zu bestimmen; ich habe auch noch nicht untersuchet, ob nicht, ausser dem Körper, noch ursprüngliche Dispositionen seyn können, die die Art und Grösse der Geistesfähigkeiten gründen helfen. Ich kann also auch den Beytrag nicht genau bestimmen, der von äusserlichen Ursachen herkömmt, die die Lust erwecken, und eine Sache interessant machen; dergleichen die Urtheile und Beyspiele derjenigen, mit denen man umgeht, die Landesverfassung, die Sorgfalt der Obrigkeit zu diesem oder jenem aufzumuntern, die Gelegenheit und jedwede vortheilhafte Aussicht.

Diesen äusserlichen Ursachen schreibt Helvetius alles zu. Er übertreibt die Sache.

Aber

Aber so viel, scheinet es, lässet sich behaupten, daß das allermeiste von diesen äusserlichen Antrieben und Anreitzungen abhängt; besonders was die Art der Geschicklichkeiten anbelangt, in denen sich ein Mensch hervorthut.

Ich will dieß nicht mit weit hergeholten Betrachtungen zu beweisen suchen; mich dünket, die Erfahrung beweiset es zur Genüge. Wenn in einer Schule der Lehrer, der im vorzüglichen Ansehen steht, ein Metaphysiker von einem gewissen Schlage ist: schwärmt nicht ein Haufen iunger Metaphysiker um ihn herum, die alles a priori beweisen und bestreiten, und vielleicht sich zu entehren glaubten, wenn sie Dichter oder Geschichte studierten, und die Zeit, die man aufs Griechische wendet, für verschwendet halten? In der Schule, wo ich erzogen wurde, war selten einer, der deutsche Verse machen wollte; man hatte einen Lehrer, den man verehrte, und der ein lateinischer Dichter war; man machte lateinische Verse, so gut man konnte, immer lieber als deutsche. Zu der nemlichen Zeit kamen aus einer benachbarten

Schu=

Schule beständig deutsche Reimer, zum Theile auch Dichter, zum Vorscheine. Ausser andern Veranlassungen, wirkte auch da hauptsächlich das Beyspiel der Lehrer. Und was macht denn, daß wechselsweise bald ein Zeitalter von Sprachgelehrten, und Polyhistorn, dann von Philosophen, darnach von Kunstrichtern, und so weiter, auftritt? Gewiß man wird nicht glauben, daß die Gestirne, oder die Winde, oder andere physische Ursachen, gewisse innere Dispositionen in den Körpern gründen, aus denen diese Abwechslung der Studien also erfolgen müßte.

Wir wollen einen Blick auf die allgemeine Geschichte des menschlichen Verstandes werfen; weil dort die Summe der Effecte ein mehr hervorstechendes Phänomenon macht, als bey einzelnen Personen.

Einigen Einfluß des Körpers, und der körperlichen Dinge, der Luft und der Speisen, bemerket man auch hier bald, wenn man den Ursachen des Unterschiedes unter den Nationen des Erdbodens in Ansehung der Fähigkeiten und Kenntnisse, durch die sich eine

vor der andern auszeichnet, mit Aufmerksamkeit nachdenket. Aber auf eine unwahrscheinliche Weise ist dieser Einfluß übertrieben groß, und beynahe als die einzige Ursache davon bisweilen vorgestellt worden. Die Geschichte macht es offenbar, daß das mehreste auf die moralischen Ursachen ankommt, auf die Umstände, die den Willen erwecken, Lust machen. Das Genie, die Künste und Wissenschaften, haben nun beynahe die meisten Länder der alten Welt durchwandert. Ein Volk hat aufgehöret erleuchtet zu seyn, und das Licht ist aufgegangen, wo vorher Barbarey war. Es hat sich zwar auch das Physische dieser Länder hier und da geändert. Aus einem sumpfichten, waldigten, unbebauten Lande ist etwa ein cultivirtes Land geworden. Aber theils ist der Grund zum Aufkommen des Genies der hierinne liegt, zu gering, für das was geschehen ist; theils ist er selbst später und zur Hälfte wenigstens eine Wirkung von dem Wachsthume der Künste und Wissenschaften. Griechenland hatte Dichter und Redner von der ersten Grösse, da es seine Dichter krönte wie die Helden,

und die Redner die Herren vom Lande, oder wenigstens die Staatsminister waren. Auguste und Ludewige machen goldne Zeitalter. So lange wir solche Empfindungen behalten, wie wir bey Gellerts Tode bewiesen haben und bey seinen Gesängen grossentheils noch beweisen, werden wir auch fromme Dichter haben *).

Aber das scholastische Zeitalter, eine Zeit, wo man Ursache hatte scholastisch zu seyn, hatte doch auch seine Bacons, die die härtesten Verfolgungen nicht abhalten konnten, verachtete, übel beruffene, Wissenschaften zu treiben? Aber diese Bacons konnten ihre besondern Anreizungen haben, die wir nicht wissen. Die Geschichte einzelner Personen würde ohne Zweifel das nemliche darthun, was wir aus der Geschichte der Völker schliessen

*) Es sind Protestationen gegen die gemeine Verehrung dieses verdienstvollen Mannes geschehen; weil er kein Genie gewesen seyn soll. Allein mich dünkt, dies Urtheil setzt eher den Werth des Genies als Gellerts Werths herab. Mir wenigstens erscheinen manche hoch berühmte Genies unsers Zeitalters gar nicht zu ihrem Vortheil, wenn ich sie neben Gellert und seine Verdienste stelle.

sen müssen, wenn wir sie nur eben so genau wüßten. Wüßten wir die Lebensgeschichte eines Du Val, oder einer Karschin ganz genau — vielleicht aber müßten wir sie genauer wissen, als sie selbst — so könnte es uns alsdenn leicht seyn, völlig und umständlich zu erklären, wie iener als Kühlhirte darauf verfiel, Landcharten zu studieren *), und diese unter nicht bessern Umständen zur Dichterin gebildet wurde. Aus dem, was im Dunkeln liegt, können wir keine Folgen ziehen, die wir dem entgegen setzen, was die Natur bey ihren sichtbarsten Wirkungen uns zeiget. Der gute Fortgang, die angenehmen Folgen der ersten kindischen Versuche, zu denen die Veranlassung leicht überall sich findet, die Gelegenheit sich mit diesem iust zu beschäfftigen, als man Beschäfftigung suchte, ein interessanter Beyfall, ein Lobspruch uns selbst oder einem andern ertheilt — solche Umstände werden leicht übersehen. Und doch ist nicht schwer zu begreifen, daß sie entscheidend seyn können; zumal wenn etliche derselben zusammen

*) Diese Lebensgeschichte ist nun wirklich so ausführlich heraus, daß das im Texte behauptete einigermassen dadurch bestätiget wird.

men kommen, oder das nemliche mehrmalen geschieht.

Die Meinung von ursprünglichen Richtungen des Genies zu einer gewissen Art der Geistesbeschäfftigungen, die man wohl gar für wesentlich hält bey den claßischen Geistern, die schlechthin Genies heissen, wird endlich auch dadurch unwahrscheinlich, daß viele derselben, die für Geister von der ersten Grösse ohne Streit erkannt werden, daß Grotius, Leibnitze und Käſtners, durch Proben genugsam bewiesen haben, daß es nur auf sie angekommen wäre und auf ihren Entschluß, in welcher Art der Geistesbeschäfftigungen sie vortreflich und claßisch werden wollten.

Ich wollte nicht beweisen, daß die Bestimmung des Genies durch innere Dispositionen gar nicht gegründet seyn könne; sondern nur, daß die äusserlichen Ursachen wahrscheinlicher Weise das meiste dabey thun. Ich habe schon bemerket, daß selbst die Lust, die einer bey gewissen Beschäfftigungen findet, von der Natur der Empfindungs = und Bewegungswerkzeuge zum Theil herkommen kön-

ne. Und wenn offenbar der Zustand der Imagination von dem Zustande des Körpers, von der Beschaffenheit der Nahrung und des Klima abhängt; wenn vermöge physischer Ursachen die Lebhaftigkeit der Vorstellungen gröfser oder geringer, ihr Fortgang schneller oder langsamer zu seyn pfleget: so ist nicht zu leugnen, daß einer zur völligern Empfindung, zu bilderreichen Vorstellungen, zur Vergleichung und zu Verbindungen der Begriffe, die auf ihrer Aehnlichkeit beruhen, der andere zur subtilern Auflösung derselben, zum langsameren Nachdenken, zu Bemerkung der Unterschiede, die den flüchtigen, feurigen Köpfen entwischen, vorzüglich geschickt seyn könne, schon zu Folge derienigen Beschaffenheit seiner Organen, die er mit auf die Welt bringt.

Und noch mehr, scheinet es, beweiset einen ursprünglichen Unterschied in den Kräften des Geistes derienige Unterschied der Menschen, nach welchem einige überhaupt zu gar nichts Fähigkeit haben, da andere in allem, was sie nur anfangen, einen guten Kopf zeigen Man müßte dem Paradoxen sehr ergeben

seyn,

seyn, wenn man diese Folge gar nicht für gegründet erkennen wollte. Nichts desto weniger aber kann es leicht geschehen, daß man sich bey der Anwendung derselben irret; wenn sie gleich im Allgemeinen richtig ist. Und nur in der Rücksicht will ich einige Zweifel dagegen vortragen.

Erstlich hat man Beyspiele, daß manchmal einer für einen unfähigen Kopf lange Zeit gehalten worden ist, der hernach noch trefliche Talente gezeigt hat. Es gieng nicht mit ihm, weil die Lust nicht da war, oder die geschickte Unterweisung fehlte. Die Unterweisung, die bey ihm gebraucht, die Motive, die ihm gegeben wurden, konnten gut gewesen seyn bey vielen andern; aber für ihn waren sie nicht.

Eben so findet es sich, daß Leute, die man Vorzugsweise Genies nennt, wenn sie ausser ihrer Sphäre sind, oder auch dann und wann in ihrem eigenthümlichen Gebiete, so urtheilen, oder so sich betragen, daß Leute von dem gemeinsten Verstande sie beschämen können. Die ordentlich blödsinnigen, das heißt die kranken, unvollkommenen Men-

schen ausgenommen, sind dieienigen, von denen sich mit Grunde behaupten liesse, daß sie zu nichts Erheblichem Verstand und Geschicklichkeit hätten, wegen der Unfähigkeit ihrer Natur, wenigstens eben so selten, als dieienigen, die so wenig Unterweisung und Aufmunterung brauchen, daß sie aus sich selbst alles hervor zu bringen scheinen, und augenblicklich ihren Führern zuvor sind. Und ob wohl nicht zu leugnen, daß einige Geistesbeschäfftigungen mehr Fähigkeit erfordern als andere: so ist doch dabey auch dieses zu erwägen, daß was man bey der Erkenntniß leicht oder schwer zu fassen oder zu begreifen nennt, es nicht so wohl an und für sich ist, als in Rücksicht auf den Zusammenhang, in welchem es gedacht werden soll. Abgerissen von den nöthigen Vorerkenntnissen, von den aufklärenden angrenzenden Begriffen, ist alles schwer; hingegen alles leicht vorzustellen, wenn man die Begriffe erst hat, die allmählig darauf führen. Ein Ey auf den Tisch aufgerichtet zu stellen, kann einem so schwer seyn, als das verwickeltste Problem aus dem Innersten der Mathematik.

Aber weil man nun doch einen angebohrnen Unterschied der Fähigkeiten zugestehen muß: so fragt es sich endlich, ob derselbe ganz und gar im Körper liege, oder ob die menschlichen Seelen selbst durch Grundbestimmungen auch hier von einander unterschieden sind? Der bekannte so grosse Einfluß des Körpers auf den Zustand der Seelenkräfte, kann alsbald Zweifel gegen das letztere erwecken.

Doch es ist noch eine Zweydeutigkeit in der Frage, die diejenigen bald bemerken werden, die sich einen genauern Begriff von der Seele aus psychologischen Untersuchungen gezogen haben. Wenn man im gemeinen Leben von der Seele redet: so versteht man dasjenige Wesen, worinne alle unsere Erkenntnis, alle die Worte, die wir verstehen, alle die Geschichten die wir gehört oder gelesen haben, die Bilder von so vielen Personen, Städten und andern Dingen aufbehalten werden: so wie die bald regen, bald ruhigen, Begierden, Wünsche und Anschläge, die uns abwechselnd beschäfftigen. Aber die Philosophen sind der Meinung, wenigstens sind es

einige, die als Seelenforscher einen vorzüglichen Ruhm sich erworben haben, daß in diesem gemeinen Begriffe von der Seele manches mit zur Seele gerechnet werde, was noch im Körper ist. Die Seele, sagen sie, das Subiect des Bewußtseyns, ist ein ganz einfaches Wesen, der nur zukömmt wahr zu nehmen, was ieden Augenblick allernächst um sie herum vorgeht, und nach der Empfindung die ihr daraus entsteht, auf das, was um sie ist, zurück zu wirken. Alle die Bilder, alle die Worte, alle die Eindrücke, die angenehme oder unangenehme Empfindungen erwecken, wenn sie rege werden, und auf die Seele wirken, befinden sich ausser der Seele in den nächsten Werkzeugen von körperlichem, aber feinerm Stoffe, die zusammen den innern Menschen, den Menschen der künftigen Welt, den mit der Seele genauer vereinigten unverweslichen Körper, ausmachen. Denn, sagen sie, wenn in der Seele selbst, in dem Punkte des Bewußtseyns, in dem was gleichsam das Centrum oder der Brennpunkt des menschlichen Wesens ist, das ganze System der Begriffe und der Begierden

wäre:

wäre: wie käme es, daß manche davon oft so lange nicht zum Vorscheine kommen? Und wie könnte man eine solche Menge von Abbildungen und Eindrücken, oder wie man es auch nennen will, mit dem Begriffe eines ganz einfachen Wesens, dergleichen doch die Seele seyn soll, und als das Subiect des Bewußtseyns seyn muß, zusammen reimen?

Ich will nicht untersuchen, wie weit diese Philosophen recht haben. Dieienigen die in das System der psychologischen Lehren nicht tief sich einlassen wollen: können immerhin ruhig bey dem gemeinen Begriffe von der Seele bleiben. Wiewohl es scheint, daß iener speculativere Begriff der Philosophen manchen Untersuchungen, sonderlich denenienigen, die die Unsterblichkeit und den Zustand des künftigen Lebens betreffen, behülflich ist. Doch diese gehören hieher nicht. Wenn **Emil** einmal erwachsen seyn, und zum Philosophiren Lust haben wird: giebt es vielleicht Gelegenheit, von dergleichen Dingen mit ihm zu reden.

Diese Abweichung nun der Begriffe von der Seele kann machen, daß von zweenen, die

mit

mit einander ſtreiten, ob in dem Urſprünglichen der Seele ſelbſt Menſchen von Menſchen unterſchieden ſind, der eine Ja ſagt, und der andere Nein, blos weil ſie einander nicht verſtehen.

Aber es verſtehen ſich vielleicht ein Paar Philoſophen, und der eine behauptet, daß die reinen Menſchenſeelen ſelbſt, ſo rein und abgezogen von allem was körperlich iſt, als ſie einer ſich denken mag, noch von einander unterſchieden ſeyn müſſen? Wie ich mir vorſtelle, könnte alsdenn der Streit alſo geführt werden.

A. Ich behaupte, daß die Seelen verſchiedener Menſchen verſchiedene Dinge ſind, erſtlich deswegen, weil in der ſichtbaren Welt nicht ein Paar Dinge ſind, nicht ein Paar groſſe oder kleine Körper, Blätter, Haare, Eyer, Waſſertropfen, Buchſtaben, Geſichter, Stimmen und ſo weiter, angetroffen werden, die nicht in etwas von einander unterſchieden wären.

B. Ich habe die Dinge alle zuſammen ſo genau noch nicht unterſucht.

A. Die in den Systemen beliebten Classen und Eintheilungen der Dinge, wobey voraus gesetzt wird, daß die einzelnen Dinge, die man eine Art ausmachen lässet, alle mit einander in den wesentlichen, das heißt beständigen und unveränderlichen Bestimmungen, aufs genauste überein kommen, sind ein Werk unserer Bequemlichkeit und Unwissenheit, und in der Natur nicht.

B. Vielleicht. Aber es liegen allerhand Folgen in diesem Satze.

A. Dispositionen müssen in der Seele doch angenommen werden. Denn ein Ding ist nie ohne gewisse Beschaffenheiten. Warum also nicht verschiedene Dispositionen oder Eigenschaften in der Seele des einen und des andern?

B. Die Folge kann richtig seyn; doch weiß ich es nicht.

A. Es lässet sich unmöglich aus den unterschiedenen Beschaffenheiten dessen, was ausser der Seele ist, aller Unterschied der Menschen in den Erkenntnißfähigkeiten herleiten.

B. Wenn sie mir dieses beweisen werden: so will ich ihrer Meinung beytreten. Bis dorthin seyn sie mit dem Geständnisse meiner Unwissenheit zufrieden.

Aber wozu alles dieses, dachten vielleicht schon lange einige Leser?

Letzteres nur zur Aufklärung des Uebrigen; alles zusammen aber um der praktischen Folgen willen. Sie sind aus dem, was ich hie und da bemerket habe, wohl nicht schwer zu ziehen. Ich will doch noch etliche besonders anzeigen.

Auf Lust und Neigung kömmt das meiste an. Folge also entweder der Neigung, die sich von selbsten einfindet, bey der Wahl und Ordnung der Geistesbeschäfftigungen; oder wenn du aus guten Gründen dem Lehrlinge die Bahn vorzeichnen mußt, die er gehen soll, so mache daß er Blumen auf derselben finde, und entferne die Dornen, bis er ihrer also gewohnt ist, daß es sein natürlicher Lauf wird.

Das Innere des Lehrlings mußt du kennen, du magst entweder seinem natürlichen Triebe folgen, oder ihm welche erwecken wollen.

len. Gieb acht, wodurch die Einbildungskraft desselben zur feurigen Aufmerksamkeit erweckt, wodurch das Spiel seiner innern Organen auf eine für ihn ergötzende Weise erregt wird. Aus einer Beobachtung lässet sich noch kein sicherer Schluß ziehen im Alter der Veränderlichkeit. Das Gewöhnliche aber ist Natur *).

Auch der äussere sichtbare Körper ist dem Geiste wichtig. Gewöhne ihn zu einer gewissen Unempfindlichkeit, daß die Seele nicht so leicht durch ihn gestört wird **); gieb ihm ge-

*) In diesen beyden Erinnerungen liegt eine sehr unvollständige Anzeige der Mittel die Fähigkeiten eines Zöglings zu entdecken. Diese Materie hätte verdient hier weiter ausgeführt zu werden. Eine vortreffliche Abh. darüber kann man finden in der N. Bibl. der Sch. Wiss. VIII Band. Auch in einer besondern Sammlung mehrerer Aufsätze desselben Verfassers, des Herrn Profess. Garve.

**) Gewisse Beobachtungen können vielleicht einen auf die Gedanken bringen, daß bey schwächlichen Körpern die Feinheit der innern Empfindungen gröſſer ist. Allein andere Beobachtungen beweisen, daß feine Köpfe und robuste Körper auch beysammen seyn können. Den Körper mit Fleise verzärteln, wäre also nicht vernünftig. Es giebt schon andere Mittel, die innern Empfindungen zu erwecken und zu verfeinern. Früher Umgang mit Personen von fei-

gehörige Bewegung, damit der Lauf seiner Säfte befördert, und die Organen rege erhalten werden. Besonders aber laß keine Triebe zur Unmäßigkeit aufkommen: denn diese rauben der Seele das Licht, tödten die feinern Empfindungen und entnerven den innern Menschen allzubald.

Sechstes Capitel.

Von den Gründen der Neigungen, sonderlich derjenigen, die das Recht- oder Uebelverhalten eines Menschen hauptsächlich bestimmen.

Woran ein Mensch seine Lust hat, wornach er begierig strebt, dagegen ist ein anderer ganz gleichgültig; er hasset es vielleicht und fliehet davor. Darum sagt man, daß die Menschen nicht einerley, daß sie bisweilen just entgegengesetzte Neigungen haben.

Neigungen, Begierden und **Triebe** sind Namen, die vielfältig als gleich bedeutend gebraucht werden; in der genauern Spra-

feinem Gefühle, Lectüre, Musik, endlich gewisse Leidenschaften sind solche Mittel.

che der Philosophen aber pflegt man sie bisweilen von einander zu unterscheiden, um einiger Fragen willen, die darnach leichter berichtiget werden können. Nemlich eine **Begierde** schreibt man einem Menschen zu, wenn er etwas im Sinne hat, so er als gut, als nöthig, sich vorstellet, und daher zu erhalten bemüht ist. Eine **Neigung** aber in so fern man weiß, daß er Wohlgefallen an etwas hat, und von Zeit zu Zeit Begierden darnach äussert, ob er gleich itzt nicht daran denkt, oder darnach strebet; und man nennt die Neigung eine **Leidenschaft**, wenn die Begierden, die sie erregt, die Empfindungen der Freude oder des Verdrusses, die in ihr gegründet sind, so heftig sind, daß sie das Gemüth beunruhigen, und den Menschen in den Zustand des **Affects** versetzen. Endlich nennt man die Richtung der thätigen Kraft, etwas gewisses zu bewirken, einen **Trieb**; und unterscheidet die **mechanischen Triebe**, solche die im Körper ganz allein liegen, von den **geistigen** Trieben, oder den Richtungen der geistigen Kräfte, welche letztern **blinde** Triebe heissen,

wenn sie nur durch dunkle Vorstellungen erregt und geleitet werden, verständige oder vernünftige Triebe aber, wenn sie von vernünftigen Vorstellungen, von der Ueberlegung und deutlichen Erkenntniß abhängen.

Wir haben den Grund und Ursprung der Fähigkeiten zu erforschen uns bemüht; weil derienige, der den Kopf bilden will, mit dem, was Fähigkeit oder Ungeschicklichkeit verursachen kann, bekannt seyn muß. In ähnlicher Absicht wollen wir nun den Gründen der Neigungen, sonderlich derienigen, die den Willen gut oder bös machen, nachdenken, um zu sehen, was die Natur dabey thut, und was von uns herkömmt oder herkommen kann, die wir das Gemüth des andern bilden wollen. Ich habe, indem ich den Gründen der Neigung zu gewissen Geistesbeschäfftigungen nachgieng, schon manches bemerket, was in dieses Capitel gehöret. Wir wollen nun die Untersuchung in mehrerer Allgemeinheit fortsetzen.

Was für das Gewisseste bey dieser manchen Schwierigkeiten ausgesetzten Untersuchung gehalten werden kann; scheinet dieses

zu

zu seyn, daß oft eine Neigung aus der andern entsteht, oft auch eine durch die andere vertrieben wird *). Liebe zu einer Person erwecket Neigungen, die mit den ihrigen übereinkommen. Und umgekehrt bringt Widerwille gegen Personen bisweilen Abneigung gegen Dinge und Beschäfftigungen hervor, durch die man mit selbigen in Verbindung kommen oder ihnen ähnlich werden würde. Dasienige, was ein Mensch an und für sich eher verabscheuen als begehren würde, kann ein Gegenstand heftiger Begierden werden; wenn die Umstände so kommen, daß ohne dasselbe seine herrschende Neigung, eine ungestümme Leidenschaft, nicht befriediget werden kann. Hingegen kann er dasienige mit Abscheu verwerfen, wozu dem ohngeachtet eine Neigung in ihm ist, aber eine viel schwächere als itzt dieienige ist, die sich widersetzet.

So

*) Der Kürze wegen nehme ich die Namen Neigung und Begierde so weitläuftig, daß ich Abneigungen und Verabscheuungen meistentheils auch mit darunter begreife.

So kann also hier vieles durch Umstände möglich werden, was zu einer Zeit und unter andern Umständen unmöglich schien.

Und das Sonderbarste hiebey ist dieses, daß eine also **erzeugte**, aus einer andern **abstammende** Neigung das Ansehen gewinnen kann, als wäre sie **Grundneigung**; daß ein Mensch dasienige, was er erst nur um einer andern Begierde willen gesucht, nur als ein Mittel begehrt hat, zuletzt als um sein selbst willen, als eine letzte Absicht begehret; so darnach strebet, daß er die Absicht, die ihn zuerst dazu getrieben hat, darüber vergisset, noch fortfähret darnach zu streben, wenn dieselbe nicht mehr statt findet, wenn der erste Bewegungsgrund und die **Mutterneigung** sich völlig verloren haben.

Ich habe dieses, als eine bekannte Erfahrung, schon in dem vorhergehenden Capitel angenommen. Statt vieler andern, kann der **Geitz** allein ein Beyspiel und genugsamer Beweis davon seyn. Zur Erklärung dieses merkwürdigen Phänomens kann man den Grund angeben, daß Vorstellungen, die sehr schnell vorübergehen, von der Seele

nicht bemerkt, und die sehr genau mit einander vereinigten nicht von einander unterschieden werden; ferner daß dasienige, was die Seele am lebhaftesten und klärsten sich vorstellet, das andere verdunkelt und zuletzt vergessen macht; endlich daß bey dem öftern Bestreben nach einer gewissen Sache, die innern Organen eine gewisse Bildung, die Lebensgeister einen gewissen Lauf bekommen, dem zu Folge eine gewisse Idee ihr Ziel wird, und ihr Bestreben sich immer dahin richtet. Wem diese Erklärung nicht gefällt, der gehe sie vorbey, und bleibe nur bey der Erfahrung. Diese rechtfertiget schon die Folge, daß nicht alles Grundtrieb ist, was es bisweilen zu seyn scheint, daß nicht immer dasienige der erste Bewegungsgrund zu gewissen Handlungen war, was itzt ohne weitere Rücksicht dazu antreibt, und daß eine Absicht, die itzt die letzte zu seyn scheinet, oder in einem gewissen Verstande wirklich ist, vielleicht nicht da seyn würde, wenn nicht eine andere zuvor gewesen wäre.

Auch dieß ist vorläufig noch anzumerken, daß bey einem Menschen eine gewisse Nei-

gung nicht aus eben den Gründen allernächst entspringt, wie bey dem andern; und daß oft vielerley Gründe zusammen kommen, eine Neigung zu erzeugen und zu befördern. Daher man auch in dieser Materie die Schlüsse aus einzelnen Erfahrungen nicht so bald allgemein machen darf. Der eine ergiebt sich dem Spiele, weil er keinen bessern Zeitvertreib weiß, der andere aus Gewinnsucht, der dritte weil seine Kameraden spielen, und der vierte vielleicht, weil er glaubt, daß es zum Stand gehöre. Freylich wird nicht aus iedwedem Grunde die Neigung gleich stark. Aber stark muß sie werden, wenn mehrere Gründe zusammen wirken.

Die letzten Gründe aller menschlichen Neigungen anzugeben, kann man nicht sicher wagen, wenn man nicht wenigstens die vornehmsten derselben einzeln untersuchet hat. Ausführlich darf ich hier darüber nicht seyn. Das Resultat meiner bisherigen Untersuchungen will ich zur Prüfung vorlegen.

Eine Neigung, **ein** Trieb, findet sich sehr offenbar in dem Herzen aller Menschen. **Dieß ist der Trieb seinem Vergnügen oder Wohl:**

Wohlseyn nachzugehen, und Uebel, Leiden und Unzufriedenheit von sich zu entfernen. Der Trieb sein Leben zu erhalten, ist nicht dieser ganze Trieb, sondern vielmehr nur eine Folge aus demselben. Denn der Mensch achtet das Leben nicht mehr, wenn die Sorge dafür einer grössern Absicht hinderlich, oder wenn es nichts mehr als Schmerz, Elend und Verdruß zu seyn scheinet. Alles aber zusammen wird unter dem Namen der Selbstliebe begriffen; einem Namen, der hiebey so lange anstößig bleiben wird, als man sich nicht gewöhnet, nach der wiederholten Anweisung so mancher Philosophen, die Begriffe von Eigenliebe und Eigennützigkeit davon zu trennen; und die Begriffe von Vergnügen, Wohlseyn und Glückseligkeit nicht so wohl auf äusserliche, als vielmehr auf innere Güter und Vollkommenheiten zu beziehen.

Aber daß der Mensch von Natur nicht ganz gleichgültig gegen andere Menschen, oder überhaupt gegen lebendige Geschöpfe ist, daß er von dem Anblicke, oder auch schon von der blossen Vorstellung des Elendes an-

derer dergestalten bewegt und hingerissen werden kann, daß er, ohne sich zu besinnen, ohne einmal an sich, seinen Schaden oder Vortheil dabey zu denken, zu Hülfe eilt, oder, wenn er selbst vorhatte dem andern ein Leid zuzufügen, dadurch zurück gehalten wird; daß er ein uneigennütziges, nicht auf die Vorstellung seiner Vortheile gegründetes Vergnügen an dem Glücke und Vergnügen anderer haben kann, und wann er sich nicht vorstellet dabey zu verliehren, wenn er neidisch zu werden, oder den andern zu hassen, keine besondere Ursache hat, allemal einen Menschen lieber glücklich und vergnügt, als nothleidend und betrübt weiß: dieses alles ist eben so gewiß; und kann nur von demjenigen bezweifelt werden, der den Menschen nicht anders, als in den Ausbrüchen, oder bey der Wirksamkeit solcher Neigungen, beobachtet, die keine ursprüngliche, wenigstens nicht die einzigen Grundneigungen sind. Und in Rücksicht auf diese bemerkten Aeusserungen der menschlichen Natur schreiben einige dem Menschen einen **Trieb des Wohlwollens** zu. Andere verstehen eben dieses unter dem

Namen

Namen der Sympathie, oder des Triebes der Sympathie.

Diesem Triebe der Sympathie oder des Wohlwollens so lange nachzuspühren, bis man ihn in den Trieb der Selbstliebe sich verliehren sieht; ist eine Subtilität, die, wenn sie, wie ich doch nicht glaube, Gründe für sich hat, dem Lehrer in dem Innersten der Schule wohl verziehen werden kann. Aber wir können uns ihrer überheben; wenn wir nur merken, daß die gewaltigsten unserer Triebe, durch die die andern leicht überwältiget, aber auch verstärket werden können, diejenigen sind, die in der Selbstliebe begriffen sind, oder aus ihr entspringen *).

Als begriffen in der Selbstliebe, oder dem Triebe zum Angenehmen und Nützlichen können um so viel mehr mancherley Neigungen betrachtet werden; weil bey genauerer Unter-

*) Daß diese und die übrigen allgemeinen Untersuchungen dieses Kapitels ausführlicher von mir angestellt sind in meinem Buche Ueber den menschl. Willen, ist den meisten meiner Leser vermuthlich bekannt.

Untersuchung sich ergiebt, daß dieser Name nicht eine einzige Grundbestimmung der menschlichen Natur anzeiget, sondern vielmehr der Bequemlichkeit wegen gebraucht wird, mehrere derselben, die unter einem gemeinschaftlichen Begriffe zusammen kommen, zusammen zu fassen und auf einmal anzuzeigen.

Nemlich so vielerley Dinge es giebt, die uns unmittelbar um ihrer selbst willen angenehm sind, so vielerley Urquellen der Lust in unserer Natur sich finden: so vielerley besondere Grundtriebe des Willens sind es eigentlich, die man unter dem Namen der Selbstliebe zusammen begreifet. Sinnliches Vergnügen — aber auch dieß ist noch ein mehrere Arten zusammen fassender Name — also Vergnügen an dem was dem Auge gefällt, an dem was das Ohr reitzet, an Bewegungen, Essen, Trinken; können wohl schwerlich auf einen einzigen einfachen Grund hingeführt werden. Und hernach noch die geistigen Vergnügungen, wie man sie nennt, die Vergnügungen der Einbildungskraft, des Verstandes und des Herzens, an Bildern

der

der Phantasie, und der regelmäsigen Verknüpfung derselben, an der Erkenntniß des Wahren, Grossen und Nützlichen, an rechtschaffenen Handlungen und Gesinnungen; setzt nicht ein iedes dieser Vergnügen etwas eigenes im Grunde des Willens voraus; so wie es in seiner Natur etwas Eigenes aus den andern Arten von Vergnügen, einzeln oder zusammengenommen, nicht völlig erklärbares enthält?

Doch dieß kann den Schulen der Philosophen zur Untersuchung überlassen werden. Allemal wird es zur Kenntniß des menschlichen Willens zumal für die Praxis, am besten seyn, die vornehmsten Triebe und Neigungen desselben einzeln zu beobachten und ihren Gründen dabey nachzugehn.

Wir wollen von dem bekanntesten anfangen.

Einer der frühsten Triebe ist der Trieb sich zu nähren. Es scheinet nicht zweifelhaft, daß unangenehme Empfindung die erste Triebfeder hiebey ist. Dieser Trieb, wie mehrere andere, ist anfangs ein blinder Trieb, noch keine eigentliche Begierde. Die Kinder haben ein unangenehmes Gefühl, aber noch

keine

keine deutliche Vorstellung, noch keine beson=dere Idee davon; sie wissen nicht, sagt man daher, was ihnen fehlt, noch kennen sie den Gegenstand, der ihnen helfen könnte. Bald lernen sie diese Gegenstände kennen, und es entstehen bestimmte Begierden darnach. Die Erfahrung lehret aber, daß zu diesem Trie=be, oder vielmehr zur Bewirkung der Hand=lungen, zu denen er allererst antreibt, bald andere Bewegungsgründe hinzu kommen. Die Vorstellung des Vergnügens, das Spei=se oder Trank uns gewähren, die Nachah=mung, Folgsamkeit, Gewohnheit, auch der Gedanke, daß Essen und Trinken zu unserer Erhaltung nöthig ist, und noch andere Vor=stellungen werden allmälig Triebfedern und Beweggründe dabey.

Diese kurze Geschichte des gemeinsten un=serer Triebe enthält schon gewissermassen die Geschichte der übrigen. Ich kann daher bey diesen manche ähnliche Bemerkung über=gehen, die meine Leser insgesammt leicht selbst machen können.

Der Trieb der Geschäfftigkeit ist ein eben so früher Trieb. Ich rechne nicht da=

her

her diejenigen Bewegungen im menschlichen Körper, die wahrscheinlicher Weise ganz mechanisch erfolgen, ohne daß die Seele dabey mit zu wirken durch Empfindungen oder Vorstellungen gereitzet wird. Aber diejenigen Thätigkeiten, die, wie wir hernach gewahr werden, nur erfolgen wenn wir wollen, und die so früh anfangen, ohne Zweifel früher noch, als wir es beobachten können; diese sind es, weswegen wir einen Trieb der willkührlichen Thätigkeit, oder einen Trieb zur Beschäfftigung, in dem Innersten der Menschheit erkennen müssen. Die Absicht, oder vielmehr die mancherley Absichten, warum uns der Schöpfer denselben eingepflanzet hat, sind leicht zu erkennen. Erst bewirkt er die Entwicklung unserer Kräfte, dann macht er uns für uns selbst und für andere nützlich. Bewegungen der äussern Theile des Körpers sind die ersten Wirkungen dieses Triebes. Bald geht auch das Spiel der innern Organen an; wie man schon aus den Kennzeichen der Träume bey den kleinsten Kindern abnehmen kann. Endlich wie die Seele immer mehrere Vorstellungen bekömmt, so werden

immer mehrere Kräfte in ihr wirksam. Die erste Anreizung dieses Triebes scheinet abermals eine unangenehme Empfindung zu seyn. Denn eine Vorstellung von dem, was durch eine gewisse Handlung erreicht werden kann, darf da noch nicht angenommen werden; und eine angenehme Empfindung, ein ergötzendes Selbstgefühl, scheint eben so wenig der Grund seyn zu können von der **ersten** Bemühung seinen Zustand zu verändern *). Und wir wissen ia, daß Unthätigkeit in die Länge beschwerlich wird, weil die Lebensgeister sich zu sehr an einem Orte häufen; Zerstreuung, Bewegung, ist daher ein natürliches Bedürfniß, wie Essen und Trinken. Aber nachher bekömmt auch dieser Trieb noch andere Anreizungen. Vorstellung des bewußten Vergnügens, Vorstellung des Nutzens, Vorstellung der Ehre, Vorstellung der Pflicht, erwecken

*) Ein griechischer Philosoph Hieronymus und auch Locke haben den Schmerz oder die unangenehme Empfindung für die durchgängige nächste Triebfeder bey allen unsern Regungen angesehen. Diese Hypothese kann ohne spitzfindige Erklärungen nicht überall behauptet werden. Aber in vielen Fällen bestätiget sie in der That die Untersuchung des Ursprungs unserer Bestrebungen.

wecken und unterstützen ihn wechselsweise, oder auch mit einander.

Hier kann ich nicht umhin, eine Anmerkung einzuschalten, die an mehrern Orten in der Seelenlehre Bestätigung findet, und wegen der praktischen Folgen wichtig ist; nemlich diese, daß die Natur überall, wo schnelle und stärkere Thätigkeiten hervorgebracht werden sollen, sich des Mittels der unangenehmen Empfindung, oder welches in so weit einerley ist, der Furcht bedienet. Ein angenehmes Selbstgefühl erzeuget eher Begierde in dem Zustande zu bleiben, als ihn zu verändern. Die Vorstellung eines möglichen Vergnügens treibet uns zwar auch oft. Aber bald entsteht ein Zweifel gegen die Möglichkeit, bald Untersuchung, ob es auch der Mühe werth ist. Käme nicht Unzufriedenheit bey der Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes, mit demienigen, der in der Vorstellung vor uns lieget, hinzu; die Vorstellungen des Angenehmen an und für sich würden vielleicht in den wenigsten Fällen etwas ausrichten. Alle diese Ursachen der Unthätigkeit fallen bey einer lebhaften Empfindung oder

Vor-

Vorstellung eines angemessenen Uebels viel eher weg; kurz, man ist weniger hitzig, einen erträglichen oder wohl gar ergötzenden Zustand zu verlassen, um eines bessern willen, als von einem unerträglichen sich zu befreyen. Die Vorstellung des Angenehmen aber bewirkt am meisten, wenn sie so lebhaft und sinnlich ist, daß man vermittelst der Einbildungskraft einen Vorschmack von dem Vergnügen bekömmt, welcher mehr reitzet, als sättiget. Dann haschet etwa die Seele darnach, und wenn es itzt zurücke flieht ohne sich zu entfernen, in gleichem Lichte noch immer sich zeiget; so wird ieder mißlungene Versuch ein neuer Antrieb es zu verfolgen. Denn man will nicht umsonst die erste Mühe übernommen haben. Und um seinen Eifer zu rechtfertigen, bildet man sich den Gegenstand wohl noch wichtiger ein, als er ist.

Wenn der Trieb zur Beschäfftigung in seiner ersten Wirksamkeit nichts anders ist, als ein Bestreben, von der unangenehmen Empfindung sich zu befreyen: so ist alles für uns gut, was nur einen Zustand uns verschaffet, der weniger beschwerlich ist, als

der Zustand, aus dem wir fort wollen. Nach und nach lernen wir angenehme Beschäfftigungen kennen, und der Trieb bekömmt durch diese Vorstellungen bestimmte Richtungen.

Bald erwacht auch zu seiner Unterstützung ein anderer Trieb, der Trieb der **Nachahmung**. Dieser Trieb ist fast immer in gleichem Verhältnisse mit dem Bedürfnisse der Beschäfftigung, und dem Unvermögen sich selbst zu etwas zu bestimmen. Es sind unterdessen auch andere Ursachen, die ihn reitzen. Es giebt eine gewisse halb unwillkührliche Nachahmung, die man nicht ohne Grund der **Sympathie** zuschreibt, oder der eben bemerkten Eigenschaft unserer Natur, vermöge deren die innern Zustände anderer, durch das Anschauen, oder durch die blosse Vorstellung, in uns selbst hervorgebracht werden; mehr oder weniger, ie nachdem wir fürs erste zärtlich und empfindlich, sodann in unsern Gesinnungen und Organen diesen andern ähnlich, endlich aber für sie eingenommen sind. So bald einer von der Empfindung oder dem innern Zustande des andern angesteckt

Bayerische Staatsbibliothek München

steckt ist; so ist es natürlich, daß er auch wie derselbe handelt. Ohne meine Erinnerung zieht hier ein ieder praktische Folgen, die Freunde und Gesellschafter betreffend. Auch mit Ueberlegung ahmen wir dieienigen nach, für die wir Hochachtung oder Liebe haben; theils aus Begierde ihnen zu gefallen, theils in der Absicht ihnen ähnlich zu werden. Und oft genug nimmt auch auf diese Weise einer des andern Fehler an.

Der **Trieb andern sich gefällig zu machen**, um ihren Beyfall, ihre Liebe und Achtung, sich zu bewerben, woher kömmt dieser, wodurch wird er erregt? Es sind dieß wirklich zweyerley Fragen, woher ein Trieb komme, das heißt, was ihn ursprünglich gründe, erzeuge oder erwecke, und was hernach hinzukomme, ihn zu reitzen. Lasset uns nicht dagegen streiten, daß nicht das sympathetische Gefühl, und das daraus erwachsende Verlangen andere nicht zu betrüben, eine der ersten Anreitzungen dieses Triebes sey. Denn es ist unrecht, die menschliche Natur schlimmer vorzustellen, als sie ist. Aber der Beweis möchte uns fehlen, wenn

wir

wir annehmen wollten, daß diese Anreitzung ursprünglich eine der mächtigsten sey. Vielmehr scheint dieses die Furcht zu seyn, die Furcht vor den unangenehmen und nachtheiligen Folgen, die der Unwille anderer, ihr Zorn und Haß, für uns hat. Dazu gesellen sich hernach allerhand Erwartungen von ihrer Liebe und Achtung gegen uns. Auch können wohl die Lobsprüche und Liebkosungen anderer deswegen uns reitzen, weil wir sie für Beweise ansehen, daß wir Vollkommenheiten, das heißt, gefällige und nutzbare Eigenschaften, an uns haben. Es kömmt hinzu die Vorstellung der Pflicht, diese mächtige Triebfeder, wenn wir erkennen, daß wir iemanden Dankbarkeit, oder Gehorsam, oder menschenfreundliche Gefälligkeit, schuldig sind.

Aber was für einen **Trieb der Pflicht** zu folgen hat die menschliche Natur ursprünglich in sich? Einen **blinden** Trieb zu thun was recht ist, ohne daß man weiß, daß, und warum, es recht ist, kann man in so weit zwar in dem Menschen annehmen, in wie weit das eigene oder das sympathetische

sche Gefühl des Schmerzens und der Lust ihn antreibt, das zu thun, was für ihn selbst oder für den andern gut ist. Und man kann vielleicht behaupten, daß der Mensch, der noch keine Vernunft hätte, durch diesen blinden Trieb meist sicher genug würde geführt werden, da die Vernunft ihn oft irre machet. Aber bey allem dem ist es offenbar, daß die Pflichten, die man sich und der Gesellschaft schuldig ist, gehörig zu befolgen, mehr nöthig ist, als dieser blinde Trieb, der nur durch Empfindung oder höchstens durch undeutliche Vorstellung des nächsten Vortheils oder Schadens gereitzet werden kann. Und wenn nur derienige rechtschaffen ist, und eigentlich Pflichten befolget, der, was ihnen gemäß ist, thut, weil er erkennet, daß es recht und Pflicht ist: so können wir den eigentlichen Trieb der Pflicht zu folgen erst bey der vernünftigen Erkenntniß suchen.

Noch dürften wir ihn doch nicht gleich finden, wenn wir ihn erst bey dem deutlichsten und gründlichsten Begriffe von dem was recht ist, anerkennen wollten. Nach diesen ist nemlich Recht, was das Beste das h. den

unveränderlichen Gesetzen der Natur angemessenste ist, für alle, auf die wir zu sehen haben, und in Ansehung aller seiner uns erkennbaren Folgen. Ein Begriff der alsbald sehen lässet, wie leicht Menschen das Recht verfehlen können; und dennoch der einzige auf alle Fälle anwendbare **Lehrbegriff.**

Aber dieser Begriff ist nicht der Begriff des iungen Menschen; kann und soll es auch nicht seyn. Recht ist bey ihm, was angesehene Personen, denen er traut, oder die er fürchtet, befehlen und recht heissen, hernach, was der Vater im Himmel und Herr der Welt, nach den Aussprüchen dieser Personen haben will, ferner was die Obern und Vorgesetzten von allerley Art, was der König oder die Kirche befiehlt, und in den Gesetzen geschrieben ist; endlich was die Vernunft zufolge der erlernten Grundbegriffe herausbringt.

Und der iunge Mensch sollte nichts in sich fühlen, was ihm sagte, ob er recht thue oder nicht? Kein Gewissen, das ihn schrekket? Keinen Zug zur Tugend, zur moralischen Schönheit, in sich verspühren?

O ia; er fühlet gar oft, ob er recht oder unrecht zu thun gedenke, thue, oder gethan habe. Ich habe schon vorher bemerket, wie dieses am ersten vermittelst des Selbstgefühls und der Sympathie geschieht. Hernach kann es vermittelst der Einbildungskraft geschehen, wenn einmal Vorstellungen in ihm sind von Richtern, von Bestrafungen und Belohnungen, von der allgegenwärtigen und allwissenden Gottheit, und von allem dem Guten das bey der Tugend ist, und ohne sie nicht zu theil wird.

Und warum wollte man dagegen streiten, daß nicht auch die Tugend, wie Plato schon behauptet, einen eigenen Reitz für die menschliche Seele habe, eine eigene Schönheit? Das heißt, daß auser dem Vergnügen, das sie uns erwecket, wegen so vieler vortheilhaften Begriffe, die die Lehren anderer, die eigene Erfahrung und das Nachdenken uns von dem Nutzen und der Nothwendigkeit derselben beybringen; und auser dem sympathetischen Antheile, den wir an dem Vergnügen und dem Wohle anderer nehmen; auch wenn man will, auser den Reit-

zen

zen des Wahren, Erhabenen, Harmonischen, welche die moralische Vollkommenheit mit andern reitzenden Gegenständen gemein hat — daß nicht noch ausser dem allen, nicht so wohl in dem Begriffe von der Tugend überhaupt, als vielmehr in den besondern Vorstellungen, von der Dankbarkeit, Schonung, Großmuth, Tapferkeit, Ueberwindung schädlicher Neigungen, Verehrung des Allerhöchsten, der allgemeinen Menschenliebe und so weiter, noch besondere eigene Reitze liegen können?

Aber eines nur darf hiebey nicht unbemerket bleiben, daß von diesen mancherley Bewegungsgründen zur Tugend einige schon einen besondern Zustand der Erkenntniß und des Herzens voraus setzen, und also bey denenienigen nicht viel ausrichten können, die davon noch zu weit entfernet sind. Die Ordnung, wie die Natur die mancherley Bewegungsgründe nach einander gebraucht, ist die sicherste Anweisung, in welcher Ordnung wir sie gebrauchen sollen. Erst Anweisungen zu einzelnen Handlungen, damit Fertigkeit und Neigungen gegründet werden, her-

nach allgemeine Vorstellungen, die schon einige Erfahrungen voraussetzen, bey denen sich allerhand Reitzungen sammlen können, die Neigung zu vollenden.

Noch sind uns die **gesellschafftlichen Triebe und liebreichen Neigungen** übrig, die wir nicht ganz vorbey gehen dürfen. Daß der Mensch zum gesellschaftlichen Leben von dem Urheber der Natur bestimmt ist, kann daraus wohl gefolgert werden, daß er ausser demselben seine Kräfte nicht würde entwickeln können, die zu seinem und anderer Vortheile in ihm sind. Aber dieser Gedanke ist nicht der erste Antrieb, der den Menschen geneigt macht, sich zu seines gleichen zu gesellen. Das unmittelbare Wohlgefallen an seines gleichen, mit denen man eben deswegen, weil sie ähnliche Triebe und Empfindungen mit einem haben, leichter sympathisirt, lieber sich beschäfftiget, zieht hauptsächlich an; und iede Erinnerung an die vergnügten Stunden, die man unter den kindischen Spielen, in dem freundschaftlichen Umgange mit andern, zugebracht, stärket den Trieb und erhöht das Gefühl des Wer-

thes

thes des gesellschaftliche Lebens, macht endlich den gewohnten Umgang unentbehrlich. Liebe der Dankbarkeit kömmt hier und da hinzu. Diese entspringt natürlich aus dem Wohlgefallen, das der Mensch an den Quellen seines Glückes hat. Daß ihre Aeusserungen weit vom Eigennutze entfernt seyn können, siehet man auch daraus, daß auch wohl gegen unbelebte Dinge, die in die Geschichte unserer Freuden eingeflochten sind, Wallungen der Liebe in einem empfindsamen Herzen aufsteigen *). Der Name **mein**, thut endlich auch etwas bey der Sache. Mein Freund, mein Landsmann, mein Kind, sind gewisser massen Ich selbst, ihre Ehre ist die meinige. Aber edel und würdig und über die thierischen Triebe völlig erhaben, sind alsdenn die liebreichen Triebe, wenn die grossen Gedanken der Rechtschaffenheit sich der See-

*) Ich würde den Menschen verabscheuen, sagt einer der besten englischen Moralisten, der ein Bret, auf dem er sich aus dem Schiffbruche gerettet, mit kaltem Blute verbrennen könnte. — Weit edler und gewiß auch weit richtiger, als wenn andere behaupten wollen, daß der Mensch nur aus Eigennutz dankbar sey.

Seele bemeistert haben; wenn wir durchdrungen von den Gedanken, daß wir nicht uns alleine zu leben bestimmt sind, daß das Vergnügen, so eines unsterblichen Geistes würdig ist, nur dasienige ist, welches aus geistigen Vollkommenheiten entspringt, daß wir zu dem Ziele unserer Bestimmung in dem Maase fortrükken, wie wir unsere liebreichen Triebe erweitern, Welt und Ewigkeit in unsern Wunsch und in unsere Gefühle einschlieſſen, viele eben so aufrichtig und eifrig, wie uns selbst, lieben lernen. Dann sind freundschaftliche Liebe und Vaterlandsliebe, und väterliche und kindliche Liebe, das geworden, was derienige, der die Würde der Menschheit fühlt, nicht ohne Entzückung denken kann, dasienige, woraus ihm eine Seligkeit quillt, die ihn die thierischen Triebe auf eine weit genugthuendere Weise vergessen macht, als der Aristippische Weise die Würde der Menschheit vergißt, wenn er in dem Strome der thierischen Wolluſt schwimmt. — Wahrlich der Mensch muß die Würde der Menschheit vergessen haben, oder sie noch nicht kennen, der keine bessere Luſt kennet, als dieienige,

die

die wir mit den Thieren gemein haben, und immer auf sie hinsehen mag, als wenn dieß das Ziel wäre.

Lasset es seyn, daß aus niedrigen Trieben, aus dem Triebe der körperlichen Lust und des körperlichen Schmerzes, alle diese edlen Neigungen, alle diese geistigen Vergnügungen, aufwachsen. Die höhern Keime lagen doch schon in ihnen. So wächset die schönste Blume aus kothigem Grunde, und ist darum nicht weniger schön, daß sie von schlechter Erde genährt und getrieben worden ist. Das verunedelt den Menschen nicht, daß er zuerst Thier, und in das eigennützige Gefühl sinnlicher Lust eingehüllt war. Aber das verunedelt ihn, wenn er immer Thier bleiben, und nicht den Reitzungen der Vernunft zu edlern Trieben nachgeben will.

Ich bin der Ordnung der Natur in Aufsuchung des Ursprungs unserer Triebe gefolget. Die Empfindung hat mich hingerissen, da ich dem Ziele näher kam, in welchem die verschönerte Menschheit sich zeiget. Ich fürchte darum nicht, irrigen Spuren gefolget zu seyn. Es scheint mir überflüßig, die be-

sondern Triebe der kindlichen, oder väterlichen, oder freundschaftlichen Liebe einzeln zu zergliedern, da es so leicht ist, aus der allgemeinen Geschichte, die Geschichte eines ieden derselben heraus zu ziehen und zu ergänzen.

Aber wir haben die Natur bisher von der guten Seite nur betrachtet. Kömmt nicht auch Böses von ihr her? Ist äusserlichen Ursachen, dem Beyspiele und dem Unterrichte, iede bösartige Neigung zuzuschreiben?

Ausführlich will ich auch hiebey nicht seyn. Ich begnüge mich, nachdenkenden Lesern den Zusammenhang meiner Grundsätze zu zeigen, und andern Gedanken zu erwecken, die sie dann selbst weiter verfolgen können.

Einen bloß zum Bösen, zum Zerstören, zum eigenen Verderben oder zum Nachtheile anderer, gerichteten Grundtrieb, habe ich in der menschlichen Natur noch nicht entdecken können. Der Mensch liebt sich, und kann sein Verderben auf keine Weise wollen. Alle seine eigennützigen Begierden laufen, wenn man sie genau untersuchet, da hinaus, daß er das grösser scheinende, oder lebhafter vorge-

gestellte, dem geringer scheinenden, oder weniger lebhaft vorgestellten Gute vorzieht; und daß er zur Vermeidung eines stärker auf ihn wirkenden Uebels, ein Uebel sich gefallen lässet, das ihm geringer scheinet. Wenn er vorsetzlich sich schadet: so ist es allemal aus Irrthum.

Aber vielleicht ist sein Verstand zum Irrthume bestimmt: vielleicht liebt er den Irrthum? Der Verstand kann nicht zum Irrthume bestimmt seyn. Er strebt nach Erkenntniß, nicht in der Absicht, Falsches anzunehmen. Wenn er Irrthum anfängt gewahr zu nehmen: so wird sein Beyfall vermindert, und nichts kann ihn vermögen, dem offenbahren Irrthume Beyfall zu geben. Er liebt **den Irrthum** selbst nicht; wenn er gleich oft einen mit Irrthum **vermischten Wahn** liebt, der mit seinen Neigungen übereinstimmet. Hätte nicht dieser Wahn einigen Schein der Wahrheit für sich, er würde ihm nicht beypflichten können.

Allerdings aber ist dieß dennoch eine Quelle der Vergehungen des Menschen, ein Schutz der bösen Neigungen, daß er ungerne Vorstellun-

stellungen Gehör giebt, die einen angenehmen Wahn vernichten, und leichter überzeugt wird, wenn sein Herz schon dahin ihn treibt, wo die Ueberzeugung den Verstand hinleiten soll.

Aber auch diese Beschaffenheit der menschlichen Natur ist nicht blos zum Bösen. Die Wahrheit selbst kann Vortheile davon ziehen. Machet, daß sie das Interesse des Herzens wird, stellet sie von der Seite vor, wo sie gefällt, mit den Neigungen übereinstimmt: so werdet ihr es gut finden, daß die Neigung einen Einfluß hat auf das Urtheil des Verstandes. Es ist kein Zweifel, daß die Lehre von Gott und der Unsterblichkeit bey vielen mehr Eingang findet, wegen der Uebereinstimmung mit einigen unserer natürlichen Neigungen, als wegen der Einsicht in die Beweisgründe derselben. Und es ist ein sehr gegründeter Rath, daß man auf alle Weise suchen müsse, die Menschen fromm und tugendhaft zu machen, damit sie desto leichter an Gott und Tugend glauben.

Hat der Mensch Grundtriebe andern zu schaden; ein natürliches Wohlgefallen an ihrem Unglücke und Schmerz? Die-

Diesen schrecklichen und niederschlagenden Gedanken können die Exempel solcher Menschen veranlassen, die ein unmittelbares Vergnügen daran zu haben scheinen, andere zu kränken, sie zu beschimpfen, verdrüßliche Dinge ihnen zu sagen, ihre Freude zu stören. Und gewiß, diese Beobachtung rechtfertigt ihn noch eher, als daß die Kinder Lust haben am Zerbrechen und am Schlagen; daß sich frühzeitig eine Neigung zur Rache in ihnen äussert, und eine Neigung das Verbotene um so viel mehr zu begehren, weil es verboten ist.

Denn der erste dieser kindischen Triebe ist anfangs wenigstens unschuldig. Kinder suchen Beschäfftigung und Veränderung, sie haben Lust an der Anwendung ihrer Kräfte; den Schaden den sie anstiften, verstehen sie noch nicht; viel weniger wollen sie ihn. Der Trieb sich dem zu widersetzen, was uns Schmerzen und Nachtheil verursachet, ist auch nicht schlechterdings böse. Und iede Aeusserung desselben bey den Kindern darf man nicht gerade zu auf die Rechnung der Natur schreiben; da man sieht, wie unvor-

sichtige Erwachsene ihnen oft die erste Anweisung geben, indem sie das Bret schlagen, auf welches das Kind gefallen ist, oder woran es sich gestossen hat; eine grosse Thorheit. Eine andere Thorheit der Erwachsenen ist auch Ursache mit von der frühen Lust dem Verbote zuwider zu handeln; diese nemlich, daß man im Scherze dem Kinde etwas verbietet, und zur Uebertretung des Gebots auf diese Weise recht geflissentlich es angewöhnet. Doch diese Neigung das Verbotene zu begehren, hat noch andere Gründe. Erstlich kann es nicht anders seyn, als daß das Kind Lust wider das Verbot zu handeln haben muß, wenn man ihm etwas verwehret, woran es sich ergötzet, ohne ihm einen andern Bewegungsgrund zu geben, es nicht mehr zu thun, als den blossen, wohl mit Scheltworten, Drohungen oder Schlägen unterstützten Befehl; wenn man nicht wenigstens durch die Liebe, die man ihm sonst eingeflösset hat, dem Befehl das Ansehn der Nothwendigkeit verschafft, durch neue Beschäfftigung den Verdruß, den es über dem Verbote empfindet, wenigstens zerstreuet. Noch schlimmer

mer wird es, wenn es dazu kommt, daß es dem Kinde gelingt, seinen Willen durchzusetzen. Dieses sein Vermögen lässet ihn allerhand angenehme Folgen sehen, giebt ihm eine besondere Satisfaction, er sucht es zu behaupten, zu cultiviren; Freyheit und Unabhängigkeit wird ihm mehr und mehr ein wichtiges Gut, ie mehr Proben er machet, daß sein Vergnügen, die Befriedigung seiner Begierden davon abhänget. Völlig schlimm endlich, wenn Befehle gegeben werden, welche zu verabscheuen, entweder wegen ihrer innern Ungerechtigkeit, oder wegen der Quellen von denen sie herkommen, oder der ungeschickten Art, mit der sie gegeben werden, die Vernunft selbst, oder ihre Vorempfindung dem Zöglinge erlaubet. Also entstehet freylich eine bösartige Neigung natürlich; aber ihr Grund ist nicht blos Natur.

Jene menschenfeindliche Neigungen aber erwachsener — soll ich sagen Menschen oder Unmenschen? — iene sind weit abscheulicher. Es ist aber nicht schwer, solche Quellen dieser gehäßigen Gesinnungen zu entdecken; bey denen schwerlich auf böse Grundanlagen der

Natur vielmehr als auf äusserliche Ursachen sich schliessen läßt. Schwache, verzärtelte Menschen sind es, denen Glück und Freude anderer Neid erweckt, weil es ihnen an Kräften und Geschicklichkeit fehlt, sich auch Freude zu verschaffen. Ohne Vervollkommnung großgewordene Kinder, die noch keine Zwecke kennen bey dem Triebe ihrer Geschäfftigkeit; Unwissende, die die freudenvollern Beschäfftigungen nicht kennen; meinen, daß die Geschicklichkeit, das Vergnügen anderer durch dumme Bosheit oder durch witzige Bosheit zu stören, ihnen ein Ansehen geben werde; meinen, daß es ihnen besser sey, wenn sie gefürchtet, als wenn sie geliebt werden. —

Es ist ein besonderer Fall, der eigentlich nicht hieher gehört, wenn ein Mensch den zu kränken sucht, den er für seinen Feind, für eine Hinderniß seines Glückes ansieht. Denn da sucht er nur sich zu helfen, indem er den andern zu schwächen sucht.

Aber wenn auch keine ganz böse, bloß zum Schaden abzielende Triebe ursprünglich in der menschlichen Natur gegründet sind: folget daraus, daß keine böse Begierden und

Nei=

Neigungen entstehen würden, gesetzt, daß ein Mensch sich selbst überlassen wäre, oder, welches noch scheinbarer, wenn er unter lauter rechtschaffenen und weisen Menschen auferzogen würde? Die Bedingung ist ohnmöglich zu erfüllen. Aber wäre sie auch zu erhalten, so müßte doch der Mensch nicht diesen Körper, und nicht dieses Herz, und nicht diesen Kopf mit auf die Welt bringen, wenn nicht bald nachtheilige Begierden und Neigungen in ihm aufkeimen sollten.

Der Mensch liebt ursprünglich sich ungleich mehr als andere. Die nahe Lust reizet ihn weit stärker, als die Vorstellung entfernter Vortheile. Er ist nicht im Stande, sein Bestes immer auf eine deutliche, mit Ueberzeugung verknüpfte, lebhafte Weise zu erkennen. Die Bewegungsgründe sind nicht gleich und nicht immer da, die ihn zum mächtigen Entschlusse bringen könnten, einen Schmerz, einen gegenwärtigen Verlust nicht zu achten. Stufenweise kömmt er zu den höhern Erkenntnissen, und zu dem Genusse der höhern Seligkeiten, die ihn gegen die Wallungen des Blutes, gegen die sinnlichen Rei-

ze gleichgültiger machen. Tugend und Weisheit ist das Ziel der Menschheit; aber das Ziel ist nicht beym Eingange der Laufbahn.

Aber man müßte den Einfluß der Beyspiele und Lehren nicht kennen, wenn man einen Augenblick daran zweifeln wollte, daß nicht weit schneller und gerader der Fortgang zum Guten, und der Ausbruch böser Begierden weit geringer, ihre Stürme weit mäßiger seyn würden, wenn nur die Weisheit und Tugend dem Zöglinge immer zur Seiten giengen, wenn nicht das verführerische Laster seinen unerfahrnen Blicken begegnete. Die Geschichte der bösen Neigungen weiset es zur Genüge, daß die wirksamsten Ursachen derselben auffer uns liegen.

Ein Trost kann es seyn, wenn wir unser möglichstes gethan haben, aber kein Bewegungsgrund es nicht zu thun; zu wissen, daß auch die Stürme der Leidenschaften und ihre Ausschweifungen einige gute Folgen haben können.

Ich müßte ein unbilliges Mißtrauen in meine Leser setzen, wenn ich vermuthen wollte, daß es ihnen schwer wäre, aus dem bis-

heri-

herigen viele praktische Folgen zu ziehen, zur Beantwortung der Frage: wie man Neigungen ausrotten, entkräften, bezähmen, oder erzeugen und stärken könne; wie vieles die Natur und was unser Fleiß dabey thun könne?

Doch will ich noch einige Anmerkungen, die mir die wichtigsten zu seyn scheinen, selbst beyfügen.

Die **Sympathie** oder die Mitempfindung der Glückseligkeit und des Elendes anderer ist die erste Anreitzung und der edelste Grund zum Wohlwollen, zur Billigkeit und Gutthätigkeit. Je lebhafter ein Mensch anderer Schmerz und Elend sich vorstellet und empfindet, desto mehr wird er zurück gehalten, ihnen zu schaden, getrieben ihnen zu helfen. Ist er im Stande an ihre Stelle sich zu setzen, um ihre Freude zu empfinden; so wird er geneigt seyn ihnen Freuden zu verursachen. Was können wir bessers thun zur Gründung der Gerechtigkeit und der Menschenliebe, als daß wir dieses Gefühl der Sympathie in den zarten Herzen sorgfältig cultiviren? Und wie werden wir dieses bewerkstelligen? Hier, wie

in allen andern Fällen, wo Neigungen erweckt oder gestärket werden sollen, thut das Beyspiel das Beste. Unser eigenes aufrichtiges Gefühl des Mitleidens bey dem Anblicke eines Nothleidenden, oder der Nachricht von einem schweren Unglücke müsse ihm gleiche Empfindungen einflössen; unser schneller Entschluß, unserm Vergnügen zu entsagen, wenn es andern zum unbilligen Verdrusse oder ungerechtem Nachtheile gereichen sollte, müsse ihm statt vieler Lehren seyn; die Freude, die aus unserem Gesichte hervorleuchtet, wenn wir Gelegenheit haben, einem andern ein unerwartetes unschuldiges Vergnügen zu machen, müsse ihn anstecken. Gelegenheiten sich wohlthätig zu erweisen, werden ihm gemacht, aber wir hüten uns, durch einen unzeitigen Befehl, die Wohlthätigkeit zur unangenehmen Pflicht zu machen. Wir wollen, daß er diese Pflicht so uneigennützig als möglich ausüben lerne, blos um des Vergnügens willen, so sie giebt, weil Uneigennützigkeit die Seele dieser Tugend ist; und daß er sich an den Gedanken gewöhne, daß alles dieß Schuldigkeit sey. Daher er-

theilen wir ihm dabey keine solche Lobsprüche, wie wir thun, wenn um seines eigenen, aber künftigen, ihm nur halb sichtbaren Vortheils willen er seinem itzigen Vergnügen entsagt, mühsame Arbeit nicht verabscheut. Wenn er menschenfreundlich handelt: soll er blos aus unsern Minen und Betragen erkennen, daß wir sein Glück und seine Würde, menschenfreundlich zu denken, mit ihm empfinden. Eben also soll er belehrt werden, wie aufrichtig wir das Unglück dererienigen bedauern, die diese Triebe in sich erstickt haben, grausam, unbarmherzig, unfreundlich, liebloß gegen andere sich beweisen können.

Wenn bey dem iungen Herzen die Regungen der sympathetischen Triebe ausschweifend werden, schadet es weniger, als wenn es schon itzt stark genug ist, sie zu unterdrücken. Diese Triebe sind leichter zu mäßigen, als zu erwecken, wenn sie in ihren ersten Keimen unterdrücket worden sind. Der Eigennutz, die Klugheit und die Grundsätze des überlegten Wohlwollens, vermögen bald, den Antrieben der allzugrossen Zärtlichkeit, des Mitleidens und der Gefälligkeit sich zu

widersetzen. Es wäre mir nicht leid dafür, aus dem Kinde, das aus Mitleiden kein Thier umbringen oder niemanden hinrichten sehen kann, einen gerechten Richter, oder einen unerschrockenen Soldaten zu machen, wenn das Selbstgefühl und die eigennützigen Triebe nur nicht entgegen wären *). Es ist nicht schwer, das Mitleiden gegen Individuen zur Menschenliebe zu machen, die auf mehrere sieht.

Es ist nicht sowohl die Sympathie, als die Begierde zu gefallen, die, weil beyde in zärtlichen Herzen am besten Staat finden, leicht neben ihr entsteht, welche den **Trieb der Gefälligkeit** erzeugt, welcher gefährlich werden kann. Aber so lange der junge Mensch noch Führer hat, wird ihm doch auch dieser Trieb mehr nützlich als schädlich seyn;

und

*) Wenn man alles hier gesagte im Zusammenhange beurtheilt: so wird es dem nicht entgegen scheinen, was in einigen der besten Pädagogischen Schriften gegen die Empfindeley, und die dahin führenden, auf Schwäche und Affectation meist sich gründenden Erweckungen des Mitgefühls gesagt ist. Gegen Affectation, Künsteley und Verzärtelung bin ich so sehr als Jemand.

und ich würde nicht sowohl rathen, durch Vorstellungen des Schadens oder der Schande, wenn man allzu gefällig oder nachgiebig ist, ihn fürs erste anzugreifen, als vielmehr ihn zu **erweitern**; ein Verlangen, dem bessern Theile zu gefallen, daraus zu machen, denen, an deren Liebe und Beyfall uns am meisten gelegen ist, Gott, der Vernunft, denen, die wir am sichersten für verständig halten können, endlich denen, denen wir Gehorsam, Ehrfurcht und Gefälligkeit vorzüglich schuldig sind.

Doch, wenn wir einen Charakter vor uns fänden, in welchem Entschlossenheit und Standhaftigkeit bey seinen Entschliessungen herrschte, eine Festigkeit der eigenen Empfindung, die sich nicht von dem mitzutheilenden Gefühle einer andern Seele überwältigen lässet: so wollen wir nicht unternehmen, gerade zu dieses Herz umzuschaffen, zum zärtlichen sympathetischen Herzen. Die Welt braucht allerhand Charaktere; und dieser hier ist zu Unternehmungen fähig, zu welchen die sanfte zärtliche Tugend wenigstens später sich

entschliessen möchte. Ein solcher Charakter scheinet es mir, muß hauptsächlich von Seiten der Ehre angegriffen werden, deren stärkeres Gefühl meistentheils die Basis davon seyn wird; wenigstens die moralische. Denn der physische Grund könnte auch in dem Zustande der innern Organen liegen. Aber von diesen wissen wir nicht vieles; und wenn wir sie ändern können, so ist es doch nur vermittelst der Vorstellungen und Empfindungen, die wir erwecken. Seyd ihm ein Führer auf dem Wege zum Grossen, warnet ihn vor der Thorheit, die sein Unverstand begehen will, lasset sie ihn aus Proben kennen lernen und sich dann selbst Vorwürfe machen. Ist es nöthig seinen Unternehmungen mit Gewalt sich zu widersetzen: so thut es so, daß er sich die Lehre daraus merket, wie es noch wohl möglich sey, seinen Trotz zu bändigen, daß man weise seyn müsse, wenn man sein eigener Herr seyn wolle, und nicht zu vieles fordern dürfe, wenn man nicht leiden kann, daß einem etwas abgeschlagen wird.

Die Tugend ist freylich noch nicht vollkommene Tugend, so lange sie noch von der Er=

Erwartung eigener Vortheile oder von der Furcht unterstützet wird. Aber es ist für einen ieden selbst und für die Gesellschaft besser, daß er eine noch nicht ganz veredelte Thätigkeit zum Guten hat, als wenn er mit der Tugend nichts zu thun haben will, weil sie ihm zu sehr auſſer den Absichten seines eigenen Interesse, oder demselben hinderlich zu seyn scheinet; oder wenn seine Tugend nur Speculation ist, Bewunderung ihrer Schönheit, oder höchstens ein edler Entschluß, der gegen den Widerstand eigennütziger Begierden auszuhalten nicht gestärket ist.

Wir dörfen daher nicht verabsäumen, wenn wir das volle Gefühl der Würde und Schönheit der Tugend, und der Glückseligkeit des Tugendhaften, aus unserer eigenen Empfindung dem Zöglinge mittheilen, zugleich den manchfaltigen Nutzen ihm zu zeigen, den wir davon haben, wenn wir uns ernstlich befleißigen, zu thun was recht ist, und den manchfaltigen Schaden, den es uns bringt, wenn wir Begierden aufkommen lassen, und Handlungen uns erlauben, die den Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit, den Ge-

setzen des gemeinen Besten zuwider sind. Stellet ihm vor, wie elend ein Mensch daran ist, den man verachtet und verabscheuet; und beweiset ihm, daß derjenige innerlich verabscheuet und verachtet werden müsse, der nicht die Gesetze des gemeinen Besten verehret und befolget; wenn gleich aus Furcht, oder um ihres eigenen Vortheils willen, einige ihm Beyfall zu geben scheinen. Wie weit von der Glückseligkeit der Zustand desjenigen entfernet ist, der Begierden in sich heget, die er verbergen und zurückhalten muß; wie weit schwerer es ihm wird, nach den Gesetzen des gemeinen Besten sich zu bequemen, in so vielen Fällen, da er es doch nothwendig thun muß, als es ihm werden würde, wenn er sich überall daran gewöhnte. Zeiget ihm endlich, daß die Begierden, die zur Ungerechtigkeit und zu Schandthaten verleiten, zu unserer Glückseligkeit nicht nöthig, aber auf vielerley Weise gefährlich sind. Dieses muß weder alles auf einmal gesagt, noch schulgerecht bewiesen werden. Ueberzeugung müsse aus euch reden zur rechten Zeit: und eigene Erfahrung müsse es ihm bestätigen.

Die

Die Furcht ist die mächtigste Triebfeder des menschlichen Herzens; und welche Furcht ist mächtiger auf alle Fälle, als die Furcht vor Gott, dem Allgegenwärtigen und Allmächtigen? O Freunde, lasset uns nicht mit einem eitlen Wahne uns bethören, als ob die Menschen der Religion entbehren könnten, um so tugendhaft zu seyn, als es ihr eigenes und das gemeine Beste erfordert! Es ist wahr, es giebt auch ausser der Religion viele kräftige und heilsame Bewegungsgründe zur Menschenliebe und iedweder Tugend; und ferne sey es von einem Tugendfreunde, diese Bewegungsgründe gehäßig vorzustellen und zu entkräften. Aber wenn man sich bey dem Namen der Tugend nicht allzuwenig denket, und das menschliche Herz kennet; wenn man das System derienigen recht durchdenket, die ohne Religion Tugend predigen: so kann man sich, wie es mir scheint, ohnmöglich entschliessen, auf iene Bewegungsgründe allein es ankommen zu lassen *). Zu

ge-

*) Es hat ohne Zweifel Gotteslängner gegeben, die in einem grossen Grade rechtschaffen waren.

Aber

geschweigen, daß die Religion die Quelle der süssesten Empfindungen, der sicherste Trost im Unglücke ist.

Lasset uns also das Glück, die göttlichen Wahrheiten zu wissen, nicht verkennen! Niemand soll uns irre machen, Furcht und Liebe gegen unsern Schöpfer, den Ewigen und Allwissenden, frühe ins Herz unserer Untergebenen zu pflanzen, und beständig zu bewahren, daß sie die regesten Triebe werden. Zur Zeit, wenn nichts die böse Begierde zurück halten würde, wird es der Gedanke thun, daß Gott Zeuge unserer Handlungen ist; wenn nichts den Eifer der Tugend wieder anfachen würde, wird es die Religion thun. Durch sie bekommen die guten Triebe der Natur das Ansehn einer göttlichen Stimme, und die Vorschriften der Vernunft werden Gesetze Gottes. Sie endlich giebt

der

Aber wirkte wohl nicht bisweilen bey ihnen der Zweifel, ob nicht doch wahr seyn könnte, was die Religion sagt? Oder hatten sie nicht, um dem Vorwurfe auszuweichen, den man wegen ihres Glaubens ihrem Herzen machte, ein mehreres Interesse, der Rechtschaffenheit sich zu befleißigen?

der Seele Hoffnungen, die es in aller Betrachtung der Mühe werth machen, irdischer Begierden, der Quellen ungerechter und liebloser Handlungen sich zu entwehren, und nach Vollkommenheiten zu streben, die nur alsdenn für den Menschen zu viel scheinen könnten, wenn er mit diesem Körper sterben müßte.

Die Tugend nimmt zu, ie mehr das Vermögen wächset, dem nahen Vortheile, den sinnlich reitzenden Begierden, zu entsagen, um entfernter weniger sichtbarer Vortheile willen; das Vermögen, die Begierden zu überwinden, durch die Vorstellungen von Gesundheit und künftigem Wohlseyn, von Ehre, innerem Beyfall, Gewissen, Gott und Ewigkeit. Alles dieses sind feinere Empfindungen; und dieß eben hindert ihre Wirksamkeit, daß der Reitz des nahen sinnlichen Vergnügens von Natur stärker auf uns wirket. Aber doch haben wir auch ein Vermögen, die feinern innern Vergnügungen zu fühlen. Die Stärkung dieses innern Sinnes, und des Geschmackes an diesen Vergnügungen, kann daher allerdings dem Wachsthume der Mäßigkeit,

keit, der vernünftigen Tapferkeit, Weisheit und Menschenliebe beförderlich seyn. Es ist durch die Erfahrung bewiesen, daß die Menschen durch Künste und Wissenschaften zärtlicher, sympathetischer, gefälliger, enthaltsamer gegen die grobe Unmäßigkeit, mit einem Worte menschlicher werden. Aber weil es auch feine Lieblosigkeit und Grausamkeit, wie feine Schwelgerey giebt; weil die eigennützigen Empfindungen durch diese Verfeinerung des Geschmackes eben so wohl wachsen, und sich vermehren können, als die gemeinnützigen: so ist sich auf dieses Mittel, die Tugend zu befördern, alleine wenig zu verlassen. Aber neben den andern ist es allerdings zu gebrauchen. Vor unzählig vielen Ausschweifungen kann einen Menschen der Geschmack an nützlicher und unschuldig ergötzender Lectüre bewahren.

Wie gute Neigungen erzeugt oder gestärkt werden können, habe ich nun gezeiget. Ich hielt für besser, die Anweisung sogleich in Anwendung auf die vornehmsten der guten Neigungen, als in allgemeinen Lehren, zu geben.

Etwas

Etwas allgemeiner aber werden meine Anmerkungen seyn, die andere Frage betreffend: wie böse, unstatthafte, Neigungen bezähmet, oder gar ausgerottet werden können?

Die Neigungen gründen sich auf Vorstellungen; auf die Vorstellung von etwas, als von einer Quelle eines vorzüglichen Vergnügens, als von einem nothwendigen Mittel zu dem, wovon unsere Glückseligkeit abhängt. Die Neigung ist desto gewaltiger, ie mehr dergleichen Vorstellungen bey einer Idee sich häufen, und ie lebhafter sie sind. Wenn diese Vorstellungen sich verlieren, wenn andere an ihre Stelle kommen, wenn sich der Reitz des Gegenstandes verlieret, die Vorstellung seiner Nothwendigkeit und Nützlichkeit weg ist: so verschwindet auch die Neigung, wenn nicht andere Gründe sie noch unterstützen, dergleichen Gewohnheit oder Eigensinn seyn können.

Nun aber ist bekannt, daß Vorstellungen geschwächt und vertilget werden, entweder wenn die Aufmerksamkeit von ihnen abgezogen, und die Seele mit andern Gegenständen beschäfftiget wird; oder wenn denselben der

Grund, woraus sie entsprangen, benommen wird, wenn richtigere Begriffe von den Dingen beygebracht werden. Einen oder den andern Weg muß man eingehen, wenn man wider Neigungen kämpfen will.

Der erstere hat weniger Schwierigkeiten. Es lassen sich doch **Zerstreuungen** ausfindig machen, denen der Patient sich nicht zu entziehen verlangt, oder entziehen kann. Aber eines ist hiebey oft hauptsächlich zu beobachten, daß man nemlich die Absicht, seine Neigung ihm zu benehmen, nicht merken lasse. Denn das ist das sonderbarste und schlimmste bey den moralischen Krankheiten, daß der Kranke seine Krankheit desto mehr liebt, ie mehr er von ihr angegriffen ist. Wie könnte er auch gern dasienige sich nehmen lassen, was mit seiner Glückseligkeit so genau verknüpfet zu seyn, was ihm nichts als der Trieb darnach zu seyn scheinet?

Gesellschaften sind ein Mittel hiezu, von dem man meistentheils Gebrauch machen kann. Aber es müssen Gesellschaften seyn, die mit den Neigungen des andern einigermassen übereinstimmen, ohne der Neigung,

die getödet werden soll, Nahrung zu verschaffen. Eine genauere Bestimmung hievon können nur die besondern Umstände an die Hand geben.

Lectüre setze ich am nächsten nach diesem unter gleicher Erinnerung. Jagd und **Musik** können in vielen Fällen brauchbar seyn.

Aber man kömmt nicht weit, wenn man in solchen Umständen erst eine Neigung erzeugen soll, um von dem Gegenstande der andern abzuziehen. Besser gelingt es, wenn schon starke Triebe vorhanden sind, die man zum Abbruche derselben anfeuern kann. Ist Liebe zur Tugend da, Gefühl der Ehre, Gehorsam oder Freundschaft: so sind diese vorzüglich zu gebrauchen. Hingegen wäre es sehr übel gethan, wenn man zur Ausrottung unanständiger Neigungen, andere stärken wollte, die eben so schädlich oder noch schädlicher werden könnten; wie auf diese Weise bisweilen thörichter Ehrgeitz, Stolz und Eitelkeit in iungen Herzen erzeugt werden.

Hier schon, wenn man andere Triebe unvermerkt aufwecken und entgegen setzen will,

und noch mehr, wenn man die Neigung mit Gründen der Vernunft bestreitet, tritt gar leicht die sophistische Vernunft in die Mitte; und vertheidiget die Sache der Leidenschaft laut oder heimlich im Herzen. Wenn dann euer Ansehen nicht mehr statt des Beweises gilt, wenn die Ueberzeugung, die aus euch redet, nicht mehr überzeugt: so müssen eigene Erfahrung, Beyspiele anderer, oder klare Beweise versuchen, was sie thun können. Die gelegene Zeit zu wählen, den rechten Ton zu treffen, ist hiebey das Hauptsächlichste. Trachtet nur, daß ihr immer Meister über euch selbst bleibt; daß hier kein ungestümer Eifer euch überwältiget.

Immer behaltet ihr daneben die Absicht zu zerstreuen. Immer, ihn in den Umgang derjenigen zu verwickeln, deren Minen, Handlungen und Gesinnungen ihn allmählig umbilden können. Es thut oft einen vortreflichen Effect, wenn ein anderer, der nicht verdächtig ist, als ob er um die Sache wüßte, und doch Ansehen hat, so etwas sagt, was der Neigung Abbruch thut, bessere Gedanken erwecket.

Eine Neigung entspringt bisweilen aus einer Vorstellung, die sehr leicht zu berichtigen ist, oder deren Reitzung sich von selbst bald verlieret. Da wäre das schlimmste, wenn man gleich Unruhe merken liesse, und grosse Gegenanstalten machen wollte. Wenn bloß die Neuheit reitzet, oder ein flüchtiger Blick, der durch den folgenden nähern Anblick selbst widerlegt werden wird, da ist keine Gefahr. Aber es könnte Gefahr entstehen, wenn man dem andern die Idee einbildete, als wenn ein ausserordentlicher Gegenstand da wäre, der starke Neigungen einflössen müste. Ueberhaupt sind die leichtesten, unmerklichsten Mittel immer die dienlichsten wider die Neigungen.

Doch bin ich auch nicht schlechterdings dawider, daß nicht in gewissen Fällen die dringende Gefahr es rechtfertigen sollte, wenn man Gewalt brauchte, die Luft niederdonnerte, den Gegenstand vernichtete, oder verbannte, die Imagination durch diesen Schrekken betäubte, und ehe sie sich vom Schrecken erhohlte, ihr geschwind etwas anders zu thun gäbe. So stürzte Mentor seinen Telema-

que ins Meer, da es anders nicht gehen wollte. Aber um das Stürzen ist es doch immer eine gefährliche Sache. Und was Minerva thun kann, darf nicht ieder Sterbliche wagen.

Eine Neigung kann oft durch sich selbst gebessert werden; und dieser Versuch ist immer der erste, an den man denken muß. Nemlich wenn eine Neigung von einem allgemeineu Triebe herkömmt, und nur auf den unschicklichen Gegenstand verfiel, weil er der gelegenste war: so verschaffe man ihr Nahrung von einem andern Gegenstande, wo weniger dabey zu fürchten ist. Es giebt ia allerhand Spiele, und allerhand Mittel, die Ehrbegierde zu befriedigen, und die Sinnen zu vergnügen. Der Trieb zum Vergnügen ist doch zuletzt der Grund von allem.

Freylich weiß ich wohl, daß man einem dadurch die Lust zum Trinken nicht benimmt, daß man ihm zu essen giebt. Aber man kann doch wohl machen, daß er einstweilen Wasser trinket, wenn er keinen Wein trinken darf. Das Wasser kann man ihm auf eine so gute Art anbieten, den Wein so schicklich

aus

aus dem Wege räumen, daß er doch wohl lieber Wasser trinket, als wegen des Weines so vielen Verdruß übernimmt. Vielleicht nimmt er auch gefärbtes Wasser für Wein an, hält sich wenigstens dabey auf, wenn er es nur sieht, nur von weitem kostet, oder denket, es soll wohl bald Wein werden. Vielleicht stürzt er auch einmal heimlich ein Glas Wein hinein, und kömmt denn ganz gerne wieder zu seinem Wasser zurück, weil er findet, daß der Wein doch nicht so gut ist, als er sich einbildete. Aber durch mich soll er den Wein nicht finden. Denn es ist, so viel ich weiß, noch keiner am Wassertrinken gestorben, wenn er sonst gute Diät hielt.

Gewisse Neigungen verlieren sich von selbsten mit den Jahren, oder mit Veränderung der Lebensart und des Aufenthaltes. Desto gelassener kann man dagegen arbeiten; und vielleicht wird man eben deswegen mehr ausrichten, weil man gelassen zu Werke geht, und sich nicht übereilet. Euch guten Herzen von noch unerfahrnen Erziehern ist dieß besonders zu sagen; weil ihr mit euerm allzugrossen nach Idealen gestimmten Eifer euch

bey euern redlichen Absichten bisweilen nur hinderlich seyd, und dann im Kummer euch verzehret.

Es giebt Neigungen, die aus groben Irrthümern und thörichten Vorurtheilen ganz allein oder hauptsächlich entstehen, als da ist die Neigung zu fluchen, oder andere zu beleidigen durch Grobheiten oder Spöttereyen. Von den Grundtrieben sind diese und ähnliche Neigungen weit entfernet; und scheinen also vermittelst der Liebe gegen sich selbst, wenn sie noch nicht durch die Gewohnheit zur andern Natur geworden sind, leicht ausgerottet werden zu können.

Wenn dieses ist; wenn eine Neigung durch die lange Gewohnheit zur Natur geworden ist; dann ist freylich die Besserung noch ungleich schwerer. Aber dieß kann der Fall so oft nicht seyn, der bey der Erziehung vorkömmt. Das einzige Mittel wäre nur dieses, allmählig bessere Neigungen gegen sie durch Beyspiele oder Vorstellungen zu erwekken, und alle Gelegenheit ihr so viel möglich zu benehmen.

Es ist oft eben so nöthig, und erfordert nicht weniger Mühe und Geschicklichkeit, Abneigungen auszurotten, als Begierden. Aber die Grundregeln sind immer die nemlichen. Diese nemlich, daß man nicht die ganze Abneigung, die doch auch eine natürliche Verabscheuung zum Grunde haben muß, nemlich den Abscheu vor Unlust oder Schaden, sogleich schlechterdings verwirft, und damit verursachet, daß Eigenliebe und Rechthaberey für sie streiten; daß man entweder durch allmählige Versuche, die die Gelegenheit an die Hand geben, oder wozu ein gefälliges Beyspiel reitzen muß, den Irrthum, der der Grund ist von der Abneigung, einen benimmt, oder durch andere Vorstellungen ihn widerlegt; daß man nicht selbst dem andern den Gedanken beybringt, als wäre seine Abneigung so groß und unüberwindlich. Diese Saite muß man sich hüten zu berühren.

Aber wenn wirklich Neigungen oder Abneigungen natürlich sind: dann sind sie doch wohl auch unüberwindlich?

Wir wollen nur erst sehen, in welchem Verstande Neigungen natürlich sind, oder von der Natur herkommen.

Neigungen gründen sich auf Vorstellungen. Vorstellungen kommen durch die Sinnen in uns, oder, welches hier einerley, werden durch die Sinnen erwecket. Neigungen kommen also in der Bedeutung nicht von der Natur her, daß die Begierde oder die Verabscheuung, die Vorstellungen voraussetzet, die von gewissen äussern Gegenständen herkommen, auch wenn solche äusserliche Gegenstände noch nicht da waren, oder wenn sie nie vorgekommen wären, sich dennoch hätte äussern können.

Aber weil ein Mensch etwas also empfindet, weil er solche Sinnen hat, weil er von etwas auf eine angenehme oder widrige Weise afficirt wird, ie nachdem es mit der Beschaffenheit seiner Organen oder überhaupt den Dispositionen seiner Natur übereinstimmt: so können gewisse Neigungen und Abneigungen natürlich genennet werden in der Bedeutung, daß nicht in Empfindungen, die von dem veränderten, durch äusserliche Ursachen

erst

erst erzeugten Zustande der Organen herkommen, nicht in angenommenen Begriffen, Vorurtheilen und verwirrten Einbildungen; sondern in der unverfälschten eigenen Empfindung eines Menschen der Grund von ihnen lieget *).

Aber schwer ist es freylich oder vielmehr unmöglich anzugeben, ob iemands Neigung oder Abneigung also natürlich ist. Die Stär-

ke

*) Dieß ist nicht blos von den äusserlichen Empfindungen zu verstehen; sondern hauptsächlich auch von denienigen Empfindungen, die wir haben bey denen Bildern der Phantasie und andern Vorstellungen, die in uns entstehen, wenn Geschichten erzählt werden, wenn man uns lobt oder tadelt, wenn wir irgend etwas, so abwesend oder zukünftig ist, uns vorstellen. Die Art und Weise, wie einer bey den Gelegenheiten, die solche innere Vorstellungen und Empfindungen erwecken, afficiret wird, kömmt freylich allernächst hauptsächlich von seinem Gedankensystem her, davon, meine ich, daß iust gewisse Vorstellungen in ihm, und iust auf eine gewisse Weise mit einander verknüpfet sind, und daher itzt zusammen in dieser oder iener Verbindung, Mischung und Lebhaftigkeit erwecket werden können. Aber demohngeachtet muß doch auch in dem ursprünglichen Zustande seines Körpers, seiner innern und äussern Empfindungs- und Bewegungswerkzeuge, in dem Zustande derselben, mit dem er auf die Welt kam, ein Grund mit liegen, von der Art und Weise, wie ihn etwas afficiret, von dem Wohlgefallen oder Mißfallen, den Neigungen oder Abneigungen, die es ihm erwecket.

ke derselben beweiset es noch nicht genug. Man weiß, was die Gewohnheit thun kann. Wie mancher hat mit Widerwillen angefangen Toback zu rauchen, oder ein gewisses Getränke zu trinken, und kann sich nun dessen nicht mehr enthalten. Durch die Gewohnheit kann eine andere Natur entstehen. Leicht kann sich einer selbst dabey betrügen. Denn wer bemerkt ganz genau, wie seine Natur sich nach und nach bestimmt und verändert? Wer unterscheidet ganz genau reine Empfindung von den Zusätzen der Einbildung und des Vorurtheils?

Doch es muß wohl natürliche Neigungen und Abneigungen geben, in der Bedeutung, daß sie sich auf innere Empfindungen gründen, die ursprünglich und unveränderlich sind. Denn so sind doch wenigstens die Neigungen natürlich, die alle Menschen mit einander gemein haben; sollten sie auch zum Theil bey der Hauptveränderung, durch die wir zum andern Leben geboren werden, sich verlieren.

Und so können wir es im Allgemeinen nicht für unmöglich halten, daß nicht beson-

dere

dere Neigungen oder Abneigungen einzelner Personen ihnen natürlich seyen, also daß sie sich auf innere Bestimmungen gründen, die sie in diesem Leben immer gehabt haben und nicht verlieren werden.

Aber wenn man hier auch alles einräumet, was man vermöge der Erfahrung mit Grunde einräumen kann: so wird doch schwerlich dieß heraus kommen, daß die natürlichen und durch Kräfte dieser Welt unüberwindlichen Begierden oder Verabscheuungen solche seyn, die zum Verderben abzwekken müssen. Wenn nun auch ein Mensch eine gewisse Speise aus einer solchen natürlichen Ursache nicht essen kann, oder wenn ihm also von Natur die Harmonie der Töne zuwider ist; was ist vieles daran gelegen?

Doch man höret von Leuten, denen böse Neigungen angebohren seyn, **Neigung zum Lügen**, oder zum **Stehlen**?

Ich will mich nicht dabey aufhalten zu untersuchen, ob man das auch natürlich nennen kann, was von einer Veränderung herrühret, die im Mutterleibe sich ereignet hat. Und ich will es einräumen, daß vermöge solcher

cher Veränderungen Dispositionen in einem Menschen entstehen können, aus denen hernach gewisse Empfindungen der Lust oder Unlust entstehen müssen, die ausserdem nicht erfolgt seyn würden. Mit den Begriffen, die man sich von dem Innern des Menschen mit Wahrscheinlichkeit machen kann, scheinet mir wenigstens, liessen sich im Mutterleibe empfangene Eindrücke, die die nachmaligen Empfindungen bey gewissen Gegenständen modificiren, noch wohl zusammen reimen. Und alle Erfahrungen, die dergleichen etwas zu beweisen scheinen, schlechthin läugnen zu wollen, scheinet auch nicht erlaubt.

Aber erstlich können leicht andere Ursachen solcher Neigungen da seyn, die einer vielleicht mit Fleiß verbirget. Man giebt lieber der Geburt die Schuld einer unartigen Neigung, als seinem freyen Willen; so wie man lieber Schicksal und Gestirne anklaget, als sich selbst. Sodann ist das nicht wahrscheinlich, daß also entsprungene, nur also gegründete Empfindungen nicht sollten überwältiget werden können. Man sagt, daß Jacob I. keinen blossen Degen sehen

konnte, weil sich seine Mutter, die unglückliche Maria, so sehr entsetzte, bey dem Anblicke der Ermordung des David Riccio. Aber ich kann nicht glauben, daß Jacob sich nicht hätte zum Anblicke eines bloßen Degens gewöhnen können; und, wenn ich mich recht entsinne, so ist er ia einmal in dem Falle gewesen, daß er blosse Degen sehen mußte. Endlich will ich noch eher zugeben, daß starke Abneigungen einen solchen Ursprung haben können, weil die unangenehme Empfindung gewaltiger auf uns wirket, als daß ich es von Begierden einräumen sollte. Ganz andere Beweise aus der Erfahrung, als ich bis itzo kenne, müßte ich haben, wenn ich glauben sollte, daß der Reitz der angenehmen Empfindungen, die nur einen solchen Grund haben, Neigungen unüberwindlich machen, und daß eine Neigung zum Stehlen oder zum Lügen angebohren werden könnte.

Aber viel gewisser, als alle diese Vermuthungen ist es, daß vieles für Natur, und für unabänderlich, von denen, die ihre Neigungen nur beschönigen wollen, und von

denen,

denen, die sie nicht recht anzugreifen wissen, gehalten wird, was es nicht ist.

Nemlich es kann gar oft etwas von gewissen Dispositionen im Körper, in der Einbildungskraft oder im Verstande herkommen, die, sie mögen nun entweder angebohren, oder durch die Gewohnheit erzeugt worden seyn, so stark sie auch scheinen, sich wieder ändern lassen. Die veränderte Lebensart, und andere Mittel, die der Arzt weiß, können vieles in Ansehung des Körpers, und somit auch in Ansehung der Imagination, verändern. Hernach, was vermag nicht der **Gedanke über die Empfindung**?

Lasset es seyn, daß ein Mensch von Natur, wegen seines Temperaments oder einer kränklichen Beschaffenheit seines Körpers, zum Zorne geneigt ist. Sollte er ihn darum doch nicht ablegen können? Die Erfahrung beweiset, daß es geschehen kann. Aber freylich muß man zuerst wollen. Er thue nur die Hälfte von dem, was **Seneca** saget; ganz gewiß er wird weit damit kommen. Es ist kein Streit dagegen, daß nicht zur Wollust ein Mensch stärker als der andere, vermöge

mögе seines Temperaments, gereitzet werde, und daß, also verstanden, die Neigung dazu von seiner Natur herkommen könne. Aber darum ist sie noch nicht unüberwindlich. In seiner Natur sind noch andere Triebe, vermittelst deren sie bezähmet und gebessert werden kann. Die Paßionen, die auf innere Empfindungen allernächst sich gründen, der Stolz, die eitle Ehrbegierde, und andere, können gleichermassen bey einem Menschen natürlich seyn, und doch vermittelst unangenehmer Empfindungen, die sie nach sich ziehen, oder durch das Entstehen besserer Neigungen ausgerottet, oder wenigstens in die Schranken gebracht werden, in welchen sie dem Menschen überhaupt natürlich und nicht mehr schädlich sind.

Es entstehen bisweilen Triebe nach und nach, weil für sie allein Gelegenheit und Anreitzung sich findet; und werden zuletzt so stark, daß sie den Character eines Menschen ganz auszumachen, seine ganze Natur in sich zu fassen, oder nach sich zu stimmen scheinen. Und doch wäre dieser Mensch ursprünglich geschickt gewesen, die entgegen gesetzten

Neigungen eben sowohl zu überkommen. Die Erfahrung hat es bewiesen. Denn durch eine schnelle und allen unerwartete, aber dem Seelenforscher nicht unbegreifliche Revolution ist schon öfters ein solcher Mensch auf einmal ein ganz anderer geworden. Von einem Extrem ist er aufs andere gekommen, aus einem Wollüstlinge ein Einsiedler und Heidenbekehrer, oder aus einem Schwärmer ein Wollüstling geworden. Man hat es oft bemerket, daß, zumal bey den Neigungen, die Extremitäten an einander gränzen, die dem Scheine nach widersinnigsten Neigungen oft schnell aus einander entstehen. Die Ursache ist, weil alle einen Grund haben; und dieienigen, die, bildlich es auszudrucken, aus einem Punkte nur gegen verschiedene Seiten zu auslaufen, näher bey einander sind, als die durch verschiedene Wendungen von einander abgesondert sind. Die Seele gieng mit der grösten Begierde aus, und fand nicht, was sie erwartete. Je grösser die Begierde und die Erwartung war, desto grösser muß der Unwille seyn. Je gewalt-

samer der Schwung der hintrieb, desto stär-
ker auch der so zurück reisset.

Oder wenn sich die Einbildungskraft ganz auf einen Trieb hingezogen hatte, mit dem doch nicht die ganze Natur befriediget wer-den konnte; so können vermittelst eben dieser hitzigen Einbildungskraft die entgegen gesetz-ten Triebe eben so gewaltig werden, so bald ihr erster Irrthum vernichtet ist. Eine ein-zige Empfindung vernichtet ihn bisweilen.

Ein Beweis, wie viel die Natur kann. Und mehr als eine Regel für die Bildung der Herzen, die unter einer Einbildungskraft stehen, die eine ins Grosse laufende Idee ganz ins Feuer setzen kann.

Ich fürchte, so bald nicht fertig zu wer-den, wenn ich mich über diesen Punkt beson-ders einlassen wollte. Ich will nur mit eini-gen Anmerkungen schliessen, die völlig im praktischen Tone und aus dem vorhergehen-den genugsam verständlich seyn werden.

Gewöhne denienigen, der noch nicht die Gründe von dem System der Pflichten einse-hen kann, nicht daran, daß er von allen Vorschriften die Gründe wissen will. Die

Gesetzgeber haben bey dem kindischen Alter des menschlichen Geschlechtes dieses nie gethan, und mit Recht. Auch zur Zeit, wenn Vernunft genug da wäre, die Gründe einzusehen, hindert die entgegenstrebende Begierde die Ueberzeugung. Das beste also ist, durch Mitgefühle und Uebungen gute Triebe frühe zu gründen, daß sie schon auf die Vernunft warten, und nur durch sie erweitert werden dürfen.

Entziehe denjenigen, dessen böse Neigung du entkräften willst, den Gegenständen, die durch ihre Eindrücke sie erregen können, den Gelegenheiten, wo sie gereitzet werden würde. Laß ihn diejenigen sehen, an denen er die üblen Folgen der Neigung gewahr wird, die er vielleicht noch nicht kennet, oder nicht lebhaft genug sich denket, und die Seite derselben, wo sie ihm selbst verhaßt seyn muß. —

Bringe ihn in die Gesellschaft solcher Personen, die anders geartet sind, und doch Eigenschaften besitzen, die sie ihm werth machen, die bey rechtschaffenen Leuten angesehen, überall beliebt, und auch seine Freundschaft sich zu erwerben geschickt sind. Denn

man

man bildet sich nur nach denenienigen gerne, die man liebt, hochschätzet, oder wenigstens für glücklich hält. Darum muß der Lehrer selbst sich oft, dem Scheine nach, denenienigen gleich stellen, die er nach sich bilden will.

Bringe ihm die Arzneyen, immer so viel es seyn kann, unvermerkt bey. Er glaubet, sich dann etwa selbst zu bessern, so fruchten sie desto mehr. Sage ihm deine Lehren so wie im Vorbeygehen, als wenn du sie andern sagtest, und überlaß ihm die Application auf sich. Oder laß sie nur so in einer allgemeinen Sentenz mit einfliessen, indem du ihm bey einer Gelegenheit ein verdientes Lob ertheilest. Verleite ihn zum Lesen solcher Schriften, die ihm Anlaß geben können, auf andere Gedanken und Entschliessungen zu kommen.

Suche vor allen Dingen die Liebe und das Zutrauen desienigen dir zu erwerben, den du bessern willst. Begegne dem Affecte nicht mit Affect, sondern mit schreckenloser, ruhiger, standhafter, heiterer Gelassenheit.

Erbittre nicht, verachte nicht, nimm den Muth nicht.

Sey ia nicht zu strenge; und verdamme nicht aus Eigensinn, Unmuth, Unwissenheit, oder Heucheley. Mahle das Laster nicht mit allzuschwarzen Farben ab. Es möchte sonst dein Lehrling demselben sich in die Arme werfen, wenn es in minder häßlicher Gestalt erschiene; wie das iunge Rehe in der Fabel *).

Mit Schwachheiten habe Geduld. Wenn man zu geschwinde fertig seyn will, richtet man gar nichts aus. Doch verschweige die drohende Gefahr nicht. Wähle die rechte Stunde zur Ermahnung und Bestrafung; wenn etwa ein Erfolg dir schon vor-

*) Warum haben fromme Väter oft die schlimmsten Söhne, und ruchlose Eltern oftmals gut geartete Kinder? Ich denke, unter andern Ursachen, auch deswegen, weil letztere die Laster in ihrer wahren Gestalt erblicken, und ihre betrübten Folgen bey Zeiten kennen lernen, iene aber durch falsche Gemählde verführt, durch allzuviele und zu oft wiederholte Moral unempfindlich, durch übertriebene Strenge erbittert, verdrüßlich, muthlos, bisweilen auch durch Vergleichung der vortreflichen Lehren mit gewissen grossen Schwachheiten und Fehlern der Eltern, die man vergeblich vor ihnen zu verbergen sucht, irre gemachet werden.

vorgearbeitet hat, wenn etwa das Zutrauen gegen dich am stärksten, und wenn dein eigenes Gemüth dazu am geschicktesten, frey, munter, ruhig ist.

Sey selbst Beyspiel. Beweise durch dein ganzes Verhalten Religion und Menschenliebe, Herrschaft über deine Begierden, daß du dein Glück in der Tugend suchest und findest.

Siebentes Capitel.

Lectionscatalogus für einen fünfjährigen Studenten.

Aber nun ist es Zeit, daß ich einmal von dem Studieren des Emils rede. Sonst würde meine Erziehungsgeschichte denenienigen allzu verdächtig werden, die das Wesentliche der Erziehung in dem Unterrichte in einigen Sprachen und Wissenschaften suchen.

Ich habe schon oben die Gründe angegeben, warum ich für nöthig halte, recht bald mit dem Studieren anzufangen. Ich will noch einen hinzu setzen, der in manchen Fällen wohl der wichtigste seyn könnte.

Man muß den Eleven zum Lernen gewöhnen, ehe er die Bemerkung machen kann, daß einer und der andere in seiner Familie ein Mann von Ansehen, Rang und Titeln geworden ist, ohne das zu wissen, was man ihm zu lernen aufgiebt. — — Beym Emil war der Anfang glücklich gemacht, ich durfte nur die bisher gebrauchte Methode beybehalten, um eben so glücklich fortzufahren. Er war an das Lernen, als an eine Art von Zeitvertreibe gewöhnet. Er merkte auch dabey wohl, daß seine Bereitwilligkeit mir und allen Leuten, mit denen er umgieng, angenehm sey. Es fanden sich allerhand zufällige Aufmunterungen. So war es denn nicht zu verwundern, daß er gern lernte.

Ich hatte gar nicht nöthig, mich derjenigen Kunstgriffe zu bedienen, die in andern Büchern beschrieben werden, um Emilen zu bewegen, dieses oder jenes zu erlernen. Und in der That, ob solche Kunstgriffe gleich, wenn es zumal die Umstände auf eine natürliche Weise mit sich bringen, können gebrauchet werden: so bin ich doch der Meinung; daß sie bey sonst richtigen Grundsätzen

zen in diesem Theile der Erziehung unnöthig sind, bey einer pedantischen Unterweisung aber nicht lange gut thun werden.

Förmlich aber protestire ich wider dergleichen **Aufmunterungen zum Lernen**, wodurch das Studieren, das eine Absicht seyn sollte, zuletzt als ein Mittel zur Beförderung niedriger Einfälle und Begierden betrachtet, und der Hofmeister endlich vom Eigensinne des Lehrlings abhängig gemacht wird. Schlägt er ihm einmal eine Bitte ab; siehe so lernet er nun nicht, oder machet alles aufs schlechteste. Alle Aufmunterungen also, wodurch ein Begriff vom Lernen erwecket wird, der dessen Werth zu weit herab setzet, und gänzlich zufällig machet, taugen nichts *).

Da

*) Die Regel verdienet allgemeiner gemacht zu werden. Die willkührlichen, unmittelbaren Belohnungen sind bey Kindern überhaupt gefährlich. Endlich setzen sie die Erfüllung ihrer Pflicht auf einen immer höhern Preis; und weigern sich, fromm, stille oder fleißig zu seyn, woferne man ihnen nicht noch mehr giebt. — Aber die Kinder folgen sonst nicht? — — Könnet ihr sie denn nicht unvermerkt lenken? Und wenn ihr das nicht könnet, und auch nicht warten wollet, so ist es besser, ihr strafet, als daß ihr so belohnet.

Da ich nachdachte, womit ich hauptsächlich das gegenwärtige Alter meines Zöglings beschäftigen sollte: so glaubte ich nicht zu irren, wenn ich ihn mit denienigen Künsten anfangen liesse, zu welchen die Nachahmung, ein früher Trieb, den Menschen am ersten führet. **Dies ist der Weg, welchen die Natur selbst mit dem menschlichen Geschlechte genommen hat, die erste Lehrmeisterin.** Auser denienigen Künsten, welche die gewöhnlichsten Bedürfnisse erheischen, fiengen die Menschen an, dieienigen Gegenstände der schönen Natur nachzuahmen, die ihnen am meisten Vergnügen gaben. Die Töne der Nachtigall erregten Empfindungen, die zu lebhaft waren, um nicht wieder sich auszudrucken. Sie sangen nach. Das Bild des Geliebten war zu tief eingepräget; es wollte wieder leben. Das Mädchen erblickt es im Schatten, und fesselt es geschwinde durch den Umriß. So entstunden Gemählde und Melodien, und in ihrer Gesellschaft wurde die Sprache Poesie. Glückliche Zufälle beförderten die Kunst. Nacheiferung bildete Virtuosen. Später entsprangen die allge-

allgemeinen Begriffe des Wahren und Schönen, des Verhältnismäsigen, der Ursachen und Wirkungen; aus denen der überdenkende Verstand endlich das Gebäude der Wissenschaft aufführte.

Emil übte also seine sich entwickelnden Seelenkräfte zuerst durch Musik und Zeichnungen. In seinem sechsten Jahre fieng er an Lieder zu spielen. Wäret ihr schon damals erschienen, ihr bildenden Lieder der holden **Weisischen Muse**, die aus Patriotismus Kind ward, so hätte er euch gespielet. Er zeichnete Blumen, Vögel, Pferde und Häuser. Zwar beydes als ein Kind, und beydes nur zu seinem Vergnügen. Aber endlich ward er in beyden geschickt, und er wußte nicht, wie er es geworden.

Die Kenntniß der Sprachen gehöret zu den entferntern Bedürfnissen; und es ist Anfangs leicht', über deren Erlernung verdrießlich zu werden. Der natürlichste und leichteste Weg ist ohne Zweifel die mündliche Uebung. Also ist Emil zur deutschen und französischen Sprache angeführet worden. In iener konnte er auch schon lesen. Es ist ge-

sagt

sagt worden, wie er ohne Mühe und Zwang dazu gekommen. Zum französisch lesen mußte nunmehr fortgeschritten werden. Auch dazu machte Emil selbst die ersten Anstalten. Er hätte es auch gethan, wenn ich es ausdrücklich gewollt hätte. Denn er war bereit alles zu thun, was ich begehrte: so wie ich sehr vorsichtig war, nichts von ihm zu verlangen, was ihm hätte beschwerlich seyn können. Weil er schon viele Wörter wußte, ehe er zum Lesen gewöhnet war, so fanden sich bald Gegenstände, die die Lust zum Lesen erweckten. Es waren kleine Fabeln und Erzehlungen. Ich wählte sie nicht sowohl wegen der Moral, wovon ich zugebe, daß sie selten für Kinder begreiflich ist *); sondern weil sie für Kinder unterhaltend sind, die es gar nicht befremdet, daß Thiere reden, da sie mit Bildern als mit Menschen umgehen, und Stecken als Pferde zu tractiren geneigt sind. Ausserdem kommen lauter Gegenstände vor, mit denen sie ietzo schon be-

*) Und doch, wenn sie ihnen auch noch nicht ganz begreiflich ist, kann es nichts schaden, wenn sie eine gute Lehre einstweilen ins Gedächtniß fassen. Dieß gilt auch in Ansehung einiger der erst angeführten Lieder für Kinder.

bekannt sind, oder die ihnen bald bekannt zu werden verdienen. Dieienigen, die lieber die Lectüre mit Romanen anfangen wollen, die doch allemal abenteuerlich sind, und Kindern leicht zu viel und zu wenig sagen, mögen bey Vergleichung ihrer und meiner Gründe erwägen, ob ich recht gethan habe *). Man sieht von selbsten ein, daß es ein grosser Behuf für Emilen gewesen, daß er schon viel französisches verstanden, ehe er in dieser Sprache zu lesen anfieng. Und ich begreife nicht, warum man es nicht immer bey denenienigen Sprachen, die Kinder lernen sollen, also machen könnte? Denn an das Latein dachte ich noch nicht. Ich hoffete, daß die Erlernung dieser Sprache Emilen viel leichter werden würde, wenn er es im Französischen zu einiger Vollkommenheit würde gebracht haben. Und ich schmeichelte mir, daß ihn seine Wißbegierde schon selbsten zu neuen Gegenstän-

den

*) Kleine den Erfahrungen der Kinder angepaßte Erzählungen sind wohl das Beste! Doch wenn Romane oder halb erdichtete Begebenheiten von einsichtsvollen Pädagogen ausgearbeitet oder umgeschaffen werden, wie der Campische Robinson, so machen diese allerdings eine Ausnahme hiebey.

den hinführen würde, wenn sie einmal durch leichten Unterricht gereitzet worden wäre. Ich sah voraus, daß sich unterdessen verschiedenes ereignen müßte, welches einen Bewegungsgrund, diese tode Sprache zu lernen, abgeben könnte. Ich lasse es den Einsichten der Lehrer und der Eltern anheim gestellt, ob sie vor dem neunten oder zehnten Jahr ihrer Kinder Anstalten, das Latein zu lernen, machen wollen. Ich halte das Gegentheil für besser. Unterdessen kömmt es auch hier hauptsächlich auf die Art der Unterweisung an. Emil lernte lesen, und er lernte es an solchen Schriften, die ihm nicht nur Vergnügen, sondern auch Nutzen schafften. So wurden viele Absichten mit einander verbunden, und in einer Unterweisung alle mit einander vereinigt. Biblische Historien, leichte Fabeln, und Erzählungen waren die Bücher des Emils; und waren es lange allein. Aber wie viel lernete er nicht daraus! Wie viel fragte er mich nicht bey diesem Lesen! Auf wie viel Wissenschaften wurden wir nicht nach und nach dadurch geführet! Und auf die allernatürlichste Art. In der Folge durf-

te ich nicht sagen: dieß muß man lernen. Eines folgte aus dem andern. Emil lernte immer etwas neues, und er schien noch immer bey dem nemlichen zu verweilen. Ist denn etwa die Verwandschaft der schönen Wissenschaften untereinander, und dieser mit den höhern erdichtet? Oder ist etwa die Methode des Systems der Weg, den man mit Kindern wählen muß?

Ich konnte ihm auf diese Art viele Grundsätze der Religion beybringen. Er lernte seinen Schöpfer und seinen Heiland verehren, Er glaubte, weil ihm die Sätze annehmungswürdig schienen; vielleicht auch nur, weil ich ihm sie vorsagte. Aber sollte ich unzufrieden darüber seyn, da ich selbst von ihrer Richtigkeit überführet war? Ihn mit Gründen und Gegengründen bekannt zu machen, verspahrte ich auf eine andere Zeit. So übergieng ich auch noch dieienigen Stücke unsers allerheiligsten Glaubens, die Folgen des Systems, und noch mehr dieienigen, welche unter den protestantischen Gemeinden der Christen selbst streitig sind. Klaßische Sprüche der heiligen Schrift, leichte Verse aus erbau-

baulichen Liedern waren seine symbolischen Bücher, sein System, der Inhalt seiner Theologie. Aber dieß kräftige Wort unterließ nicht auf sein Herz zu wirken. Und ist denn etwa dieß die geringste Absicht bey der Unterweisung in der Religion? Vorzüglich ließ ich mir angelegen seyn, ihn durch mein Beyspiel, nicht zur Scheinheiligkeit und verdrüßlichen Muckerey, wodurch die Religion geschändet wird; sondern zur wahren, sich immer gleichen, Gottesfurcht, deren Frucht Zufriedenheit des Herzens und Menschenliebe ist, anzugewöhnen; zur Gelassenheit im Leiden, und zur Munterkeit, das Gute zu verrichten!

Wie das Lesen des Emils zum Unterricht in der Religion den Weg bahnte, so bahnte es ihm auch zur Historie und Geographie *). Der Anfang darinne war ohne Zusam-

*) Den Anfang kann man noch früher machen, als hier angegeben worden ist. Die Haupteintheilungen der Erde, und diejenigen Merkwürdigkeiten der Länder, die nicht über die Begriffe der Kinder, und ihnen interessant sind, lernen sie bald. Und in der That lässet sich auf einen solchen Anfang der physischen und politischen Erdbeschreibung immer weiter vieles

auf

sammenhang. Wie hätte sonst der Eckel und das Beschwerliche vermieden werden können? Bey dieser Gelegenheit ein Stück, bey iener ein anderes. Der Stücke wurden immer mehr und mehr. Sie wurden oft wiederholet, damit Grund und Ecksteine des künftigen Gebäudes dauerhaft würden. Endlich näherten sich die Fragmente einander, und es entstand ein Ganzes, indem wir, was hie und da fehlete, hinzu thaten. Dieß halte ich für die beste Methode, Kindern Historie und Geographie zu lehren. Man muß machen, daß sie auf den grossen Reisen in diesen Wissenschaften überall Bekannte antreffen, wenn sie selbige mit Vergnügen aushalten sollen.

Ich habe vergessen zu sagen, daß Emil auch **Schreiben** lernte. Wenn ein Kind lesen kann, so verfällt es wohl selbst aufs Schreiben. Man darf ihm alsdann nur zu Hülfe kommen. Aber wenn man zu sehr eilen

auf das natürlichste gründen, was in den ganzen Umfang der menschlichen Wissenschaft hinein führet.

len will: so wird es iust am wenigsten von statten gehn. Emil hatte schon den Anfang spielend gemacht, als ein besonderer Umstand seine Begierde zu schreiben, und Geschriebenes zu lesen, noch mehr anfeuerte. Man erräth vielleicht diesen Umstand schon? Er ist auch leicht zu errathen. Seine ältere Schwester war verreiset, sie schrieb an die iüngere, und an Emilen — — Das übrige versteht sich. Anfangs lernte Emil Viertelstunden, Halbestunden lang. Endlich wurden Stunden daraus. Und als er ins achte Jahr gieng, war er des Vormittags zwo Stunden im Unterrichte, und zwo des Nachmittages. Zu dieser Ordnung sind wir unvermerkt gekommen. Und sie wurden nie beschwerlich, weil wir sie unterbrachen, so oft es unser Vergnügen, oder andere Umstände, erforderten. **Man kömmt langsam weiter, als wenn man zu sehr eilet.** Zwar Emil wäre leicht zu mehrerem zu bringen gewesen. Aber die Erfahrung lehret, daß der Körper merklich leide, wenn man in diesen Jahren dem Geiste zu viel zu thun giebt.

giebt. Und ich war nicht gesonnen, Emilen auf Unkosten seiner Gesundheit, zum frühzeitigen Gelehrten zu machen. Ich war eben so sehr darauf bedacht, seinen Körper, als seinen Geist, zu bilden. Denn beyde stehen in einer solchen Verbindung mit einander, daß allzuviele Sorge für den einen Theil dem andern nachtheilig wird, eine gehörige Ausbildung des einen aber gewiß auch den andern vollkommener machen muß.

Achtes Capitel.

Ritterliche Uebungen für dieses Alter.

Emilens Körper wurde zwar nicht solchen Proben ausgesetzet, die nur ein iunger Wilder aushalten kann; aber er wurde auch nicht also verzärtelt, wie es bey Kindern vornehmer Leute gemeiniglich zu geschehen pfleget. Er mußte die Unbequemlichkeiten des Lebens, vor denen kein Stand immer bewahren kann, bey Zeiten kennen lernen. Doch so, daß man nicht auf einmal zu viel von ihm verlangte. Er wurde öfters beym Spazieren-

gehen so weit verführet, daß er auf dem Rückwege wacker müde wurde. Er wurde zu Kälte, Wind und Regen angewöhnet; und er lernete im Fall der Noth, auch mit einer bäurischen Mahlzeit seinen Hunger stillen. Einige kleine Wehen, die diese Uebungen seinem Körper verursachten, wurden für nichts geachtet; weil sie ihn geschickt machten, grosse Beschwerlichkeiten desto leichter zu ertragen. Aber man wagte nicht so viel, daß der Lehrling in Gefahr gekommen wäre, unter der Lehre zu sterben. Ich halte dafür, daß es Emilen viel genutzet, daß er, das ganze Jahr hindurch, fast mehr auffer der Stube als in derselben gewesen. Er wurde durch die kleinen Veränderungen, die sich in der Luft ereignen, unvermerkt derjenigen grossen gewohnt, die sonst empfindlich auf den Körper zu wirken pflegen.

Mußten wir wegen der Kälte oder des gar zu schlimmen Wetters zu Hause bleiben: so wurden daselbst solche Spiele veranstaltet, die den Körper in Bewegung setzten. Ich hätte mir es für eine Schande gehalten, wenn

nicht ich der **Maitre de Plaisirs** gewesen wäre. Ich ließ mir die Erfindung und Einrichtung der Spiele eben so sehr angelegen seyn, als die Lehrstunden. Vielleicht damit die Kinder wie die Pedanten spieleten? O nein, so grausam war ich nicht! Ihr Alter, ihr Geschmack, ihre Neigungen, waren meine Regeln. Und ihre Ausspräche, ihr Tadel waren für mich so wichtig, als das Urtheil des Parterre für den Dichter und Schauspieler. Ich erinnerte mich an die ersten Jahre meiner Jugend, und an dasienige, was mich in denselben am meisten ergötzet hatte. Nach meinen damaligen Empfindungen, nicht nach meinen ietzigen, beurtheilte ich die Empfindungen meiner Kleinen. Ich nannte sie daher nicht gleich tobende, rasende; wenn sie bey ihren Vergnügungen etwa zu weit giengen. Sind wir Erwachsene denn so regelmäsig bey den unsrigen? Sollen denn Kinder weiser seyn als wir? Sind denn diese Vergehungen bey ihnen wichtiger als bey uns? Haben sie denn mehr Pflicht, sich bey ihrem Vergnügen Abbruch zu thun, als wir?

Je lustiger mein Emil war, desto froher war ich. Meine Gegenwart verursachte ihm keinen Zwang. Alle seine Neigungen, alle seine guten Eigenschaften, alle aufkeimende Fehler entdeckten sich meinen Augen. Welcher Vortheil! Aber ich hütete mich sehr, diese Absicht merken zu lassen. Ich bestrafte sie nicht auf der Stelle. Ich untergrub sie, ich griff ihre Wurzel an, ich entfernte die Gelegenheiten selbige auszuüben. Ich paßte auf den bequemen Augenblick, wo ich durch eine Vorstellung, durch ein Wort zur rechten Zeit, den bemerkten Fehler bestrafen oder lächerlich machen konnte. Man glaubte mir, denn man liebte mich. Man verachtete auch meine Warnungen nicht, wenn ich eine üble Folge voraus ankündigte. Denn man wußte, daß ich kein Stöhrer des Vergnügens, kein Pedante war.

Was ich bey der Erziehung des Emils oftmals recht sehr bedauerte, war dieses, daß sich auf dem Landgute, wo wir uns aufhielten, seitdem sein Herr Vater die Hofdienste aufgegeben hatte, kein Kamerade für ihn fand.

fand. Allzuviele Unbequemlichkeiten widerriethen mir es, ihm Bauerniungen zur Gesellschaft auszulesen, wenn es auch die besten gewesen wären. Und in den etlichen bessern Häusern unseres Ortes war kein Sohn von gleichem Alter. In der Nachbarschaft waren iunge Adeliche, welche uns öfters würden besuchet haben, wenn wir es gewollt hätten. Allein da mir noch mehr daran gelegen war, meinen Emil von aller bösen Gesellschaft zu entfernen: so hinderte ich diese Besuche, oder machte sie so kurz, als es seyn konnte. Die Gesellschaft des Emils schränkte sich also auf seine zwo Schwestern, mich und einige andere erwachsene Personen ein, die ihm zu Gefallen Kinder werden mußten. Er selbst schien im beständigen Umgange mit uns nicht so kindisch, als er es seinem Alter nach hätte seyn dürfen, und unter lauter Kindern vielleicht würde gewesen seyn. Doch denke ich nicht, daß dieses ihm nachtheilig gewesen, gleich wie ich mir auf der andern Seite auch kein Verdienst daraus mache.

Uebrigens bilde man sich ia nicht ein, daß ich Emilen deswegen nicht mit Bauernjungen hätte umgehen lassen, damit er seinem Stande nichts vergeben, und frühzeitig gewohnen möchte, mit der frostigen Miene eines Grossen auf diese Creaturen verächtlich herab zu sehen. Dieses unbillige und lächerliche Vorurtheil nicht bey ihm aufkommen zu lassen, würde mir sehr angelegen gewesen seyn; wenn nicht das Beyspiel seiner vortreflichen Eltern mir diese Mühe erspahret hätte; die vielleicht, ohne ienes, doch würde fruchtlos gewesen seyn. Von ihnen lernete er, daß alle Ehrfurcht der Niedrigen gegen Höhere diesen zur Schande gereiche, wofern sie durch etwas anderes, als durch Wohlthaten dazu gelangen oder sie nicht dadurch verdienen. Daß eben deswegen einige Menschen mehr Ansehen, Macht und Reichthum besässen, als andere, damit sie diesen wohlthun und sie gegen die Gottlosen beschützen könnten; daß sie mit Recht von ihnen gehasset würden, wenn sie dieses nicht thäten, und daß sie von dem Herrn, der die Welt

erschaffen hat, und uns und alles erhält, dermaleinst würden zur Verantwortung deswegen gezogen werden. Man ließ ihn bemerken, daß wir den untern Ständen der Menschen mehr zu danken haben als sie uns; daß ihr Schweiß uns die Mittel verschaffe, wodurch wir unser Leben erhalten und angenehm machen, daß sie mehr für uns arbeiten, als für sich selbst; daß die Grossen viel Gutes thun müssen, bis sie eben so viel wahres Verdienst besitzen, als diejenigen, welche das Feld bauen und von ihrer Hände Arbeit sich und andere ernähren; daß die Verdienste der Geringern gegen die Vornehmen viel grösser seyn, als daß diese durch die freundliche Begegnung, oder durch die Zuwendung ihres Ueberflusses solche genug belohnten. Aber die abscheulichsten der Menschen wären sie, wenn sie auch dieses nicht thäten.

Zu solchen Grundsätzen wurde Emil gewöhnet. Man ließ es auch nicht bey blossen Lehren bewenden, sondern führte ihn zur Ausübung derselben frühzeitig an. Er lernete

nete den Niedrigen freundlich begegnen, den Dürftigen mittheilen, über die Elenden eine mitleidige Thräne weinen, die Hungrigen speisen, die Durstigen tränken. Aber nie gab man ihm Gelegenheit, sich dieses zum Verdienste zu machen. Nie wurde er deswegen besonders gelobt. Sein Eifer wurde blos durch ähnliche Beyspiele unterhalten, und durch die Vorstellung der Schuldigkeit angefeuert. Dieß machte, daß er die Danksagungen, die er wegen seiner Wohlthaten empfieng, mit einer edlen Schamhaftigkeit annahm, und sich dadurch zu neuen Wohlthaten verbunden glaubte.

Noch ließ ich mir angelegen seyn, die thörichten Eindrücke einer oft bis in die männlichen Jahre schädlichen Furcht zu verhindern. Ich meine die Furcht vor Gespenstern; die man oft auf eine recht unüberlegte Art bey Kindern zu erregen und zu erhalten suchet. Es durfte sich niemand unterstehen, ihm so etwas einzubilden. Man widersprach solchen lächerlichen Schreckhistorien, man verbannte alle Furcht in der Einsamkeit, ausser derie-

nigen

nigen Ehrfurcht, die man dem Allgegenwär-
tigen schuldig ist. Wenn noch ein gewisser
Abscheu vor Nacht und Einsamkeit, welcher
den Menschen natürlich zu seyn scheinet,
bey Emil übrig blieb: so war derselbe ihm
doch weder ietzo nachtheilig, noch konnten
er der Herzhaftigkeit seiner männli-
chen Jahre Eintrag thun.

Ende des ersten Buches von der Erziehung.

Von

Von der

Erziehung

nach

bewährten Grundsätzen.

Zweytes Buch.

Von der Erziehung nach dem zehnten bis ins vierzehnte Jahr.

Neuntes Capitel.

Von der Zucht im Knabenalter.

Unter solchen Beschäfftigungen erreichte Emil sein zehntes Jahr. Er war kein Wunder der Gelehrsamkeit; aber er war kein Feind vom Lernen. Dieß war genug. Und er hatte es doch auch in allerhand nützlichen Kenntnissen bereits so weit gebracht, daß man hoffen konnte, ihn mit der Zeit so vollkommen darinne zu sehen, als man wünschte. Er konnte ohne Anstoß deutsch und französisch lesen; und in beyden Sprachen nach dem Umfange seiner Begriffe eine Unterredung aushalten. Er wußte verschiedene Stücke aus der Geschichte, bey manchen Reichen den ganzen kurzen Innbegriff und so

viel

viel von der Geographie, als zum Verständnisse iener nöthig war. Er zeichnete Blumen, Thiere, Gebäude, Bäume, Landschaften. Alles ohne Kunst und Genauigkeit; aber hier und da verrieth sich Genie. Zum Klavierspielen hatte er einen solchen Anfang gemacht, daß man einen gewissen Grad der Vollkommenheit in dieser Kunst von ihm erwarten konnte. Seine Theologie bestand noch in den vornehmsten biblischen Geschichten, in Versen aus vortreflichen Liedern und denenienigen Sprüchen heiliger Schrift, die unsere Heilsordnung enthalten; und er verstand dieselben so weit, daß sie auf sein Herz wirken konnten. Er wußte einen Fremden mit ungezwungenem Anstande zu unterhalten; er wußte seinen Körper schicklich zu tragen und zu gebrauchen, um so viel damit auszurichten, als man von seinen Jahren verlangen konnte. Aber was das meiste ist, die Tugend hatte in seinem Herzen Wurzel geschlagen, und es äusserte sich in seinen Handlungen eine wirksame Menschenliebe. Endlich sein Hofmeister war ihm nach

fünf Jahren noch so lieb als in den ersten Tagen seiner Ankunft; und sein Umgang schien zu seinem Vergnügen unentbehrlich.

Ich glaubte, den wichtigsten Theil der Erziehung des Emils vollendet zu haben, da ich diesen Zeitpunkt erreichet hatte. Ich dankete Gott inbrünstig für den glücklichen Erfolg meiner bisherigen Bemühungen, und flehete ihn um ferneren Segen an.

Meine Hauptsorge gieng nun dahin, die schon stärkern Triebe vor den immer gefährlicher werdenden Ausschweifungen zu bewahren, und keine bösen Vorsätze tiefe Wurzeln schlagen zu lassen.

Voll Lebhaftigkeit kömmt der Knab von einem Einfall auf den andern. Er wägt beherzt. Die halb sehende Vernunft kömmt ihm schon mit tückischen Anschlägen zu Hülfe. Aber er ist doch auch leicht wieder abzuschrekken; denn er ist noch nicht durch vorhergehende Erfahrungen auf widrige Erfolge vorbereitet. Es ist noch keine Leidenschaft da, die trotz der unangenehmen Folgen das Ziel ihres Vorsatzes zu erreichen strebte; noch keine eingewurzelte Bosheit in ihm. Er be-

reuet eben so lebhaft seine That, wenn ihr mit ihm zörnet, als er sie unternahm. Er ist äusserst niedergeschlagen und vergiesset Thränen. Aber auch dieser Eindruck ist von kurzer Dauer. Ein anderer Einfall bemeistert sich seiner Einbildungskraft, und nach einer Viertelstunde seht ihr ihn wieder in ausschweifender Freude.

Hier sind drey Stücke besonders nöthig zu beobachten. Erstlich, daß der Knabe mit den Thränen der Reue kein Spiel treiben lerne. Dann, daß man ihn sehen lasse, man kenne und verstehe ihn. Endlich daß er immer etwas gutes zu thun habe.

Ein Knabe weinet zuerst vielleicht aufrichtig. Es kümmert ihn wenigstens, seinen Vorgesetzten unwillig gemacht zu haben; und er nimmt sich ernstlich vor, dieses nicht mehr zu thun. Aber wenn er gewahr wird, daß man sich sein Weinen wohlgefallen läßt; wenn man seinem guten Herzen deswegen Lobsprüche ertheilet; wenn man ihm nicht nur verzeiht um dieser Thränen willen, sondern auch eifrig ist, sie zu vergelten: so müßte es sehr wunderlich zugehen, wenn er nicht

lernete, sich derselben zum Schutze seiner Leichtfertigkeiten zu bedienen. Ich habe einige Zeit lang einen sonst wackern Junker von diesem Alter unter Händen gehabt; welcher ohne Zweifel durch den Fehler seines vorigen Hofmeisters, der sehr weichherzig war, zu dieser Unart gewöhnet, eine iede Bitte so gleich mit Thränen unterstützte. Ich mußte mir vornehmen, ihm alles, was er auf diese Art bat, abzuschlagen. Da ich dieses ihm ankündigte, und standhaft in Erfüllung brachte; so änderte er sich bald. Gegen das Weinen eines Kindes, das sprechen kann, und eines Knabens, muß man völlig gleichgültig seyn; und nur auf sein ganzes Verhalten sehen. Merket er, daß man so gesinnet ist: so wird er gleichfalls auf die bessere Einrichtung seiner Aufführung denken müssen.

Das zweyte, was ich erinnert habe, ist, daß man den Knaben soll sehen lassen, man kenne und verstehe ihn. Er will anfangen, sich zu verbergen, uns zu hintergehen: aber er ist noch nicht völlig geschickt dazu; er selbst verräth sich bald. Er soll dergestalt, daß es einen Eindruck auf sein Gemüth mache, ein-

sehen lernen, wie wenig ihm dieses helfe, und wie strafbar es sey. Wenn er sich am sichersten glaubet, stelle man sich vor ihn, und mit der ersten zornigen Miene sage man ihm, daß ein Mensch, der seine Freunde und Vorgesetzten zu betrügen suche, ein Bösewicht sey. Freundlicher werde er bestrafet, wenn er ohne Tücke und Verstellung böses thut. Doch daß er es nicht vorsetzlich wieder thue! Ein anderes mal, wenn du ihn auf seinen heimlichen Wegen unvermerkt beobachtet hast — ich rede von tückischen Streichen — so sage ihm gar nichts. Aber wenn er hernach mit freundlicher Miene zu dir kömmt, und durch Erzehlungen und Schmeicheleyen sich angenehm machen will: so muß er nur einen einzigen Blick, den gleichgültigsten Blick des liebloſen Kaltsinnes von dir erhalten; und dann gar nicht einen mehr, so sehr er sich auch darum bemühet. Dann wird sich seine Farbe verändern, er wird weggehen, und wiederkommen, seine Heiterkeit wird Zwang verrathen, er wird ein Buch ergreifen, und seine Blicke werden darüber hinstarren — —

Bald

Bald wird er dir ins andere Zimmer nachkommen, und mit Thränen einer nicht verstellten Wehmuth deine Knie umfassen, oder dir um den Hals fallen. Du verlässest ihn aber ganz ohne Antwort, wenn das Vergehen groß war. Du thust dieß, und sagest es andern, die ihr Verhalten gegen denselben zu ändern haben; wenn viele Bosheit dabey obwaltete. Verdienet es weniger Ahndung: so mußt du doch erst Proben der Besserung abwarten, **bis du ihm deine Liebe nach und nach völlig wieder sehen lässest.** Aber eben also muß dein entsprechendes Verhalten seine gute Aufführung **ungelobt vergelten.**

Dieser erst berührte Punct wird weniger zu schaffen machen, bey einem Knaben, der **den Allgegenwärtigen** fürchtet. Und man hat sehr wenig ausgerichtet, wenn man es nicht dazu bringet. Aber mehr oder weniger, allemal wird man Ursache haben, von der gegebenen Regel Gebrauch zu machen.

Endlich muß die ganze Einrichtung so gemachet werden, daß der Knabe *) durch

*) Wohl verstanden, dieß heißt nicht so viel als immer beym Buche sitzen.

zuträgliche Beschäfftigungen immerzu vom Bösen abgehalten wird. Die zunehmenden Kräfte können nicht mehr unthätig bleiben. Es ist auch für einen solchen Knaben gar nicht befremdend, daß man von ihm verlanget, er soll denenienigen in seinen Verrichtungen ähnlich werden, denen er an Gestalt und Kräften immer gleicher kömmt. Und iemehr er sich dem Alter nähert, wo der ganze Mensch mit allen seinen Kräften und Begierden rege wird: desto mehr ist darauf zu sehen, daß er nicht müßig gehe.

Emil war bey der guten Gemüthsbeschaffenheit, die die Vorsehung ihm geschenket hat, und die die Fürsorge seiner Erzieher auszubilden bemühet war, dennoch ein Mensch, in welchem unordentliche Vorstellungen und Begierden unausbleiblich sind, und er war von den Unarten seines Alters nicht ganz frey. Nur daß ein besserer Grund bey ihm gelegt war, als bey andern, und daß er leichter zurechte zu weisen war. Auch ließ er das Böse, das er sah, oder hörte, nicht unnachgeahmet, wenn es sich auf einer Seite zeigte, die seinem Alter und Einsichten schön deuchte.

Verhindern zu wollen, daß einem Menschen, der unter Menschen erzogen wird, nie etwas strafbares vor Augen oder zu Ohren komme, wäre ein unmögliches Unternehmen. Ja es ist gewissermassen gut, daß schon der Knabe, wenn er noch seine Führer zur Seite hat, auch an dergleichen Erscheinungen gewöhnet werde. Wenn er aus einer allzugrossen Eingezogenheit und strengen Auferziehung, wo aufkeimende zum Bösen abzielende Neigungen mehr unterdrücket als gebessert wurden, auf einmal sich selbst überlassen, in die Welt kömmt: so werden, indem er äusserlich von allem dem neuen, das er sieht und höret, geblendet und hingerissen, kaum auf das merket, was in ihm vorgeht, in seinem Herzen die tyrannischen Leidenschaften, gegen die er sich niemals versucht, nie geübt hat, auf die Trümmer seiner erlernten Sittensprüche ihren Thron errichten. Sein Fall ist unausbleiblich. Glücklich, wenn etwa bey einem mislungenen Versuche, oder kummervollen Ausgange der Leidenschaft, seine Tugend wieder ihre Kräfte sammlet und ihn aufrichtet! Glücklich, wenn ein wei-

ser Mentor ihm zur Hülfe erscheinet, und ihn aus der Insel der Weichlichkeit fortreisset, ihn ins Meer der Geschäffte stürzet! Dieß Bild ist von der Art, daß man das Original dazu nicht in Romanen suchen darf. Es beweiset freylich die Unvollkommenheit der besten Erziehung, eine Collision von Regeln, wobey die Ausnahme schwerlich so gemachet wird, daß man immer damit zufrieden seyn kann. Aber man darf sich auch auf den Schutz der Vorsehung verlassen; wenn man gethan hat, was Rechtschaffenheit und Klugheit fordern. Jene befiehlt dir, daß du die schädlichen Eindrücke des Bösen bey deinen Kindern verhinderest. Diese, daß du die Tugend nicht nur innerlich nährest und stärkest, sondern sie auch zum Streite nach und nach gewöhnest. Aufsuchen mußt du den Feind eben nicht. Er kömmt dir wohl so vor.

Unter lasterhafte Handlungen zähle man nicht **Kindereyen**, Unarten, die bey kommenden Jahren gewiß für sich wegfallen. Ich will nicht, daß man sie schlechthin dulden soll, wenn sie der wahren Wohlgezogen-

heit

heit eines Knaben zuwider sind, oder böse Gewohnheiten veranlassen können. Aber bekümmern oder entrüsten soll man sich deswegen nicht. Hier erst fället mir ein Histörchen von meinem Emil ein, das den vorigen Punct einigermassen erläutert. Wir hatten einmal Fremde bey uns, Anverwandte, die in Hofdiensten stunden. Beym Dessert, als die Unterredung lebhaft wurde, verfielen sie darauf, ihre losen Jugendstreiche nach einander zu erzählen. Es waren wohl keine schandbare Dinge. Doch hätten sie auch unerzählet bleiben können. Des andern Morgens beym Theetrinken hörte ich auf einmal erbärmlich schreyen. Da ich mich umwandte, sah ich, wie mein kleiner Graf die Katze über die Kohlpfanne gehalten hatte, aber eben wieder los ließ. Ich wußte gar nicht, was ich mir bey diesem Anblicke denken sollte. Aber ich konnte kaum das Lachen verbergen, als er mir seine Absicht offenherzig gestund, daß er es gethan hätte, um auch etwas erzählen zu können, wenn er einmal groß würde, wie seine Herren Oncles. — Sie würden ohnedem zu erzählen gehabt haben, wenn sie

auch dieß unschuldige Thier nicht gemartert hätten. — Ich konnte nicht umhin, beym folgenden Dessert diese Begebenheit gleichfalls zu erzählen. Der Ton, mit dem ich es that, gefiel, wie mir deuchte, niemanden, als dem alten Grafen und der Madame H * * *.

Ein Fehler, der bey Emilen etwas zu schaffen machte, und in diesem Alter natürlich ist, war die grosse Reitzbarkeit zum Zorn. Seine um zwey Jahre ältere Schwester hatte einen durchdringenden Verstand und Annehmlichkeit, der man nicht widerstehen konnte, so bald sie nur wollte. Aber sie war geneigt, das Lächerliche an der Person oder den Handlungen derienigen, mit denen sie vertraut umgieng, anzugreifen, um sie ein wenig in Verlegenheit zu setzen. Dieß konnte nun ihr Bruder, dem es am öftesten widerfuhr, nicht leiden. Denn er war äusserst empfindlich, wenn er sich beleidiget glaubte, ohne es verdienet zu haben. So wie er eiligst um Vergebung bat, und aufrichtig, wann er iemanden glaubte beleidiget zu haben. Spott war ihm die empfindlichste Beleidigung. Also gab es oft kleine Streitig-

keiten.

keiten, wo ich Schiedsrichter seyn mußte. Die Gräfin gab allemal willig nach. Und da sie noch einige Jahre älter ward, änderte sie ihren Character hierinne völlig, und befließ sich vielmehr, iedermann durch geschickte Vermittelung aus der Verlegenheit zu helfen, in die ihn etwa seine Unvorsichtigkeit, oder sonst etwas gesetzet hatte.

Mit dem Bedienten gab es auch manchmal eine Dispute. Es war ein alter Kerl, der dem Hause lange getreu gedienet hatte, und sich daher berechtiget glaubte, seinem jungen Herrn nicht einzugestehn, daß er etwas versehen könne; und ihm bisweilen, ohne viele Vorsichtigkeit, durch den Sinn zu fahren. Ich mußte selbst ganz gelinde zu Werke gehen, um den ehrlichen Mann von seinen Verschuldigungen zu überführen. Dieß that ich ins geheim. Emilen ermahnte ich durch Vorstellungen, dabey ich ihm, so viel billig war, Recht ließ, zur Geduld und Nachsicht gegen einen Mann, der ihm von Kindheit auf viele Liebe erwiesen. Diese Neigungen zu üben, war mir eben ein sol-

cher Bedienter zu gut, als daß ich um einen andern hätte bitten sollen.

Zehntes Capitel.

Einige Anmerkungen über den ersten Unterricht in den schönen Wissenschaften.

Jetzo würde ich, wenn es nöthig gewesen wäre, das Studieren durch Gesetze anbefohlen haben; wiewol ungerne, und nicht ohne Nachtheil des guten Erfolges. Aber Emil war schon daran gewöhnet, durch meine unvermerkte Anleitung. Und ich befließ mich, ihm das Studieren immer angenehmer und schmackhafter zu machen. Unterdessen konnte ich die Sache ernstlicher angreifen. Ich führte ietzo ordentliche Lehrbücher für iede Unterweisungsstunde ein. Die Neuigkeit dieser Veränderung selbst hatte etwas Angenehmes. Und ich hütete mich eben sowohl als vorher, diesen vortheilhaften Eindruck durch unzeitigen Zwang zu verderben.

Emil fand in den Compendien der Historie und Geographie, mit einem gewis-

sen verwunderungsvollen Vergnügen diejenigen Stücke, die er aus seinen bisherigen Lehrbüchern und Unterredungen mit mir einzeln sich bekannt gemachet hatte. Er fand sie in Verbindung mit andern, die ihm noch unbekannt waren; und er machte sich auch diese mit gröster Begierde bekannt. Das Vorzimmer, wo wir schliefen, und immer ab und zu giengen, wurde mit Landcharten und historischen Tabellen, mit Abbildungen merkwürdiger Personen, Oerter und Begebenheiten tapezirt. Somit lebte Emil recht in der Geschichte.

Die grosse Begierde zur Historie hinderte mich anfänglich, das **Latein** mit ihm vorzunehmen, wie ich es schon Willens war. Denn ich hielte nicht für rathsam, mit dieser verdrießlichen Unterweisung den Anfang zu machen, ehe sein Hang zu iener angenehmern etwas befriediget wäre. Aber eben dieselbe wurde mir bald darauf ein Mittel, die Erlernung der lateinischen Sprache glücklich zu unternehmen.

Emil wollte immer mehr wissen, mehr als in seinen Compendien stund. Ich brach-

te mit Fleiß lateinische Originale herbey, um aus denselbigen ihm zu erzählen. Und dies gab mir dann Gelegenheit, ihm ietzo den wahren Bewegungsgrund zu erklären, warum man die lateinische Sprache lernete. Diese und andere vortrefliche Dinge, sagte ich, sind in Büchern enthalten, welche in einer Sprache abgefasset sind, die Sie noch nicht verstehen. In der Lateinischen; welche zwar viel ähnliches mit der Französischen hat, aber doch beynahe mehr Mühe verursachet, als iene. Aber das Vergnügen, welches die vortreflichen lateinischen Schriftsteller gewähren, belohnet diese Mühe reichlich. Wer daher das Verlangen hat, etwas rechtschaffenes zu lernen; und sonderlich in der Geschichte sich recht umzusehen, wie sie, mein Lieber, der kann dieser Sprache nicht entbehren. Diese Gründe waren so beschaffen, daß sie Emil begreifen konnte. Und wenn er sie auch nicht begriffen hätte; so hatte er doch keine Ursache, in meine Versicherung einiges Mißtrauen zu setzen, oder eine üble Zumuthung von mir zu erwarten. Der Anfang wurde also mit dieser todten, aber einem Gelehrten unent-

behr-

behrlichen Sprache gemacht, da Emil bereits sein zehntes Jahr zurück geleget hatte.

Ich werde mich nicht dabey aufhalten, die Methode zu zergliedern, die ich bey dieser Unterweisung gebrauchte. Ich bin von dem gemeinen, mir und andern sehr wohl bekannten Verfahren der Schulen nur darinn abgegangen, daß ich Emilen weniger mit dem **Wörterlernen** beschwert und aufgehalten habe, und mehr mit ihm zu den **Originalen** der alten lateinischen Schriftsteller geeilet bin. Statt des beschwerlichen Wörterlernens, nahm ich, so bald er nur das Decliniren, Coniugiren, einiges von der Construction und etliche hundert Wörter, dann etwa den vierten Theil so viel Redensarten, meist aus mündlichem Unterricht erlernet hatte, auffer dem **angehenden Lateiner**, der ein beständiges Handbuch blieb, alsbald diejenigen **Bücher** vor, **in denen die Geschichten, die er meist schon wußte, vorkamen.** Da konnte die Begierde, sie verstehen zu lernen, nicht fehlen. Es waren solches die lateinischen **biblische Historien**, die Historiae selectae und der Cornelius

lius Nepos *). Das andere, was ich that, war, daß ich sehr langsam gieng. Oefters mündlich übersetzen, niederschreiben, das Niedergeschriebene wieder in die Grundsprache übersetzen, Fragen mit den Worten des Textes beantworten, allein erzählen, erzählen helfen, ohne Buch aufschreiben, die schweren Wörter, die besten Redensarten, die leichtesten Beyspiele für die vornehmsten Regeln der Syntaxe auszeichnen — — alles dieses wechselte bey iedem Stücke eines vorgenommenen Buches, wo wir inne halten konnten, unaufhörlich mit einander ab. Ja, wie macht mans aber, daß der Eleve nicht verdrüßlich darüber wird, und dieß alles gerne thut? — — Wie man dieß macht? Man bedienet sich der Umstände auf eine geschickte Weise, **man wird nicht gleich ungeduldig, wenn nicht alles sofort nach Wunsch und Willen geht, und vor allen Dingen —**

man

*) Ich will wegen der Wahl der Lehrbücher andern hiemit keine Vorschläge thun. Aber gewiß ist es, daß ich aus mehr als einer Erfahrung, den guten Gebrauch, der sich sonderlich von den beyden ersten machen lässet, kenne. Bücher, die damals noch nicht vorhanden waren, konnte ich ohnedem nicht wählen.

man arbeitet selbst mit, und wird nicht zuerst läßig. Langsam muß man beym Lesen der alten Schriftsteller gehen. Ausserdem wird weder die Sprache gründlich erlernet, noch sonst der Nutzen von dem Buche geschöpft, den man zur Bildung des Geschmackes, zur Schärfung des Verstandes, zur Bildung des Herzens, daraus nehmen konnte. Wenn man allzu begierig bey der Unterweisung von Autor zu Autor forteilet: so hat der Lehrling gelesen, wie viele reisen. Er hat vieles gesehen und wenig gelernet. Zwey volle Jahre mußte Emil beym Cornelius und den Historiis selectis, aus welchen beyden Büchern nicht einmal alles gelesen wurde, beschriebener massen zugebracht haben; ehe ich anfieng zur Abwechselung bisweilen einen Brief aus dem **Plinius**, eine Fabel aus dem **Phäder**, eine Ode aus dem **Horaz**, oder eine Ekloge aus dem **Virgil** vorzulegen. Und diese mußte er auswendig gelernet haben, ehe was neues vorkam; im buchstäblichen Verstande auswendig gelernet haben. Er brauchte keines Zwanges. Denn ich lernte mit, was ich nicht schon von mei-

ner Jugend her noch wußte; und wir hatten öfters die Ehre unsere Lection herzusagen. Dieß war der liebste Zeitvertreib des würdigen Herrn, dem ich diente. Ein anderesmal wollte die Mama, die Schwester, oder sonst iemand, die Geschichte, die Fabel, den Brief wissen, und alle verstunden dabey die Kunst der Aufmunterung.

Diese Muster waren lange die einzigen Regeln, nach denen ich meinen Lehrling bildete. Unsere Unterredungen über das Gelesene, welche nie ausblieben, waren Unterredungen. Ein unverständiger Zuhörer hätte nicht gewußt, wer von uns beyden den andern unterrichten wollte. Ich konnte mit meiner Gelehrsamkeit warten, bis die Zeit käme, davon Gebrauch zu machen. Dieß können nicht alle Lehrer. Manche meinen, es muß bey der ersten Gelegenheit gleich alles gesaget werden, was sich sagen lässet, und was sie wissen. Ist dieß allezeit eine Folge des Vielwissens? Ich denke noch öfter der Unwissenheit. Emil schien mir den Schriftsteller zu erklären. Anmerkungen oder Fragen mußten mich zum Reden auffordern.

Oder

Oder wenn ich selbst etwas that; so war es weiter nichts, als daß ich eine vortrefliche Stelle mit dem Gefühle, das sie in mir erregte, noch einmal, noch zweymal las. Besonders diejenigen Stellen, woraus mein Liebling lernen konnte:

— patriae quid debeat et quid amicis,
Quo sit amore parens, quo frater amandus et hospes.

Setzte ich ia ein ausdrückliches Lob, eine Anpreisung des Schönen, des Erhabenen, des Nachahmungswürdigen dazu: so waren es zwey Worte. Ich dachte an die Regel:

Quidquid praecipies, esto breuis, vt cito dicta
Percipiant animi dociles, teneantque fideles.

An **Vergleichungen der Alten mit den Neuern** dachte ich um so viel weniger, da ich, verführt durch meinen ehemaligen Lehrer, und durch meine eigene Erfahrung noch hartnäckiger gemacht, fest entschlossen war, meinen Lehrling vom Lesen der neuern Schriftsteller, so lange als möglich, zurück zu halten; bis sein Geschmack vorhero recht antik

geworden wäre *). — — Und also sollte er fremde Sprachen reden lernen, und seine Muttersprache nicht verstehen? — — Ein Kind, das in einem guten Hause erzogen wird, lernet durch die blose Unterredung seine Muttersprache so weit, daß man dieienige Ausbildung ohne Nachtheil verschieben kann, die dem Dichter und Redner, oder überhaupt dem guten Schriftsteller, nöthig ist. Wann erst die Alten gelesen worden sind, dann wird in einem halben Jahre alles reichlich eingebracht werden, was in der neuen Litteratur bisher verabsäumet worden ist. Der Jüngling, der die Alten im Kopfe hat, wird dann auch die Neuern besser verstehen und beurtheilen können, als ein anderer. Denn der Geschmack wird sicherer nach den Alten gebildet, da bey ihnen das Klaßische durch die Probe vieler Jahrhunderte schon besser ausgesuchet ist, als bey den Neuern, wo noch Modeglanz und allerhand Vorurtheile blenden. Und endlich ist bey

die=

*) Abermals eine Stelle, wie S. 191; wo ich nach meiner damaligen Empfindung und Erfahrung schrieb; bessern Einsichten anderer aber auch Abänderung und Einschränkung gern überlasse.

dieser Methode nicht zu befürchten, daß der Schüler zu dem mühsameren Lesen der alten Schriftsteller nicht mehr Lust haben möchte, wenn es zu späte geschehen soll; wie es bey gar vielen von denienigen gehet, welche zu früh an die leichtere Unterhaltung der Neuern gewöhnet werden. Sie überreden sich dann gar geschwinde, daß es nicht nöthig sey, die Alten mit vieler Mühe gründlich zu studieren; da man alles, was zur Bildung des Verstandes und Witzes nöthig ist, bey den Neuern eben so gut und noch besser finde. Ich will meine Meinung niemand aufdringen; aber ich habe mich bisher, weder durch Gründe des Nachdenkens, noch durch Beyspiele, davon überzeugen können, daß es überhaupt der Gelehrsamkeit, oder dem Genie mehr Vortheil als Schaden bringe, wenn man, wie es ietzo fast die Mode will, so bald der neuen Litteratur sich ergiebt, und so frühe über die Kunst philosophiret, und so viele kritische Schriften liest. Einmal dünket mich, diese Gewohnheit zu studieren sey immer die Epoche gewesen, wo die Meisterstücke aufhörten, und seichte Gelehrsamkeit und Ge-

schmack am Gesuchten, Gezwungenen, Unnatürlichen, zu herrschen anfieng. Sodann sehe ich, daß dieß das Mittel ist, gelehrt zu scheinen, ohne es zu seyn. Und so viele kritische Schwäzer, vor denen man in keiner Gesellschaft mehr sicher ist, bestätigen mich mehr und mehr in diesen Gedanken*). Ich meines Orts also hütete mich sorgfältig, diese Neigung zur neuern Litteratur und zum Lesen kritischer Schriften, wozu ohnedem von allen Seiten her so viel Anlaß gegeben wird, durch die Art meines Unterrichtes bey iungen Leuten noch mehr zu stärken. Ich gewöhnte sie, ihre Lust bey den Alten zu finden, ihre Schönheiten recht zu fühlen, ganz einzusaugen. Ich bin darum kein Feind der Neuern. Auch kein Feind der kritischen Vergleichungen. Nur möchte ich der Litteratur und Kritik nicht die wahre Gelehrsamkeit, und noch weniger der frühen Kenntniß in den Werken des Geschmackes die Unschuld der Sitten aufopfern. Mehr will ich

*) Dieß ist im J. 1768 geschrieben; und bezieht sich auf die schönen Wissenschaften

ich nicht sagen. Ich werde ohnedem wohl manchem schon zu viel gesaget haben.

Der Geschmack meines Emils stimmte mit meinem Wunsche aufs schönste überein. Er schenkte den alten Schriftstellern, ie mehr er mit ihnen bekannt wurde, seine Neigung immer mehr und mehr. Er zeigte nicht halb so viel Begierde für einen französischen oder deutschen Schriftsteller, der ihm unter die Hand kam, als für seinen Nepos, Horaz und Virgil. Ich will glauben, daß ihn mein Beyspiel dazu verführte. Ich habe es aber doch auch an mehrern gesehen. Und einstweilen, bis man mich des Irrthums überführet, glaube ich, daß die Alten die Kunst zu unterhalten, und das Gefällige der unverstellten Natur besser besitzen, als die Neuern gröstentheils. Vielleicht trägt die Bemerkung, daß die Alten die Quellen sind, auch etwas dazu bey, einen offenen Kopf für sie einzunehmen; vielleicht auch selbst die grössere Schwierigkeit, sie verstehen zu lernen. Dieß will ich unentschieden lassen. Aber daß dieienigen es andern meist zuvor thun, die lange bey den Alten verweilet, ehe sie die

Neuern eben so fleisig gelesen haben, als iene; dieß läßt sich durch Beyspiele und Gründe bestätigen.

Gleichwie ich übrigens in allen diesen Dingen nur meine Meinung sage, und niemanden Gesetze vorschreiben will: also bitte ich insbesondere, nichts von dem, was ich gesagt habe, so zu deuten, als ob ich der Privatunterweisung einen Vorzug vor den öffentlichen *) Schulen zueignen wollte. Ich bin gänzlich der Meinung, daß sich davon nichts allgemeines sagen lässet. Wenn man freylich immer drey oder vier Lehrlinge, die sich iust zusammen schickten, und zween Lehrer, wie man sie brauchte, haben könnte! — Dieß ist unterdessen gewiß, Privatunterweisungen erlauben nicht nur, sondern erfordern auch,

*) Für diese erlaube man mir nur eine einzige Anmerkung. Warum plaget man iunge Leute immer mit Uebersetzung magerer, oft sinnloser, deutscher Bücher, wobey noch diese Unbequemlichkeit ist, daß die lateinische Uebersetzung, wenn sie einmal vorhanden, den Neulingen von den Alten zum Abschreiben verkauft wird? Warum wählet sich nicht der Lehrer selbst ein Stück aus der natürlichen Geschichte, aus der Sittenlehre, aus der Antiquität, und giebt seinem Schüler eine angenehmere und doppelt nützliche Arbeit?

auch, in einigen Stücken andere Anstalten, als die öffentlichen.

Was das Christenthum anlangt: so mußte Emil ietzo die Ordnung des Heils in ihrem Zusammenhange lernen; dießfalls nicht nur die Beweissprüche aus der heiligen Schrift sich bekannt machen; sondern auch ganze Bücher derselben mit mir durchlesen. Wir unterredeten uns darüber, damit ich ihm weitere Erklärung geben konnte. Aber gleichwie er die Schwierigkeiten, die die Gelehrten mühsam aufsuchen, übersah; also bemerkte er leicht diejenigen Glaubenslehren, wodurch Verstand und Willen christlich gebessert werden.

Ich will es gerne geschehen lassen, wenn ich den Beyfall und die grössere Achtung einiger Leser dadurch verliere, daß ich so oft auf dieses altmodische Stück der Erziehung komme. Wenn ich die Absicht gehabt hätte, mit dieser Erziehungsgeschichte Aufsehen zu machen: so würde ich vielleicht in manchen Stücken anders zu Werke gegangen seyn. So würde ich etwa von der Unterweisung in der christlichen Religion stille geschwiegen,

wenigstens kaltsinniger davon geredet, oder nur überhaupt von Religion und Menschenliebe gesprochen haben. Aber ich bin von der Nothwendigkeit einer Religion überzeugt, die höher ist, denn alle Vernunft. Und ich habe nach freyer und fleisiger Prüfung, keine gefunden, durch welche die Absichten, die vernünftigen Wesen eine Religion nothwendig machen, besser erhalten werden könnten, als durch die christliche.

Sie allein bleibt bey gehöriger Untersuchung dem Verstande groß, und ehrwürdig. Sie allein beruhiget das Herz. Sie allein gewähret allgenugsame Bewegungsgründe zum Guten, und Kräfte, den Menschen zu einer reinern und edlern Tugend zu erhöhen, als dieienige ist, die das Licht der Natur wirken kann. Aber es ist hier noch nicht der Ort, mein Glaubensbekenntniß abzulegen.

Ich machte nun auch den Anfang mit der Mathematik. Die nöthigsten Aufgaben aus der Arithmetik und die leichtesten aus der Geometrie wurden zuerst vorgenommen. So viel es sich thun ließ, führte ich meinen Schüler auf die Gründe der Auflösungen. Ich

frag=

fragte ihn um selbige, und setzte ihn meist in den Stand, sie selbst zu errathen. Dann ließ ich ihn den Beweis wiederholen; bey Gelegenheit noch einmal. Bey einer andern Gelegenheit lernten wir eine neue Anwendung machen, eine neue Folge ziehen. So übte ich den Verstand. Ach der Thorheit! Ja hier muß ich hart reden — — der Thorheit, daß man Knaben oder Jünglinge, wenn sie noch nicht aus ihrer Erfahrung wissen, was **denken** heißt, die Kunst zu denken, nach der **Logik** lehren will; und noch dazu nach einer ontologisch abstracten **Logik**! Wenn es mir doch niemand glaubte, daß ich Hofmeister gefunden habe, die Lehrlinge, wie ich sie beschrieben, Dari: es Logik haben exponiren und auswendig lernen lassen! **Philosophie zu allerletzt.** Sammlet erst Fragmente bey den Männern, die mit dem Geiste der Philosophie geschrieben haben. Erweitert erst die historische Kenntniß eures Schülers, ehe ihr mit ihm das **Allgemeine** in den einzelnen Dingen und Fällen aufsuchen wollet! Und bey der Philosophie, die **speculative Logik** nicht voran!

an! Machet ihn erst mit den Empfindungen und innern Erfahrungen mehr bekannt, ehe ihr sie ihm scientifisch erklären wollet! Lasset ihn erst seine Seelenkräfte recht entwickeln, lange üben, genau kennen; ehe ihr ihn in die Wissenschaft vom Denken führet!

Da ich thun konnte, was ich wollte: setzte ich das Ziel der Philosophie weit hinaus, dachte an die Wissenschaft der Logik am allerwenigsten, lehrte meinen Emil Historie aus den Quellen, und übte seinen Verstand durch Mathematik. **Langsam auch dieses da!** Es dünkte mich sehr viel, mit dem vierzehnten Jahre das Ende der **Geometrie** zum erstenmal erreicht zu haben, und noch war in der **Stereometrie** sehr wenig bewiesen worden.

Was ich vermuthe, daß ein ieder meiner Leser, für sich selbsten wird hinzu denken können, das übergehe ich. Ich halte daher fast für unnöthig, zu erinnern, theils daß **Musik** und **Zeichnen** fortgesetzet wurden, theils daß letzteres die Geometrie leichter und angenehmer machte.

Un=

Unterdessen gieng weder das Vergnügen der kostbaren Jahre der Jugend, noch die Sorge für den Körper, über dem Studieren verlohren. Zwar wurde es nicht mehr so leicht, und so oft unterbrochen, als vorher. Doch geschah dieß, so oft es die Billigkeit erforderte; und dann ohne viele Umstände eines gewissen verdrießlichen Ceremoniels, das manche Lehrer dabey zu beobachten pflegen. Die Eintheilung und Abwechselung der Geschäffte kann auch vieles beytragen, sie weniger beschwerlich zu machen. Wenn die Leibesübungen mit den Uebungen des Nachdenkens, und überhaupt das Leichtere mit dem Schwereren immer abwechselt: so kann man mehr thun, als manchem möglich scheinen möchte *). Zu dem fanden wir gar nicht nöthig, beym Studieren immer in der Stube zu sitzen, sondern wir saßen, stunden, giengen in dem Garten, in der Bibliothek, oder in der Stube herum, wie es sich schickete.

War-

*) Ich weiß kein besseres Beyspiel davon anzuführen, als das Leben des Durchlauchtigsten Prinz Heinrichs von Braunschweig, wovon nach des jungen Helden Tod der verehrungswürdige Jerusalem die Beschreibung heraus gegeben hat.

Warum sollten wir diesen Vortheil den alten Philosophen allein überlassen?

Eilftes Capitel.

Emils erste Reise.

Emil, der das dreyzehnte Jahr vollendet hatte, trat ietzo mit mir eine kleine Reise an, von der ich eines und das andere zu sagen habe. Ich hielt für dienlich, ihm neue Aussichten in die Welt zu verschaffen. Denn ob wir gleich in unserem Hause öfters Fremde sahen, und das, was man die grosse Welt nennt, gewissermassen im Kleinen hatten: so war doch immer eine gewisse Einförmigkeit da, und nicht vieles, das einen Eindruck auf meinen Eleven hätte machen können. Sonderlich fehlte ihm ein Vergnügen, dessen Verlust er, wie es schien, zu fühlen anfieng. Und in der That ein zu wichtiger Verlust für diese Jahre, des Umganges mit seines Gleichen entbehren zu müssen.

Wir wurden eben auf das freundschaftlichste zu einem Anverwandten eingeladen, der zween Söhne hatte, davon der eine gleiches

ches Alters mit meinem Emil, der andere aber iünger war. Also begaben wir uns auf einige Wochen zu dem Baron von D * nach S. einem sehr angenehmen Landgute nicht weit von C. Diese Reise von anderthalb Tagen war die vergnügteste, die ich in meinem Leben gethan habe. Die Lebhaftigkeit meines Eleven verschaffete mir beständig den angenehmsten Zeitvertreib. Aufmerksam auf alles, was ihm vorkam, stellte er bald eine Vergleichung an, indem er sich an etwas Aehnliches, so er gesehen, oder gelesen, erinnerte; bald fand er etwas zu fragen. Wir machten bisweilen ein Stück Weges zu Fuß, um uns freyer umsehen zu können. Dieß thaten wir nachmals auf unseren Reisen gar oft. Das heißt auch wirklich nicht Länder besehen, wenn man in einen Wagen eingesperrt, durch die schönsten Gegenden durchrennet, und nur Städte sich bekannt macht.

Ich hatte durch Beschreibungen von den Barons nicht die vortheilhafteste Idee bekommen; und stund daher eine Zeitlang an, ob wir uns in ihre Gesellschaft wagen sollten. Aber einmal mußte nun doch der Anfang ge-

machet werden, zu allerhand Characteren sich zu nahen. Und in der That fand ich sie bes= ser, als meine Erwartung von ihnen war. Die Bekanntschaft der Junker ward gar bald gemacht. Während, daß mich der alte Ba= ron mit den gewöhnlichen Complimenten un= terhielt, wurden iene vertraut. Und in der ersten Stunde waren die Gärten besehen, die Bücher gemustert, und die Flinten vorgezeigt. Dabey wurde denn die Geschichte mancher Jagd mit iunger Heldenberedsamkeit erzählet, und mit dem ietzigen Zustande der Revier ge= schlossen. Mein Graf konnte endlich diese Unterredung mit aushalten; doch nahm sie ihn weniger ein, als die Barons.

Ich und L. der Hofmeister vom Hause, wurden gleichfalls in kurzer Zeit vertraut mit einander. Eine gewisse gutherzige Leb= haftigkeit, welcher sein aufmerksamer Ver= stand kaum im Stande war allemal genugsa= men Einhalt zu thun, machte die Hauptbe= stimmung seines Characters aus. Seine gu= ten Grundsätze, die er sehr richtig dachte, und die oft der Gegenstand unserer freund= schaftlichen Gespräche waren, wurden bis=

weilen in der Hitze des Affectes vergessen. Sonderlich vergaß er sich sehr leicht in dem Uebermaase der Fröhlichkeit. Er ließ dann bisweilen Schwachheiten blicken, die er sonst zu verbergen bemüht war; weil er glaubte, daß sie seinem Ansehen nachtheilig seyn könnten. Er nahm seine Fehler leicht wahr, und er sann beständig nnd ernstlich auf ihre Verbesserung. In der That war er sich fast ein zu strenger Richter.

Mich dünket, es ist das auch ein Fehler, wenn man zu vollkommen seyn will; oder um mich genauer auszudrücken, wenn man beym Eintritt in irgend eine Stelle den Anfang zu gut machet, **mit allzu vieler Weisheit eintritt.** Man kann sich nicht bey diesem übernatürlichen Character erhalten; man läßt Aengstlichkeiten und Schaam merken, wenn man irgend einmal dagegen handelt. So bekommen dann erst verzeihliche Kleinigkeiten, menschliche Schwachheiten, die man nicht würde geachtet haben, das Ansehen erheblicher Fehler. Man giebt auch andern das Recht, einen strenger zu beurtheilen,

wenn man ihnen allzuviele Erwartung von sich gemachet hat. Ich habe diese Anmerkung öfters als einmal, unter allerley Umständen, richtig befunden.

Das Schwankende in dem Character des L. fiel selbst dem jüngern Baron in die Augen; machte ihn aufmerksamer auf seinen Hofmeister, und gab ihm Anlaß, sich mit ihm zu vergleichen. Siehe so waren es zween schwache Sterbliche, die beyde nicht thaten, was sie sollten.

L. war der vierte Hofmeister, den die Barons hatten. Sie waren ihm also in der Erfahrung überlegen. Ueber dieß soll derjenige unter seinen drey Vorgängern der brauchbarste gewesen seyn, der, wie man mir erzählte, mit seinen Eleven ins Wirthshaus des Rittersitzes zum Kartenspiele gieng. Woraus abzunehmen, daß sich die Junker keine gar grosse Idee von einem Hofmeister mochten eingepräget haben. Sonst hatten sie keine böse Gemüther, in der Bedeutung, in welcher man diese Redensart insgemein gebrauchet. Ich weiß aber in der That nicht,

ob man den Worten noch genug Bedeutung läßt, wenn man von einem Knaben, der seine vorgeschriebene Pflichten sehr oft muthwillig verletzet, mit der Reue spielet, und durch die verdienten Strafen gar nicht gebessert wird, noch saget, daß er kein böses Herz habe. Wenn man durch sinnliche Reitzungen leicht zum Guten zu bewegen ist: alsdann hat man ein gutes Herz. Dieß ist noch nicht die Tugend, die eine Frucht der ernsten Weisheit ist. Aber es ist der Acker, auf welchem der Saame der Tugend am leichtesten einschlägt. Es ist die Tugend des jungen lachenden Weisen, die oft Fehler gebiert, nie einen ernähret, nie die dritte Bestrafung verdienet.

Wir gebrauchten die Tage, welche dem Vergnügen gewiedmet seyn sollten, ihrer Absicht gemäß. Nur des Vormittags studierten wir; aber gar nicht nach Plan und Stundenmaas. Es war zufällig gewählte Lectüre, Unterredung, Wiederholung. Dabey war ich der Baronen, und L. des Grafen Lehrer. Des Nachmittags waren wir auf dem Felde,

im Walde, in den Gärten. Wenige Tage, wo ungestümes Wetter uns zu Hause zu bleiben hieß, brachten wir mit Spielen zu, die dem Körper Bewegung und dem Geiste Aufmunterung verschafften. Ich denke, ich habe es schon öfter als einmal gesagt, daß auch hier **die Unzertrennlichen** sich nicht trennen dürfen. Dem L. kam dieses etwas fremde vor; und er stellte sich in der That ungeschickt an zum Spielen. Desto mehr that ich mich dabey hervor; zur grossen Zufriedenheit meines Emils, der mit dem halbernsthaften Anstande eines vierzehniährigen Weisen, Veranstalter der Spiele war. Da ich um zehn Jahre älter war, als Herr L. so entschloß dieser sich nun wohl, es mir nachzumachen. Aber er war wieder auffer seinem einmal angenommenen Character; welches iedoch hier noch am wenigsten anstößig ward.

Aber die Lust war vollkommener, wenn wir ins freye Feld gehen konnten. Die Gegend um S * ist so schön, als ich ie eine gesehen habe. Das Schloß liegt am Fusse eines Berges, noch etwas über der Ebene erhöhet,

höhet, die sich allmälig ausbreitet, und in einer Entfernung von acht bis neun Stunden, von einem zusammenhangenden Gebirge, aus welchem zween Berge wie Hörner hervorragen, in Gestalt eines halben Cirkels begränzet wird. Wenn man die Anhöhe, an welcher das Schloß lieget, vollends hinauf gestiegen ist; so kann man beynahe hundert verschiedene Wohnplätze zählen, die im Flachfelde oder am Gebirge liegen, Mühlen, einzelne Höfe, Klöster, Städte und Dörfer. Der Boden ist fruchtbar. Die Wälder zeigen die angenehmste Mannigfaltigkeit an Farben und Blättern der Bäume. Sie enthalten Vögel und Wildpret in Menge. Und hier und da finden sich fischreiche Teiche und Seen vom Gehölze eingeschlossen. Man wird mir dieß Gemählde, das eben nicht nöthig gewesen wäre, aus Gefälligkeit zu gute halten, als eine Folge des Vergnügens, so mir diese Gegenden ehemals verursacheten. Die Erinnerung an das Vergangene ist öfters die größte Glückseligkeit späterer Jahre. — Wie könnte ich dich im Gedränge eines mühseli-

gen Glückes vergessen, du fruchtbares Thal zwischen einsamen Wäldern dem stillen W. See gegen über? Wo ich glückliche Stunden ruhig genossen, wo ich empfindungsvoll und ganz zufrieden, so oft ausgeruffen habe:

Cur valle permutem Sabina
Diuitias operosiores!

Aber solche Empfindungen sind auch nur für gewisse Jahre. Es folget die Zeit, da man weniger an der Empfindung kleben darf, um destomehr hinzusehen auf das Ziel des Lebens, und auf den Zweck der verliehenen Kräfte. Wenn der Jüngling sich zu leben die Erlaubniß hatte: so hat er nur desto mehr Pflicht, **als Mann für die Welt** zu leben. Jetzo ist nicht mehr die Zeit des Genusses. Sie fleucht hinter ihm, Kindern und Enkeln entgegen. Noch nicht die Zeit der Ruhe. Sie erwartet ihn am Ende der Laufbahn. Glückseliger Mann, wenn dir dein Blick ins Vergangene nur sanfte Rührungen zurück bringet, und der Blick in die Zukunft grosse Entschliessungen!

Wäh=

Während daß unsere Lieblinge die schönsten Plätze auskundschafteten, oder aufs Wild lauerten, oder einander mit Geschichten unterhielten; überliessen wir uns den Betrachtungen über die Gegenstände, die unseren Herzen die nächsten waren. Der Schöpfer und unser unsterblicher Geist, das Mittel zum besten Genusse der flüchtigen Lebensstunden, die Erziehungskunst, die Freundschaft, hier und da eine kurze Anmerkung für die Wissenschaft — dieß waren die Gedanken, auf welche uns die Empfindung hinführte, von denen wir mit neuen Empfindungen zurücke kehreten. L. besaß vortrefliche Einsichten. Ich hörte insbesondere seinen moralischen Discursen mit Vergnügen zu, wo gute Theorie und aufrichtige Bekenntnisse und eine gewisse Begeisterung fast immer beysammen waren.

Er sprach sich nicht von aller Schuld in Ansehung der Fehler seiner Eleven frey. Aber er hatte auch gegründete Ursachen, sich den geringsten Theil davon zuzuschreiben. Ich habe schon gesaget, daß er drey Vorgänger gehabt, und wie sie ohngefehr beschaffen seyn

mochten. Dazu kam noch, daß die Mutter der Barons nicht mehr lebte, und das ganze Hauswesen unter der Aufsicht einer Tante stund, die es mit den heranwachsenden Vettern nicht gerne verderben wollte. Der alte Baron war ein wackerer Mann. Er hatte seine besten Jahre in Kriegsdiensten zugebracht, und lebte ietzo als Obrister auf seinen Gütern, um der Ruhe zu genieſſen. Er meinte, es gäbe sich mit iungen Leuten nie recht, bis sie sich in der Welt ein wenig versucht hätten. Uebrigens hätte er sichs nicht verdrieſſen lassen, wenn der Hofmeister manchmal militarisch mit seinen Söhnen verfahren wäre. Er erzählte auch selbst ohne Bedenken die harten Strafen, die seine Hofmeister wider ihn gebraucht hatten. Sie waren scharf mit ihm umgegangen; aber dafür habe er ihnen es auch zu danken, daß er sich ietzo die Zeit vertreiben könne. — — So ermahnte er seine Söhne und so unterstützte er den Hofmeister. Im Grunde aber nahm er nie genug Antheil an der Erziehung, und er ließ sich zu geschwinde von seiner

Schwe=

Schwester beruhigen, wenn ihn etwa der Hofmeister hatte aufmerksamer machen wollen. Die Jahre, in denen der Grund geleget werden muß, waren versäumet; die Bemühungen des redlichen L. waren nicht fruchtlos, aber sie erreichten nicht mehr die gewünschte Absicht.

Zwölftes Capitel.

Züge, zu dem Bilde eines vollkommenen Hofmeisters nach den Maximen des Herrn L***.

Es liesse sich eine lesenswürdige Abhandlung schreiben über Modescherze, deren Grund Unwissenheit und Vorurtheil ist. Einige derselben sind von Kunstrichtern bey Gelegenheit schon bemerket und gerüget worden. Die Geschichte, die ich itzo erzählen will, führet mich auch auf einen solchen Punct. Wie viele Ausfälle thut nicht der alltägliche Witz immer auf die Dorfpfarrer? Man stellet sie als Beyspiele der Unwissenheit und der lächerlichsten Sitten auf? Ich will es gelten lassen,

daß dieser Stand Subiecte von der Art aufweiset. Aber welcher andere Stand nicht auch? — — Wenigstens sollte man nicht so allgemeine Ausspräche wagen, wie bisweilen geschieht, und der Ausnahmen nicht so gar vergessen, die diesem Stande auch von der Seite eine gewisse Würde geben. Die wenigsten von denen, die mit Verachtung von den Landgeistlichen reden, haben sich die Mühe gegeben, genauere Kundschaft von ihnen einzuziehen, und Prüfungen anzustellen. Viele wären vielleicht auch nicht im Stande, es zu thun. Gewiß, man trift unter ihnen Männer an, die glänzenderen Stellen Ehre machen könnten, und denen ihr niedriger Stand zum Verdienste gereichet. In der Nachbarschaft von S***, in einem sehr mäsigen Bezirke, habe ich zween solche Männer kennen lernen, wovon die Verknüpfung sonderbarer Umstände den einen aus der Welt, und den andern vom akademischen Lehrstule, unter die Bauern versetzet hat. Herr D** besitzet in den morgenländischen Sprachen, die er etliche Jahre auf einer Universität gelehr-

lehret hat, eine nicht gemeine Geschicklichkeit, und er vermehret noch immer den Vorrath seiner Bücher mit einer Wahl, die alleine für seine Einsichten ein gutes Vorurtheil erwecken kann. Weil er auf der Akademie keine baldige Beförderung zu hoffen, und lange zu warten nicht Vermögen genug hatte: so nahm er die Pfarre in seinem Geburtsorte an, und er scheinet mit seinem Amte zufrieden. Herr E** ist lange Zeit Hofmeister gewesen, und eine Dorfpfarre ist freilich weder für seine Gemüthsbeschaffenheit, noch für seine Talente, eine angemessene Stelle. Ich muß einen Theil seiner Geschichte erzählen, zur Erläuterung eines und des andern Artikels aus der Theorie, die ich bearbeite. Die Neigung, die Welt zu sehen, war sein Beruf zum Hofmeisterleben. Sein lebhafter Geist ließ ihn nicht lange auf eine Gelegenheit warten. Er gieng auf gut Glück aus. Fast ohne alle bestimmte Hoffnung, und mit einer sehr geringen Kasse versehen, gieng er aus dem mittägigen Theile von Deutschland in ein nordisches Reich. Er erreichte seine

Absicht stufenweise, und fand endlich in Kopenhagen eine Stelle, die mit seinem Wunsche übereinkam. Er hatte noch nicht Lust, sie aufzugeben, als seine Anverwandten in * * bey einer anscheinenden Hoffnung einer für ihn schicklichen Beförderung in seinem Vaterlande, ihn durch ungestümmes Anhalten nöthigten, dahin zurück zu kehren. Er würde das Amt, zu dem man ihm Hoffnung gemacht hatte, auch bekommen haben; wenn nicht einer der vornehmsten Ministers am Hofe eben einen Hofmeister gebraucht hätte. Dieser hinderte seine Beförderung und konnte es hernach leichte dahin bringen, daß E * in seine Dienste trat. Man hat aber, nach der Erzählung des Herrn E *, in dieser Stadt fast durchgängig einen sehr sonderbaren Begriff von einem Hofmeister. Hofmeister scheinet da so viel zu bedeuten, als Mamsell der iungen Herren, und er stehet insgemein unter der eigentlichen Mamsell, oder unter dem sogenannten Kammerdiener, ie nachdem der Herr oder die Dame vom Haus am meisten zu sagen hat. Wenigstens kommt

es

es hauptsächlich auf die Mamsell oder den Kammerdiener an, wie die Herrschaft gegen den Hofmeister gesinnet seyn soll. Die Besoldungen sind sehr gering. Aber die Hoffnung einer Pfarre oder sonst eines Amtes, das, nach fünf bis sechs Jahren, auf diese Weise am leichtesten zu bekommen ist, beweget dem ohngeachtet die besten Candidaten in solche Hofmeisterstellen einzutreten. Die Barons von L** *, über welche E * die Aufsicht bekam, hatten schon vor ihm zween, einander sehr ungleiche, Mentors gehabt. Der erste war ein redlicher und geschickter Mann, welcher das Anstößige und Beschwerliche seiner Situation mit Geduld ertrug, die Vorschriften der gnädigen Frau, so viel möglich, mit seinem Plane vereinigte, und in der Wissenschaft es mit seinen Eleven so weit brachte, daß man sie als Muster aufstellte. Als die bedungenen Jahre seines Dienstes, und noch eines darüber, verstrichen waren, bekam er eine gute Predigerstelle. Jedermann, der es gut mit den iungen Herren meinte, hätte es gerne gesehen, wenn

ih-

ihnen dieser Hofmeister länger geblieben wäre. Und er würde geblieben seyn, wenn man ihm sein Salarium verdoppelt hätte. Allein dieß wäre wider alle Gewohnheit, und ein böses Beyspiel gewesen. Man ließ ihn also fort, und besetzte seine Stelle mit einem iungen Menschen, der eben erst von der Universität gekommen war, und dessen Vater den gnädigen Herrn selbst unterthänigst um die hohe Gnade bat, seinem Sohne dieß Stückchen Brod zufliesen zu lassen. Es geschah; und damit war alles verdorben, was der vorige Hofmeister Gutes gestiftet hatte. Der iunge Mann, noch höflicher, als sein Vater, wußte nicht wie er den iungen gnädigen Herren submiß genug begegnen sollte; dachte hauptsächlich darauf, wie er durch immer neue Erfindungen von Zeitvertreib sich ihnen beliebt machte, erzählte in der Absicht allerhand erbauliche Stückchen von seinen Universitätsiahren, wiederhohlte auch gelegenheitlich eines und das andere mit seinen Universitätsbrüdern; kurz, machte es so gut, daß er nach sechs Wochen freilich aus dem

Hau=

Hause geiaget wurde. Aber damit war dem Unheile nicht abgeholfen. Ich erzähle diese Geschichte, wie ich sie vom Herrn E * gehöret habe; und sie hat für mich gar nichts unglaubliches, da ich ein Augenzeuge von ähnlichen Fällen gewesen bin, bey denen gesunder Menschenverstand eben so stutzig werden mußte. In diesem Hause also, und bey diesen iungen Herren, und nach solchen Vorfahrern, wurde der Mann Hofmeister, der die Welt auch auffer dem Vaterlande gesehen, Feuer hatte, und sich zu schätzen wußte. Und doch — dieß muß denen, die es verstehen, noch unglaublicher vorkommen, als das vorige — und doch hielt er anderthalb Jahre aus! Und, was noch unglaublicher ist, er bekam hundert Gulden zur Besoldung, und die Mamsell durfte ihm nichts einreden, und der Kammerdiener mußte ihm höflich begegnen. Aber desto mehr innerliche Gährung und Unzufriedenheit auf allen Seiten. — Ein Edelmann, der Verdienste zu schätzen wußte, ohne sie nach Wunsch belohnen zu können, erlöfete endlich den schon halb mis-

anthropisch gewordenen E** aus dieser zweydeutigen Lebensart, und gab ihm, weil er nichts schicklicheres geben konnte, eine Pfarre, die ihn ruhig und bequem leben lässet. Hier schenket er noch immer aus Neigung einen Theil seiner müßigen Stunden den schönen Künsten und Wissenschaften, in denen er vormals aus Beruf arbeitete; und einen andern Theil verwendet er auf das Studium der natürlichen Geschichte. Er sammlet die merkwürdigen Naturalien seiner Gegend, und verschicket davon das Ueberflüßige an auswärtige Bekannte, die ihn mit den Producten ihrer Landschaften bezahlen. Einige seiner geselligen Nachbarn, durch sein Beispiel ermuntert, haben sich zu gemeinschaftlichen Endzwecken mit ihm vereiniget. Und ohne sich den zu oft gemißbrauchten Namen einer gelehrten Gesellschaft zu geben, vertreiben sie sich ihre Nebenstunden mit einander auf eine nützliche, anständige und ergötzende Art. Der Beförderer und Freund des E**, der Herr von F**, findet ein Vergnügen in dieser Gesellschaft, und unterstützet sie auf

eine

eine sehr edelmüthige Art. Ich hätte hier Gelegenheit, ein eben so ungerechtes Vorurtheil vom Landadel zu bestreiten, wenn ich nicht ohne dem schon bey einigen Lesern den Vorwurf einer zweckwidrigen Ausschweifung befürchten müßte. E.* redete noch gerne vom **Hofmeisterleben**, das ist sein Ausdruck, und von der Erziehungskunst. Von letzterer als ein Mann, dem, durch widrige Umstände, die schönsten Regeln der Theorie in der Anwendung oft vereitelt worden waren. Fast sprach er zu geringschätzig von ihnen, und eignete unserer Gewalt bey der Erziehung zu wenig zu. Er betrachtete den Hofmeister als einen Menschen, der um einen andern, welcher in einem schmalen Wege, zwischen tausend Abwegen fortschreiten soll, und immer hin und her wanket, mit einer halb demokritisch, halb stoischen Laune, im Kreise sich herum drehet, hier und da sich entgegen stellet, hier und da einen Stoß bekömmt, bis ein bedeutender Wink ihm zu verstehen giebt, daß er nach Hause gehen könne. Die Vergleichung ist sonderbar: aber es ist guter Verstand darinne.

Mein lieber L* hegete entgegen gesetzte Gedanken. Er hielte viel auf Speculation, und philosophirte ohne Unterlaß über das Geschäffte der Erziehung. Daß er zum Nachdenken aufgeleget war, werden die Leser ohne Zweifel aus einigen Maximen erkennen, die ich ietzo von ihm mittheilen will. Ich thue es hauptsächlich auch aus der Absicht, weil ich bisher noch nicht Gelegenheit gehabt habe, gewisse Punkte zu berühren, auf die einige unter diesen Maximen gehen. Ich erhielt sie von ihm zum Theil in französischer, zum Theil in lateinischer Sprache, abgefasset. Weil aber dieß durcheinander zu sonderbar aussehen möchte: so setze ich sie deutsch her.

* * *

In der Miene und dem Betragen eines Erziehers muß Ernst und Freundlichkeit untermenget seyn.

Sein Character muß sich immer gleich seyn.

Nichts geziemet ihn weniger, als einen Spaßmacher abzugeben. Der glücklichste Einfall zum Lachen giebt ihm ein

Anse-

Ansehen, das unter seiner Würde ist. Und die Begierde zu lachen und lachen zu machen verräth eine Leichtsinnigkeit, die einem Geiste unnatürlich ist, welcher auf sein Herz und auf andere immer Acht zu geben hat. Das Lachen ist nur für Müßige. Und den satyrischen Spott gebraucht man auch nicht, Freunde zu bessern; deren Zärtlichkeit man schonen muß.

Ist im Grunde gewiß richtig, wenn es gleich zu stark ausgedruckt scheinet.

Das sicherste Mittel sich Hochachtung zu erwerben ist, daß man sie ernstlich zu verdienen suche. Wenn man lange rechtschaffen scheinen will, muß man es wirklich seyn.

Man scheinet in einigen Häusern von einem Hofmeister zu fordern, daß er alles wissen soll, und staunet ihn an; wenn er etwa eine Frage nicht geschwinde zu beantworten weiß. Es gehöret eine besondere Kunst dazu, sich mit Anstand in seiner Unwissenheit sehen zu lassen.

Richtig. Man muß z. Beysp. nicht wie ein Schulknabe erschrecken, und zu stottern anfangen. Il faut avoir le courage d'ignorer, ce qu'on ne peut encore savoir, sagt Helvetius bey einer andern Gelegenheit. Man wird ia wohl sonst noch beweisen können, daß man kein Ignorant ist.

Man muß genaue Ordnung in Kleinigkeiten halten. Kleinigkeiten sind die Schutzwehre für die wichtigsten Dinge. Läßet man iene über den Haufen werfen: so reisset die Unordnung auch in diesen bald ein. Kleinigkeiten kommen immer vor, und bilden also, durch die beständige Uebung, die Gewohnheit **von der einen oder der andern Art.**

Aber daß man auch nicht durch diese Genauigkeit zum pedantischen Eigensinne, zu einer ungerechten Strenge, zu einem mürrischen Wesen, verleitet werde. Wenn man einmal Kleinigkeiten mit unter die Aufsicht genommen hat: so sind sie freilich die Barriere, über die man halten muß. Aber wenn es wirklich Kleinigkei-

ten sind; so ist es besser, man nimmt deren nicht zu viele mit. Eine allzuweitläuftige Grenze — damit wir im Gleichnisse bleiben — ist schwerer zu behaupten, als ein enger Bezirk des Gebietes.

Weil man nicht mehr Meister über sich und seine Handlungen ist, so bald man sich dem Zorne überlässet: so rechtfertiget den Ausbruch dieser Leidenschaft bey dem Erzieher nichts, als eine Veranlassung, bey welcher man mehr, als Mensch seyn müßte, nicht unterzuliegen.

Dieser Spruch ist wahr, aber nicht praktisch genug ausgedrucket. Ich habe wider den Sturm des Zornes schon verschiedenes erinnert. Hier sage ich nur dieses: es kommt alles auf die Vorstellung an. Man ist nicht mehr verliebt, habe ich irgend wo gelesen, so bald man es nicht mehr seyn will. Wenn man, bey gründlicher und oft wiederhohlter Ueberlegung, einmal mit sich eins geworden ist, daß man sich nicht mehr erzörnen wolle: so erzörnet man sich,

erst nicht mehr sehr, und zuletzt gar nicht mehr; es mag auch die Veranlassung noch so stark seyn. Ich habe die Probe gemacht.

Auch das Herz des Sittenrichters lässet sich oft durch unvermerkte Schwachheiten täuschen. Die glücklichere Bildung eines Zöglings vor dem andern machet, nach physischen Gesetzen, in unserer Einbildung einen angenehmen Eindruck, der sich bis zum Urtheile über seine Handlungen erstrecken, und zu Ungerechtigkeiten verführen kann. Hier ist einer von den Fällen, wo man mit Recht sagen kann, daß den Menschen sein eigenes Herz betrüge. Er kennet nur einen Theil seiner Bewegungsgründe, nicht die ursprünglich veranlassende, nicht die mit bestimmende geheime Regung im Körper oder in der Phantasie.

Die liebkosende Zärtlichkeit ist bey der Erziehung so gut ein Extrem, als das mürrische Wesen. Reines thut lange gut. Wie heißt denn al-

so hier die Tugend in der Mitte?
Ernst des Menschenfreundes.

Bey Eleven, die schon Hofmeister hatten, darf der neu angehende Hofmeister für ausgemacht annehmen, daß man sich gegen ihn verstellet. Je redlicher und aufrichtiger er zu Werke gehet, desto mehr läuft er Gefahr, betrogen zu werden. Es wird gut seyn, wenn er von seinem Charakter nicht viel sehen lässet, bis er den ihrigen ausgeforschet hat. Aber er kann sich irren, wenn er im ersten Vierteljahre damit fertig zu seyn glaubet.

Allzugrosse Vertraulichkeit bringet Verachtung. Die Vertraulichkeit aber bestehet darinn, daß man sich den andern in Kleinigkeiten mittheilet.

Oder sich in Kleinigkeiten einlässet, sich in Kleinigkeiten sehen lässet. Bey meinem Moralisten heißt der Zusatz zu dem bekannten lateinischen Sprichworte: familiaritas autem est communicatio sui in rebus leuibus. Man muß also manchen Einfall, manche Begierde dieses

oder ienes zu sagen, sonderlich die offenherzigen Erzählungen von seiner werthen Person, zurück zu halten wissen. Dieser Zwang wird bald Gewohnheit, und nicht mehr beschwerlich seyn. Er erstrekket sich auch auf iedwede Nachläßigkeit und Freyheit im Umgange, deren wechselsweiser Gebrauch endlich die Beobachtung des Wohlstandes und die Achtung, die man einander schuldig ist, aufhebt.

Wenn kein Mensch ohne Fehler und Schwachheiten ist: so muß doch der Erzieher nicht zulassen, daß der Untergebene seines Vorgesetzten Fehler sich zu nutze machet und glücklich ist, wenn er ihn bey der schwachen Seite angreift.

Menschenliebe muß tief in dem Herzen eines Hofmeisters eingewurzelt seyn, und sich durch seinen ganzen Charakter ausbreiten. Nie wird er sich also ein Lob wohlgefallen lassen, das ihm auf Unkosten anderer ertheilet wird. Vielweniger wird er selbst zu seinem Vortheile andere zu verkleinern suchen. Was er ganz gewiß nicht thun wird, ist dieses,

ses, daß er von seinen Vorgängern verächtlich spräche; hätte er gleich Ursache es zu thun. Weit lieber entschuldiget er sie.

Das gegenseitige Betragen ist eben so sehr wider die Klugheit, als wider die Tugend, und verräth einen schwachen Kopf, wenn es nicht auch zugleich ein böses Herz verräth. Die Ausnahme wider diese Regel müßte ein ganz sonderbarer Fall rechtfertigen.

Die Kunst des Stillschweigens ist eine der nöthigsten und nützlichsten Eigenschaften des Hofmeisters. Sie wird ihm durchhelfen, wenn er sich in dem kützlichen Falle befindet, entweder schwarz weiß zu nennen, oder Personen zu tadeln, für die der Zögling Ehrfurcht haben soll. Und sein Stillschweigen wird diesem auch oft fürchterlicher und nützlicher seyn, als eine lange Strafpredigt.

Verstehe ein Stillschweigen, wobey die Mienen sprechen. Durch diese kann man sich freilich manchmal schicklicher er-

klären, als durch die allgemeinen Ausdrücke der Sprache, die im bestimmten Falle leicht zu viel, oder zu wenig, oder etwas ganz unschickliches, sagen können.

Es ist bisweilen vortheilhaft, zu scheinen, als hätte man eine bessere Meinung von seinem Zögling, als man wirklich hat. Denn gleichwie ihn dieses antreiben kann, das zu werden, wofür man ihn schon zu halten scheinet: also kann er durch das Gegentheil leicht verschlimmert werden. Er wird unempfindlich, er nimmt sich nicht mehr in Acht. Denn er hat nichts mehr zu verlieren, wenn man schon das ärgste von ihm glaubet.

Man kann sich nicht leichter irren, als in Ansehung der Absicht, die ein anderer bey seiner Handlung gehabt hat. Und kein Irrthum kann von üblern Folgen seyn, als dieser. Ein Hofmeister insbesondere wagt dabey das Zutrauen, das man in seine Einsicht sowohl, als in seine Gerechtigkeit, setzen soll, wenn

er

er zu geschwind ist, die Absicht bey den Handlungen eines Eleven anzugreifen. Man muß sehr behutsam in diesem Punkte gehen, und nicht mehr behaupten, als man beweisen kann. Für sich darf man das immer merken, was sich hier einem entdecket. Nur muß man sich nicht erlauben, alles sogleich heraus zu sagen, was man zu muthmassen berechtiget ist.

Es kömmt auf den Hofmeister an, wie er will, daß ihm die niedrigern Bedienten vom Hause begegnen sollen. Stolz und vertrauliche Geselligkeit werden ihn gleich verächtlich machen. Aber gefällige Menschenliebe ist die Tochter der Weisheit; und Würde und Anstand gehen ihr zur Seite.

Es kann geschehen, daß es nöthig und billig ist, sein bisheriges Verfahren gegen den Eleven zu ändern. Es ist aber gut, wenn es unvermerkt geschieht, und nur nicht also, daß man zeiget, man habe es bisher darinne versehen.

Wenn man den Beyfall des Eleven haben will: so hat man sich zu hüten, daß man denienigen Leuten nicht mißfällt, die in seinen Augen wichtig sind, wofern man nicht machen kann, oder darf, daß er von diesen eine andere Meinung bekommt.

Dreyzehntes Capitel.

Noch etliche Arten von Hofmeistern.

Eine Meile von S * hat der Marggraf von * * ein Lustschloß, wohin er iährlich etlichemale mit einem mäßigen Gefolge sich zu begeben pfleget. Dieß geschah auch ietzo während unsers Aufenthaltes in S *. Ich wollte die Gelegenheit nicht versäumen, meinen Emil an einem Hof, an welchem Ordnung und Geschmack, Pracht und gute Sitten zugleich herrschen, einigermassen bekannt zu machen. Der alte Baron und L * stimmten in meine Absicht ein. Und wir erhielten die Erlaubniß aufzuwarten ohne Mühe.

Wenn man iene freye und ungezwungene Miene, iene ruhige Fassung des Gemüthes

in

in Gegenwart der Groſſen, bey der manch=
faltigen Scene blendender Gegenſtände, und
iene Leichtigkeit, tauſend kleine Dinge mit
gutem Anſtande zu verrichten, die in der
groſſen Welt einen beträchtlichen Theil der
Sitten ausmachen, durch eigenen Fleiß und
Nachdenken ſich in der Studierſtube erwer=
ben könnte: ſo dürfte man dieſe Eigenſchaft
von einem Hofmeiſter ſo gut fordern, als
andere Talente, die er beym Antritte ſeines
Amtes gleich mitbringen muß. Wenn aber,
wie ich faſt überzeugt bin, nicht leicht einer
unter denen, auch in dieſem Stücke vollkom=
menen Hofmeiſtern ſeyn wird, der ſich nicht
manches Fehlers wider die Etiquette bewußt
ſeyn ſollte, den er als Hofmeiſter begangen,
ehe er in ienen Geſchicklichkeiten es weit ge=
nug gebracht hatte: ſo würde man zu viel
begehren, wenn man von einem iungen Ge=
lehrten eine Geſchicklichkeit verlangen wollte,
die man nur in dem langen Umgange mit
der Welt ſich erwirbt. Man muß mit ihm
zufrieden ſeyn, wenn er dieienige Höflichkeit
beſitzet, die einen die Vernunft lehret, und
die man in dem täglichen Umgange mit ge=

sitteten Leuten aus den mittleren Ständen zu üben Gelegenheit hat.

L * war noch in diesem Falle, er war artig und belebt unter Personen, die gar nicht, oder nicht viel, über seinen Stand erhaben waren. Aber was er da mit bestem Anstande zu verrichten wußte, das that er in Gegenwart viel höherer Personen, oder in sehr grosser Gesellschaft, schüchtern und auf eine gezwungene Weise. Gerne hätte er sich die heitere Miene eines Mannes von der Welt gegeben. Aber es gieng nicht. Er fühlte selbst sein Unvermögen und war betroffen. Es fiel so sehr in die Augen, daß es bey der Gelegenheit, deren ich eben Erwähnung gethan habe, auch die iungen Herren bemerketen, und mir es durch ihre Mienen zu verstehen gaben. Vernünftige Personen machen aus so geringen Fehlern bey andern guten Eigenschaften nicht viel. Unterdessen begegnen sie denienigen besser, die schon mehr nach der Welt gebildet sind. Zu wünschen wäre es daher einem Hofmeister allemal, daß er dieses Stück der Lebensart schon in seiner Gewalt hätte, ehe er

Füh=

Führer wird. Und zu rathen ist einem ieden, der diese Absicht hat, daß er keine Gelegenheit hierinne sich zu üben versäume.

Aber was soll man von denenienigen sagen, die sich unterstehen, um eine solche Stelle zu werben, und nicht einmal dieienige Lebensart besitzen, ohne die man in keiner guten bürgerlichen Gesellschaft gesittet heissen kann?

Eine solche Erscheinung hatten wir wenig Tage darauf bey uns.

Ich weiß nicht, wie ein gewisser allererst von der Universität zurück gekommener Herr A * die Nachricht bekommen hatte, daß ich einen Hofmeister für ein adeliches Haus in unserer Nachbarschaft suchte. Kurz, er kam nach S *. Er mochte sich wohl vorgenommen haben, mit allem Anstande zu erscheinen. Denn er war so steif aufgeputzet, wie an einem Ehrentage. An Complimenten ließ er es gewiß auch nicht fehlen. So bald er mich aus der Stube ihm entgegen kommen sah, bückte er sich bis auf die Erde, warf, ohne mich anzusehen, vielerley Unterthänig und Gnädig durch einander, und

mach=

machte mir mit seiner Höflichkeit Mühe genug, bis ich ihn in die Stube brachte. Die gute Miene und der seidene Rock des iungen Grafen machten ihn noch ehrerbietiger. Excellenz, und was ihm sonst für Titulaturen einfielen, wurden verschwendet. Der gute Graf, der so etwas noch nicht gesehen hatte, und zur Sittsamkeit gewöhnet war, wußte nicht, wie er seine Höflichkeiten genug erwiedern sollte, kam selbst in Verlegenheit darüber, und gieng erschrocken und beschämt zur Stube hinaus. Ich that alles, was ich nur konnte, um diesem guten Menschen es leicht zu machen. Anfangs schiene es unmöglich zu seyn. Und nach einer halben Stunde war es mir fast zu gut gelungen. Denn so bald er die Furcht abgelegt hatte, wurde er auch gleich so vertraut, daß er ohne den geringsten Anlaß meiner Seits, sich erkundigte, wie stark meine Besoldung wäre, was und wo ich studiert hätte, ob ich Toback rauchte, u. s. w. Ja ich glaube, wenn ich noch eine halbe Stunde mit ihm allein gewesen wäre: er hätte mir Brüderschaft angetragen. Man gieng zur Tafel. Zum Unglücke

für

für A * war sie dießmal, wegen einiger Fremden, zahlreich. Er stutzte sehr und wußte nicht, was er machen sollte. Auf eine sehr ungeschickte Art nahm er seinen Platz ein. Aufgerichtet zu sitzen, schien seinem Körper etwas unmögliches. Den Löffel faßte er so plump an, daß er ihn über die Hälfte mit der Hand bedeckte; etlichemale ließ er Messer oder Gabel fallen; seine Nachbarn waren immer in Gefahr, von ihm gestossen oder beschmutzet, und die Gläser, umgeschmissen zu werden. Selten wagte er iemanden anzusehen, ausser einigen ziemlich freyen Blicken aufs Frauenzimmer. Man fragte ihn deutsch, ob er französisch spräche. Sogleich fieng er an zu parliren, auf eine Art, davon allen, die die Sprache halb verstunden, die Ohren wehe thaten. Auf die Frage: was er studieret hätte? schien er anfangs alle Collegia, die er gehört hatte, hernennen zu wollen; man ließ ihm aber nicht so viel Zeit, und er konnte nur noch versichern, daß er ausser der Theologie hauptsächlich Sprachen und Philosophie vorzüglich getrieben hätte. Einige Gäste liessen sich mit

ihm in eine Unterredung vom academischen Leben ein. Anfangs wollte er ausweichen. Als er aber glaubte, daß es ihnen Ernst wäre, und der Wein ihn beherzt gemacht hatte, stattete er hievon, als Kenner weitläuftigen Bericht ab.

Ich wollte wünschen, daß dieses Gemählde, das ich nach der Natur liefere, nur auf ein Original passete. Aber gewiß, man muß erstaunen, wenn man die Subiecte nach einander ansieht, die sich um Hofmeisterstellen bewerben, wie wenig sie die Würde dieses Amtes kennen, und wie wenig sie sich dazu anzuschicken bedacht sind. Der gröste Theil der Studierenden hält eine solche Stelle noch immer für die bequemste, um die Candidateniahre hinzubringen; und betrachtet sie blos aus diesem Gesichtspuncte. Und was giebt es nicht unter diesen für Leute! Was für Sitten! Die Schilderung würde vielen meiner Leser eckelhaft und mir selbsten beschwerlich seyn. Ich hatte mir bey dem Plane dieses Buches gar nicht vorgenommen, für Leute zu schreiben, die noch nicht die nöthigsten Grundeigenschaften eines

Erzie-

Erziehers, nicht die Anlage dazu, haben. Ich weise sie, wenn es auf mich ankömmt, schlechterdings ab, und bedauere die Eltern und Kinder, die mit ihnen belästiget sind. Ich suche denenienigen nützlich zu werden, die sich selbst schon gebildet haben, ehe sie das würdige Geschäffte der Erziehung übernehmen; die Verstand und ein gutes Herz besitzen, denen aber Mangel der Erfahrung und gewisse pedantische Vorurtheile, oder andere unrichtige Grundsätze, nachtheilig seyn können.

Und doch weiß ich nicht, ob ich nicht meinen Wunsch, so viel Gutes als mir möglich ist, zu stiften, noch vollständiger erreichen werde, wenn ich auch wider gröbere Fehler und Vergehungen Regeln gebe, weil sie doch so häufig vorkommen.

Unmöglich kann ich mich entschliessen, genauen Unterricht in denenienigen Wohlanständigkeiten zu geben, die man, bey ieder mittelmäßigen Erziehung, Kinder von ihren ersten Jahren an lehret, und von denen man fast in allen französischen Grammatiken, und ich weiß nicht in wie vielen andern Büchern, Re-

geln findet. Ich kann mich nicht entschliessen, hier dem Erzieher zu sagen, was er bey Tische, bey Besuchen u. s. w. zu beobachten habe, und was er nicht thun dörfe, wenn er nicht den Namen, den er führet, schänden, wenn er nicht bey Bedienten selbst lächerlich und verächtlich werden will. Unterdessen will ich, um doch etwas zu thun, mich in eine kurze Unterredung mit diesen Leuten einlassen, die so unbesonnen, so ohne alle Zubereitung, ohne die nöthigsten Vorerkenntnisse, Führer, Lehrer, Hofmeister werden wollen.

Es wird meinen Lesern nicht schwer seyn, Originale zu finden, wie ich sie ietzo vor mir sehe. — —

Sie wollen Hofmeister werden, Sie, mein Herr, von dessen Thorheiten die Mägde einander erzählen; und von dessen nächtlichem Lermen die Gassen noch immer ertönen? Sie, der sie mit allem, was Sittsamkeit und Wohlstand heischet, ein unverständiges Gespötte treiben; der Sie sich durch Beleidigungen ein Ansehen zu geben, durch Grobheiten fürchterlich zu machen glauben, und sonderlich dem Adel unhöflich zu begegnen gewohnt sind?

Betrachten Sie sich selbst im Spiegel, und sehen Sie, ob diese Miene, diese Stellung, wohl ein Muster abgeben können, nach welchem sich ein iunger Edelmann, ein künftiger Hofmann, bilden soll?

Die Gesellschaft, zu der Sie sich bisher gehalten haben, würde der Laquay nicht wählen, der dem Hofmeister zur Bedienung gegeben wird. Sie würde dieser beschämen durch seine bessere Lebensart; und würde unter den Manieren eines Stallknechtes den Hofmeister verkennen. Ihr Degen, womit Sie bisher zu beweisen gewohnt waren, daß Sie ein vernünftiger, rechtschaffener, Mann wären, und alles was sie nur seyn wollten, beweiset denn gar nichts mehr. —

Sie wollen ihre Sitten ändern. O, mein Herr, dieß ist so geschwinde nicht geschehen! Wo nehmen Sie denn andere Gewohnheiten her, wenn Sie diese auch gleich, so bald Sie wollten, ablegen könnten? Wenn Sie auch nicht mehr fluchen und Zotten vorbringen wollten: könnten Sie denn sonst etwas reden? Haben Sie denn die Sprache der feinern Welt n ihrer Gewalt? Werden Ihnen die pöbelhaf-

haften Ausdrücke, der plumpe Scherz, der zweydeutige Witz nicht immer auf die Zunge kommen? Werden Sie nicht beym Uebermaase des Weines sich oft vergessen, und alle ihre Unarten sehen lassen?

Noch wenigstens ein Jahr lang müssen sie den Umgang derjenigen suchen, die sie bisher, unter allerhand läppischen Benennungen, verlachet haben. Sie müssen eine Zeitlang stille und eingezogen leben, gute Schriften lesen, wodurch feine Gefühle erwecket, und Sitten ihnen bekannt gemacht werden. Sie müssen auf diejenigen Acht geben, von denen sie, wegen ihres Standes, wegen der Kenntniß der Welt, die sie sich auf Reisen erworben haben, und wegen des allgemeinen Lobes, das Ihnen vernünftige Leute geben, gute Sitten und eine wohlanständige Lebensart vermuthen können. Sollten Sie auch nur von weitem die Versammlungen solcher Leute mit ansehen können: so verachten Sie die Gelegenheit nicht; machen Sie sich einen davon zum Vertrauten, und bitten Sie ihn, daß er Ihnen das Unanständige in Ihrem Betragen aufrichtig anzeigen wolle. Gewöhnen

Sie

Sie sich, wenn sich Gelegenheit findet, an den Anblick vornehmer Personen. Es wird Ihnen nützlich seyn, die Sitten eines Hofes zu beobachten, bey Schauspielen, oder wenn offene Tafel gehalten wird, einen Zuschauer abzugeben. Wenn gleich nicht alles, was Sie da sehen, von Ihnen nachgeahmet werden darf: so werden Sie doch, wenn Sie mit Ueberlegung aufmerken, aus der Aufführung der Hofleute vielerley Regeln abnehmen können. Sie werden die feine Politur dieser Personen bemerken, ihre Leichtigkeit und Biegsamkeit bey allem, was Sie vornehmen, Ihre Aufmerksamkeit auf alles was vorgehet, und auf eine iede Gelegenheit, sich dem andern gefällig zu machen, ihm einen Dienst zu erweisen, ihre Vorsichtigkeit niemanden beschwerlich zu werden, und ihre Geschwindigkeit einen Fehler geschickt zu verbessern. Es werden sich die Eindrücke des wilden Lebens, dem sie bisher ergeben waren, die rauhen Sitten, und die Unanständigkeiten, die Ihnen zur Gewohnheit geworden sind, nach und nach verliehren, und Sie werden sich entgegen gesetzte Fertigkeiten nach und nach erwer-

ben können. Vor allen Dingen müssen Sie sich vor den Gelegenheiten hüten, wobey Sie sich leicht vergessen, und in alte Gewohnheiten zurück fallen könnten. Sie müssen bescheiden von sich denken, und nun aller Vermessenheit Abschied geben.

Dieser andere Herr da applicirt sich mit allem Fleise, einen tüchtigen Hofmeister abzugeben. Der ganze Plan seines Studierens ist nach dieser Absicht eingerichtet. — Wie so? — — Er entsaget allen den abstracten Wissenschaften, bey welchen man sich eine finstere Miene ziehet, das aufgeweckte Wesen verlieret, kurz ein Pedant wird. Seine meiste Zeit bringet er auf dem Koffeehause zu. Die übrige hindurch ist er entweder auf dem Tanzboden, oder auf der Promenade, oder zu Hause bey Romanen. Er sieht darauf, daß er immer die neuesten Moden träget, und der Umgang mit Frauenzimmer, so gut er ihn haben kann, polieret seine Sitten. —

Ich zweifle nicht, daß dieser Herr nicht bald seine Absicht erreichen sollte. Es giebt gar zu viele Leute, die nur aufs Aensserliche sehen. Und beym Hofmeister muß man we-

nigstens aufs Aeusserliche mit sehen. Aber wenn ich nach andern, ihm ähnlichen, Beyspielen urtheilen darf: so wird er künftig mit seinem Schicksale nicht so zufrieden seyn, als er sich einbildet; und vielleicht wünschen, daß er sich ein wenig anders zum Hofmeister zubereitet hätte.

Erstlich wollte ich ihm doch nicht rathen, daß er seine Nachläßigkeit im Studieren merken liesse. Wenn ich auch zugebe, daß ein Hofmeister nicht nothwendig ein Gelehrter seyn muß: so sind doch die wenigsten Herrschaften geneigt, einen Ungelehrten dazu zu nehmen. Aus dem Namen Gelehrter machet man sich in der feinern Welt eben nicht viel; aber wahrlich ein Mensch, der nicht gewisse Einsichten besitzet, die gar wohl Gelehrsamkeit heissen können, machet da auch eine schlechte Figur. Historie und Philosophie werden itzt von einem ieden getrieben, der nicht zum Pöbel gehören will. So viele Dichter, die gelehrter waren, als sie es scheinen wollten, in deren Werken die gründliche Wissenschaft das ist, was in einem schönen Gemählde die Muskeln sind, die die Reitze er-

höhen und das Leere ausfüllen, diese haben alle diejenigen, die schöne Geister seyn wollen — und wer will es nicht ein wenig seyn? — in die Nothwendigkeit gesetzet, sich auch ein wenig um Gelehrsamkeit zu bewerben. So viel Anspielungen auf die Geschichte! Und wer will ohne diese ein Trauerspiel recht verstehen? Und Philosophie! O die wird auf dem Kanapee, wie auf dem Katheder gelehret. Dort freylich nur von Philosophastern, und ohne Terminologie. Aber doch. — Kurz, Gelehrsamkeit wird in der Welt geachtet, ob man gleich das Gepräge der Schulen nicht gerne an ihr sieht. Wenn man sich beliebt machen und sichere Achtung erwerben will: so muß man neben andern guten Eigenschaften auch mehr Geschicklichkeit besitzen, als derjenige besitzen kann, der nichts gründliches zu lernen sich vornimmt. Zumal wenn man sich nicht wohl zu einem andern Stande rechnen kann, als zu den Gelehrten.

Aber das ist mir noch nicht das Wichtigste. Ich will hier eben nicht der Lobredner der Philosophie werden. Aber wenn ich recht wenig behaupte: so wird man mir dieß we-

nige desto eher einräumen. Ein Mensch, der durch Philosophie sich allgemeine Kenntnisse vom Menschen, von der Welt, von Pflicht und Leidenschaft erworben, und zum Nachdenken sich gewöhnet hat, dieser muß beym Geschäffte der Erziehung ein Beträchtliches voraus haben, vor einem andern, der davon nichts weiß, und ihm übrigens gleich ist. Und der Hofmeister soll ia doch die Lehrer für seinen Zögling wählen, und ihren Unterricht beurtheilen können? Und ist es ihm denn nicht eine Schande, wenn der Eleve mehr weiß, als er? Wenn er in den Unterredungen mit ihm seine Fragen nicht beantworten, seine Zweifel nicht auflösen kann? Wenn er bey gelehrten Gesprächen, die sich doch bisweilen ereignen, wo auch kein Pedant zugegen ist, verstummen muß?

Endlich habe ich bey solchen Hofmeistern, denen Gelehrsamkeit mangelt, zween Fehler bemerket, die mich wider sie einnehmen müssen. Sie verachten, was sie nicht verstehen. Ein Gelehrter und ein Pedant ist ihnen immer einerley. Der Eleve lernet nicht nur nichts von ihnen, sondern er darf nichts ler-

nen,

nen, weil sie nichts wissen. Und er wird, wie sie, durch unverständige Urtheile lächerlich, so oft er Einsichten zeigen will. Unterdessen wollen solche Herren doch lesen, wenn sie des Müßigganges und ihrer ordentlichen, oft wenig rühmlichen Zeitvertreibe, überdrüßig geworden sind. So nehmen sie dann iedes Modebuch vor die Hand, die schlechten wie die guten, und die seichten wohl am ehesten, weil sie die andern nicht verstehen. Beurtheilen können sie nichts: so halten sie die schädlichsten Irrlehren für Weisheit, ein verwegenes gedankenleeres Geschwätz für Philosophie. Unglückliche Verführte und Verführer anderer, und zuletzt — lustige Scribenten ohne Vernunft, wie ihre Originale, oder Avanturiers, bisweilen beydes zugleich. Denn was will man aus ihnen machen? —

Hier ist wieder ein anderer. Aber nur noch eine kleine Bedenklichkeit hält mich auf, ehe ich es wagen darf, ihn zum Hofmeister vorzuschlagen. — Minimum est, quod scire laboro; Wissen sie mit Geld umzugehen? — O, sie verstehen mich nicht. Das weiß ich wohl, daß sie schon Geld genug ausgegeben

haben. Aber wenn sie mit fremden Gelde nicht besser zu wirthschaften wissen, als mit dem ihrigen, wer wird sie zum Hofmeister annehmen? Oder wollen sie sich gefallen lassen, daß man das Geld dem Bedienten oder dem iungen Herrn unter die Hand giebt? Dieß würde wenig Ehre für sie seyn. Und gäbe man ihnen das Geld: so wäre noch eine grössere Schande für sie und ihren Herrn zu befürchten, und wer weiß, was für ein Ende ihrer Hofmeisterschaft. Ich höre zwar, sie seyn in der löblichen Absicht gesonnen, Hofmeister zu werden, um ihre Schulden zu bezahlen, und sich noch dazu ein Kapital zu sammlen. Aber das hat eben wieder seine Bedenklichkeiten. Daß es nicht unmöglich ist, weiß man aus Beyspielen. Nur käme es darauf an, ob sie diese Beyspiele nachahmen wollten und könnten? Ob sie Entschlossenheit genug hätten, Ausgaben, die sie angehen, in die Rechnung ihres Anvertrauten zu bringen; mit den Handwerksleuten, die sich leicht freywillig dazu anbieten, es so zu halten, daß sie ihre Person umsonst bedienen, und sich mehr bescheinigen zu lassen, als sie

bezahlen? Wenn sich ihr Gewissen dazu bequemen sollte: so will ich ihnen nur das noch sagen, daß dergleichen Spitzbübereyen, oder wie sie es nennen wollen, selten lange verborgen bleiben. Sie müssen dann wenigstens dem Bedienten, wenn er es eben so, oder noch ärger machet, durch die Finger sehen. Ueberhaupt aber dürfen sie sich nicht in den Sinn kommen lassen, sich das Ansehen eines Vorgesetzten zu geben. Ich will das Beste von ihnen glauben, mein Herr. Aber ein übler Haushalter und ein Betrüger gesellen sich leicht zusammen. Und wer einer einzigen Betrügerey fähig ist, schickte sich der wohl zu einem Hofmeister? —

Ich bin dieser Unterredungen schon ganz müde, und vielleicht auch die Leser. Aber die Materie ist noch nicht erschöpft. **Rabener** ist so oft auf dieses Capitel gekommen. Ich bin überzeugt, daß er recht sehr viel gebessert hat. Aber noch ein **Rabener** könnte sich hier verdient machen. Ich will in dem angefangenen Tone fortfahren, und noch eine Unart bestrafen. Man wird das Ideal,

das ich vor mir habe, leicht in der Natur finden.

Ja, ia, gelehrt genug. Und galant! Aber aufrichtig, mein Herr, wir sind allei-ne; wird auch wohl die Aufwärterin vor ihrer Galanterie sicher seyn. Doch nein, so äusserst niederträchtig sind sie nicht. Aber würden sie nicht etwa einen Roman mit der Kammeriungfer spielen? Auch dieß ist wieder ihre Grundsätze, und sie sind der Meynung, daß die Kammeriungfer nicht der Umgang für Hofmeister sey. Nun gut; so lassen sie sich nur eine kleine Geschichte erzählen, die sie in ihrem guten Vorsatze bestärken kann. Einer meiner Freunde wurde in der Erzie-hung eines iungen Curländers der Nachfol-ger eines Mannes, dessen empfindliches Herz das Leere nicht ausstehen konnte, und immer etwas zu lieben haben mußte. Er konnte kein schmachtendes Auge sehen, ohne zu schmachten; und kein feuriges Auge, ohne zu glühen. Vor seinem Lehrlinge glaubte er nicht Ursache zu haben, sich in Acht zu neh-men, weil er noch sehr iung war. Unterdes-sen blieben seine Streiche diesem nicht so lan-

ge ein Geheimniß, als er sich einbildete. Anfangs giengen seine Bewerbungen ins Grosse. Ich weiß nicht wie glücklich. So viel habe ich für gewiß gehöret, daß schon damals iedermann, der um ihn war, die Anmerkung machte, daß der verliebte Paroxismus niemanden ein lächerlichers Ansehen gebe, als einem, der sich dabey anmasset, ein ernsthafter Sittenrichter zu seyn. In der Folge, da sich keine bessere Gelegenheit fand, und sein Herz doch nicht leer seyn wollte, richtete er seine verliebten Anschläge auf die hübscheste Dirne im Dorfe. — Hier ist mehr als belachenswerthe Thorheit! Schandthaten reitzen meinen Unwillen; und ich würde zu ernsthaft werden, wenn ich seine ärgerliche Aufführung umständlich beschreiben, und alle Vergehungen, die er für Kleinigkeiten hielt, und davon eine iede in den Augen rechtschaffener Leute ihn zum Abscheu machen muß, nach einander erzählen wollte. Der Eleve, vor dem sich ein Hofmeister vergeblich zu verbergen suchet, belauschte ihn, und wurde ein Zeuge seiner niederträchtigen Unterredungen und Vertraulichkeiten mit der Dirne. Sein

Wandel gewann endlich ein Ende, wie es zu erwarten war; das natürlichste, welches nur den verliebten Thoren allemal das unerwarteteste zu seyn pfleget. Durch einen Eidschwur, den man ihm aus allzugrosser Nachsicht erlaubet hatte, widerlegte er die sehr wahrscheinliche Beschuldigung, die ihn in die verdrüßlichste Verlegenheit zu setzen drohete. Noch war er nicht gebessert. Er hatte das Glück, oder das Unglück, wieder Hofmeister zu werden. Und da wurde er nach anderthalb Jahren auch der Mann des Kammermädchens, das er nicht lieben konnte, weil sie ihn nie zu lieben gesonnen war. Kummer und Armuth brachten ihn bald ins Grab, nachdem er seine Leidenschaft tausendmal verflucht hatte. Eine Rede, die man mir von ihm erzählet hat, giebt zu erkennen, daß seine Vernunft wieder zu sich selbst gekommen, und scheinet mir einer ernsthaften Betrachtung werth zu seyn. Was bey vielen andern Schwachheit heissen kann, soll er in den Tagen seiner Besserung oft ge-

sagt haben, wird bey denenjenigen Ver-

brechen, welche Lehrer und Beyspiele der Sitten seyn wollen. Nicht nur wegen des Aergernisses, das sie geben, sondern auch darum, daß die Neigung, die es einmal dahin gebracht hat, daß sie sich vor den schönen Sittensprüchen und guten Lehren nicht mehr entsetzet, nicht mehr vor den heiligen Namen, der Tugend und Pflicht, die derienige täglich ausspricht und anpreiset, der ihr Schutz giebt, sich bald vor nichts mehr scheuet, alle gute Regungen nicht mehr empfindet, und ungehindert in iede Ausschweifung ausbricht, zu welcher sie eine Gelegenheit reizet. Zumal die Neigung, die am leichtesten auch die Freunde der Tugend berücket, weil sie in der Gestalt der Unschuld erscheinen kann. Aber alle Laster finden hinter ihr Schutz, wenn sie einmal zur strafbaren Leidenschaft geworden ist.

Es ist leichter Pflichten der Tugend zu lehren, als Laster zu bestrafen. Man kann leicht einigen durch Schilderung derselben anstößig werden, wenn man nur die Absicht hat, davor zu warnen. Es scheinen iene

Un-

Unwürdige, die den Unwillen iedes Rechtschaffenen erregen, nicht zu verdienen, daß man bey den Pflichten und der Klugheit des Erziehers nur auf sie merke. Um einiger willen, die noch zur rechten Zeit gebeffert werden können, habe ich das bisherige gesaget. Und für diese könnte auch noch ein Büchlein brauchbar seyn, das ich daher nennen muß, A. F. Büschings Grundriß eines Unterrichtes, wie besondere Lehrer und Hofmeister ꝛc. sich pflichtmäßig, wohlanständig und klüglich verhalten müssen. Altona und Lübeck 1760 *).

So viel ich weiß, hat der Herr Verfasser in Göttingen Vorlesungen darüber gehalten. Er hat dadurch viel Gutes schaffen können. Aber ich weiß nicht, ob ich mich so leicht dazu entschliesen könnte. Wenn man sich bey dergleichen Dingen nicht in die Zergliederung einläffet: so versteht ein Theil der Zuhörer es nicht.

*) Noch mehr guter Unterricht für Hauslehrer und Privaterzieher findet sich in Seilers Anweisung zur Bildung der Volks- und Jugendlehrer, desgl. in Crome's Abh. Ueber die Erziehung durch Hauslehrer.

nicht. Und wenn man speciell dabey wird: so läuft man Gefahr, einem andern Theile verdrüßlich zu werden. Doch ich will darüber nichts entscheiden. Die Lehrer der Philosophie haben Gelegenheit an verschiedenen Orten Anmerkungen einzustreuen, die den künftigen Erzieher bilden können. Und sie sind verbunden, es zu thun.

Vierzehntes Capitel.

Project zu einer Ritterakademie auf dem Lande.

Als die Zeit kam, daß ich und Emil von unsern Freunden in S** Abschied nehmen sollten; wurde die Erinnerung aller angenehmen Stunden, die wir in ihrer Gesellschaft genossen hatten, auf einmal rege. Alle Vortheile, die wir diesem Aufenthalte zu danken hatten, stellten wir uns itzt zusammen auf das lebhafteste vor. Und wir wünschten alle herzlich, immer beysammen bleiben zu können.

Sollte es denn nicht möglich zu machen seyn, sagte mir L** ? Glauben sie nicht, daß es besser wäre, wenn unsere kleine Akademie beysammen bliebe? Alles gieng bisher so gut. Meine Eleven sind nie so wacker gewesen, als seit ihrem Hierseyn. Ich könnte mir viel von ihnen versprechen, wenn wir immerzu in so guter Gesellschaft wären. Ihr Liebling hat, glaube ich, auch keinen Schaden davon gehabt. Sie versicherten mich selbst, die Zufriedenheit und Munterkeit, welche der Umgang mit Freunden verdoppelt, schienen sein Genie zu erhöhen, schienen es erst recht los zu machen, und ihm einen stärkern Trieb zu geben. Wir beyde lieben uns, als die zärtlichsten Brüder. Jede Arbeit ist mir leichter, und mein Gemüth ist ganz Zufriedenheit, seit dem ich um sie bin. O Lieber, denken sie auf Mittel, wie wir beysammen bleiben können! Es ist Pflicht! Das Wohl unserer Söhne will es. — Ich dächte, wir blieben beysammen. Sie hier; oder wir gehen mit ihnen. Vielleicht gesellen sich noch etliche gelehrige Jünglinge und noch ein

redlicher Hofmeister zu uns: so machten wir eine Akademie aus. Sie wären unser Prorector, und wir thäten Wunder.

Ich wurde durch die Lebhaftigkeit, mit welcher L** in einem fort alle diese Dinge nach einander heraussagte, anfangs nur aus der stillen Betrübniß aufgewecket, die der Abschied von so werthen Freunden, und einem so angenehmen Aufenthalte auch mir verursacht hatte. Fast wäre ich hernach zum Lachen beweget worden, durch den sonderbaren Einfall von einer Landakademie, und meinem Prorectorate. Aber ich fühlte bald Wahrheit bey diesem Gedanken. Es kam mir vor, als wenn etwas davon praktisch werden könnte. Dunkle, noch erst halb entwickelte, Aussichten in die Möglichkeit und den Nutzen waren da. Sie konnten itzo zwar nicht helle werden, die Umstände liessen den Gedanken nicht zur Reife kommen, er konnte unsere Abreise itzo nicht hindern. Aber er blieb in mir rege, und veranlaßte endlich einen Anschlag, welchen ich den Einsichten patrio-

triotischer Leser nunmehr zur Prüfung über-
gebe.

Man hat über den Vorzug der Privater-
ziehung und des öffentlichen Unterrichtes in
den Schulen oft gestritten. Und man hat,
so viel ich weiß, noch nicht mehr auffer Zwei-
fel gesetzet, als daß beyderley Anstalten ihre
Unvollkommenheiten und ihre eigenen Vor-
züge haben. Man hat einen dritten Weg er-
wählet, den ich für den allerschlimmsten hal-
te, und einem Mann acht bis zehen Jüng-
linge ins Haus gegeben, und sie wohl auf
einer Stube beysammen wohnen lassen. Sehr
viele machen es kurz, und schicken ihre Söh-
ne im zwölften oder vierzehnten Jahre an ei-
nen Hof, Pagen abzugeben. Nach dem,
was itzo von den meisten geschieht, zu urthei-
len, scheinen Standespersonen überzeugt zu
seyn, daß die öffentlichen Schulen und Gym-
nasien nicht für ihre Kinder sind. Und doch
gestehen sie selbst ein, daß ihre Hofmeister
sehr selten dem Geschäfte der Erziehung, des
Unterrichtes und der völligen Ausbildung
alleine gewachsen sind.

Ich kenne beyderley Anstalten aus Erfahrung. Ich bin Privatlehrer gewesen, und ich habe iunge Herren auf Schulen und Universitäten geführet. Ich will unterdessen weiter nichts sagen, als daß ich überall Mängel und Unbequemlichkeiten gefunden habe, die der guten Absicht sehr nachtheilig seyn können.

Unter solchen Umständen ist man zu neuen Versuchen berechtiget. Und ein Project, das eine so wichtige Sache betrift, verdienet Aufmerksamkeit, so bald es nur einige Verbesserung hoffen lässet.

Ich will also meine Gedanken von dem, was ich nicht im völligen Ernste eine **Landakademie** nennen möchte, so ausführlich vortragen, als zu deren Beurtheilung nöthig ist, und ihren Werth zu entscheiden andern überlassen.

Das räumet man doch wohl ohne Beweis ein, daß bey der Erziehung des Knabens, bis ins vierzehnte, funfzehnte, Jahr, das Land den Vorzug vor der Stadt verdiene; wenn es dort nicht an Lehrern und Gesellschaft

schaft fehlet? Denn wo ist es leichter, ihn nach der Natur zu erziehen, ihn an ihre Schönheiten, an die wohlfeilen, unschuldigen und vollkommenern Ergötzungen zu gewöhnen; ihn vor der Seuche der Weichlichkeit, die die Stadtluft oft vergiftet, und von der Bethörung der Vorurtheile und ihrer Blendwerke zu bewahren? Wenn sein Herz anfängt, sich zu öffnen, und seine Neigungen sich entwickeln, den guten Trieben, die sich zeigen, Festigkeit und Stärke zu verschaffen? Hundert müßige Aufseher tadeln deine gute Absichten, und hindern ihren Erfolg. Du mußt es dem grössern Theile nachmachen, wenn du nicht verlacht, verläumdet und veriagt werden willst.

Doch keine Declamation wider die Städte. Ich mag nicht nur nicht auf Vieren zu den Bären und Füchsen in die Wälder kriechen. Ich mag auch nicht mein ganzes Leben auf einem Dorfe zubringen. Und die Erziehung eines Mannes, der in die Welt soll, kann da auch nicht vollendet werden. Aber was ich von dem Vorzuge des Landes in Anse-

hung der ersten Erziehung gesagt habe, ist mir Ernst, und ich halte für überflüßig, es weiter zu beweisen.

Ein einziger Mann, wenn er auch so geschickt wäre, als unter hunderten von den gewöhnlichen Hofmeistern kaum wenige sind, besitzet nicht Fähigkeit und Kraft genug, alles zu verrichten, was zur vollständigen Erziehung eines iungen Edelmanns, bis er etwa mit Nutzen eine Universität beziehen kann, erforderlich ist. Fehlte es ihm auch nicht an Geschicklichkeit, und machte man ihm auch solche Bedingungen, daß er sich entschliessen möchte, einen Landhofmeister abzugeben, da er es höher bringen könnte: so würde er des Umganges mit seines gleichen beraubt, nothwendig verdrüßlich, läßig, mürrisch werden müssen. Der Knabe hat auch keinen anständigen Umgang; dieß ist noch erbärmlicher. Jener entschließt sich vielleicht, ein philosophischer Einsiedler zu werden, und nähret sich mit der Lectüre. Bey diesem leidet die werdende Natur, und das ganze Leben ver-

lie-

lieret dadurch. Er muß schmachten, oder verwildern.

Setzet hingegen drey oder vier Hofmeister, von mittelmäsigen Einsichten, und einem ehrlichen Herzen. — So werden sie ihre Wissenschaft einander mittheilen, mit gutem Rathe einander zu Hülfe eilen, durch edle Nacheiferung sich im Feuer erhalten, durch freundschaftlichen Umgang sich nach der Ermüdung erquicken, und vor dem sauertöpfischen Wesen bewahren. Sie werden zusammen ein ehrwürdiges Collegium ausmachen, das seine guten Absichten, so wohl bey den Lehrlingen, als bey den Eltern zu unterstützen im Stande ist. Und es wird kein Unterricht für einen iungen Edelmann bis ins vierzehnte Jahr, oder bis ins funfzehnte, nöthig seyn, den er hier nicht finden kann.

Aber ich muß meine Gedanken ausführlicher vortragen, wenn die Brauchbarkeit derselben soll beurtheilet werden können. Ich nehme in den Gegenden, wo der Adel zahlreich ist, einen District von zehen bis zwölf

Mei-

Meilen im Umkreise an. So darf ich für wahrscheinlich halten, daß sich in diesem Districte drey bis vier Häuser finden, wo es junge Herren giebt, die mit einander erzogen werden können; oder wenigstens nur in zwo Klassen vertheilet werden dürften. Ich will hernach gleich von der Einrichtung dieser zwo Klassen reden, und nur erst dasjenige noch voraus schicken, was vorher zu wissen nöthig ist. Es seyen also sechs bis acht Knaben, höchstens zehne. Und dazu halb so viele Hofmeister.

Darf ich nicht noch weiter annehmen, daß unter diesen adelichen Häusern, oder sonst in der Gegend eines seyn werde, wo man patriotisch genug denket, um für die Einquartierung und Verkostung so vieler Personen sorgen zu wollen? Hier scheinen freylich meinem Vorschlage grosse Schwierigkeiten im Wege zu stehen. Ich sehe sie wohl, und will sie nicht verschweigen. Aber erstlich kenne ich viele Rittersitze, wo der Punkt wegen der Wohnungen gar nichts zu schaffen machte. Es giebt da entweder ein Schloß, das viele

ent=

entbehrliche Zimmer hat, oder, neben dem bewohnten, noch eines, das gar nicht bewohnt wird; oder ansehnliche Häuser, die für adeliche Wittwen, Ortsofficianten, Richter, Pfarrer und Verwalter erbauet worden, und ganz oder zum Theil leer sind. Oder in den geringern Häusern ist hier und da eine Stube mit etlichen Kammern, wo ein paar iunger Herren mit einem Hofmeister so gut beherberget seyn würden, als es ietzo nöthig ist. In den zwo geräumigsten Wohnungen versammleten sich die Schüler zu den Lehrstunden.

Gesetzt aber, es fände sich in der ganzen Gegend, wo man mein Project übrigens ausführen zu können wünschte, kein Ort, der genugsame Quartiere für die Akademie enthielte: sollte sich denn auch kein Patriot finden, der seinen und andern Kindern und der Nachkommenschaft zum Besten, und zu seinem wahren Ruhme, tausend Thaler wagen wollte? Mit so vielem Gelde könnten dann gewiß die nöthigen Verbesserungen bewerkstelliget, und alles in den gehörigen Stand gesetzet

setzet werden; wenn man, wie ich voraus setzen kann, nicht den allerunbequemsten Ritterſitz dazu auswählte. Und dieß Geld wäre nur gewaget, nicht verlohren. Denn wenn die Studierenden für ihre Wohnungen ſo viel, oder ein klein wenig mehr, zahleten, als ſie in einer mittelmäſigen Stadt bezahlen müßten, welches ſie bey den übrigen Vortheilen leicht thun können: ſo müßte das Miethegeld ein genugſames Intereſſe für das verwandte Kapital ausmachen; wenn auch gleich bisweilen etliche Jahre ein und das andere Logis leer ſtünde. Geht es doch den Stadtleuten, die Häuſer haben, auch nicht beſſer. Man rechne nun noch für etwas, daß der Ort dadurch überhaupt verſchönert wird: man ſetze hinzu, daß wenn die Abſicht dieſer Einrichtung auf eine lange Zeit wegfallen ſollte, ſich leicht eine Gelegenheit finden könnte, ſonſt einigen Nutzen von den Quartieren zu ziehen. Alles zuſammen genommen: ſo wird man mir wegen dieſes Punctes wenig mehr einzuwenden haben. Der Artikel von der Koſt macht mir noch weniger

Sor=

Sorge. Denn wenn sich weder der Herr vom Orte, welches ich dazu nicht ohne Einschränkung wünschen möchte, noch sonst ein ehrbares Haus entschliessen wollte, Kostgänger anzunehmen; so müßte einer von den Hofmeistern Oekonomus werden, und ein Bedienter Koch seyn. Soll ich hier noch alle Kleinigkeiten berühren? Ich habe ia verständige Leser.

Nun will ich sagen, was ich mir für einen Ort zu meiner adelichen Landschule wünschte. Und der Wunsch könnte mir doch vielleicht einmal gewähret werden.

Einen freundlichen Ort, in einer fruchtbaren Gegend, wo blumenreiche Gründe von hellen Bächen durchschnitten werden: wo Wälder von mannigfaltigem Grüne dem Schüler der Natur einen sichern Schatten geben, den Gesängen der Nachtigall zuzuhören, einen Dichter in der Hand. Wo nahe Berge in heitern Frühlingstagen ein ganzes glückliches Land übersehen, und frische Himmelsluft einathmen lassen. Einen Ort, wo der arbeitsame Landmann seines Fleisses froh

wird, und seinen Herrn segnet. — Und einen Herrn des Orts, der hier ruhig sein Leben beschliessen will, nachdem er die muntern Jahre im Dienste der Welt, am Hofe oder bey der Armee, zugebracht hat. Einen Herrn, dem die Wissenschaften im Glücke eine Zierde, und in den Tagen der Prüfung ein Trost waren. Der auf den grossen Scenen der Welt das kühne Laster, wie ein Meteor, hat glänzen und zerplatzen sehen; der die tyrannische Wollust, unter schimmernden Kleinigkeiten und rauschenden Thorheiten, in beständiger Unzufriedenheit mit sich selbst; und den Ehrgeiz, vom verzehrenden Neide begleitet, ängstlich iagend oder geiagt, oft erblicket hat. Der oft in weisen Selbstgesprächen seine Tugend gestärket, und, wie **Antonin**, den Lehrern seiner Jugend, Dank geopfert hat, die sein Herz mit Religion erfülleten, und seine Neigungen zum Guten stärkten. Der itzo im Alter noch immer auf das Beste der Welt bedacht, nicht vergnügter ist, als wenn er seine zahlreiche Familie an seinem Tische siehet; und in zarten Mie-

nen schon den feinen Staatsmann, oder den unerschrockenen Krieger entdecket, oder die Gattin, die, wie itzt ihre Mutter, dereinst das Glück eines grossen Mannes, die Zierde ihres Geschlechtes und die Tugend am Hofe seyn wird. Er erkundiget sich nach den Lehren, die sie von ihren Mentorn heute gehöret, oder aus ihren Büchern gemerket haben; höret ihnen mit Aufmerksamkeit zu, und erläutert sie mit merkwürdigen Geschichten; und unterrichtet den von Ehrfurcht und Bewunderung glühenden Hofmeister, indem er sich nur das Ansehn giebt, Kindern etwas erzählen zu wollen. Kurz einen Ort, wie D** wünschte ich mir. So hätte ich alles; und mehr noch, als ich mir gewünschet habe. — und hier soll ich sie nicht nennen, die ehrwürdigen Namen, für die mein Herz ewig mit Dank und Bewunderung erfüllet seyn wird? Und auch euch nicht nennen ihr Freunde, L**, E** und F**?

Itzo will ich von den Lehrern reden. Ich will nur erst setzen, es wären drey. Mit vieren würde ich noch besser fortkommen. Sind es aber auch nur drey: so kann ich behaup-

ten, daß aller Unterricht durch sie wird bestellt werden können, wenn man gehörigermassen gewählet hat. Die Wahl der ersten Lehrer für meine Landschule muß ich den Eltern überlassen. Dieß ganze Buch handelt von ihren Pflichten, und von den Eigenschaften, die sie haben sollen. Hoffentlich wird man auch einem nicht unter hundert Thaler geben wollen. Denn sonst könnte man schwerlich wählen. Ist die Schule einmal errichtet: so muß, wenn ein neuer Lehrer nöthig ist, dem Collegio erlaubt seyn, Subiecte dazu vorzuschlagen, und keiner, den sie mit Gründen verwerfen, ihnen aufgedrungen werden. Auch muß ihrem Ausspruche überlassen werden, ob neue Schüler, die sich anbieten, in ihre Gesellschaft können aufgenommen werden, oder nicht.

Die Lehrer zusammen müssen im Stande seyn, Unterricht zu geben im Deutschen, Französischen, Italienischen und Lateinischen, in den Religionswahrheiten, in der Mathematik, Musik, dem Zeichnen, Tanzen und Fechten; in der Geographie, Wappenkunde, Natur = und Staatengeschichte. Es finden

sich

sich auf ieder Universität einige iunge Männer, die diese Geschicklichkeiten, so weit sie hier erforderlich sind, beysammen besitzen. Also wird man ia leicht drey oder vier finden, die mit einander vereiniget, so viel ausrichten, und sonst zu Hofmeistern gebraucht werden können. Einige, sonst einem ieden Hofmeister nöthige Eigenschaften, muß ia hier ein oder das andere Mitglied nicht nothwendig haben; weil die übrigen mit ihren Kräften und Einsichten ihm zur Seite sind, und er sich in ihrer Gesellschaft vollkommener machen kann. Auch würden fast an iedem Orte eine oder etliche Personen anzutreffen seyn, die in gewissen Stücken, als in der Musik, Kalligraphie u. a. zur Unterweisung der Anfänger gebrauchet werden könnten.

Ich habe gesagt, daß zwo Klassen nöthig seyn könnten. Mehrere werden nie nöthig seyn. Um meinen Entwurf nicht zu unvollständig zu lassen, will ich mit wenig Worten anzeigen, wie die Einrichtung dieser zwo Klassen, und die Eintheilung der Stunden ohngefähr gemacht werden könnte.

In der untersten Klasse soll von einigen deutsches und französisches gelesen, und von andern etwas übersetzet werden. Alle üben sich in der Kalligraphie. Der Anfang in der Historie, Geographie und Theologie wird gemacht. Mit dem Latein gespielet, wenn man will. Die Methode für diese Klasse habe ich im siebenten Capitel beschrieben.

Die ältesten dieser zwoten Klasse kommen eine Stunde früher zum Unterrichte; die jüngsten eine Stunde später. Für iene dauert er etwa des Vormittags drey Stunden, und des Nachmittags drey: so wird sich das nöthigste thun lassen.

Die Gesellschaft erlaubet hier auch bey demienigen Alter mehr strenge Ordnung, bey welchem ich oben, wo ich vom Privatunterricht redete, nicht gerne ordentliche Lehrstunden habe zulassen wollen.

Die oberste Klasse wird, nach Angabe des zehnten Capitels, in der Historie, Geographie, Theologie, Naturhistorie, Geometrie und Arithmetik, im Lesen französischer und lateinischer Schriftsteller, im schriftlichen Uebersetzen, in der Orthographie und dem

Briefschreiben unterrichtet und geübet. In der lateinischen Stunde, die in beyden Klassen die erste unter den Frühstunden, wenigstens etliche Tage die Woche hindurch, ist, könnten benöthigten Falles, die Schwächern aus der obersten Klasse noch in die zwote geschickt werden; wenn sonst allzugrosse Ungleichheit unter den Schülern seyn würde. Musik und Tanzen setze ich bey diesen in die Recreationsstunden, das Zeichnen in eine Lehrstunde.

Man wird mich nicht recht verstehen, bis ich die Eintheilung des ganzen Tages mache. In beyden Klassen also fängt täglich der Unterricht, Sommers um sieben, und Winters um acht Uhr an. Die jüngsten der zwoten Klasse können eine Stunde später kommen. Zween Hofmeister sind itzo nur mit dem Unterrichte beschäfftiget. Also ist wenigstens noch einer übrig, der die Aufsicht über die, so noch auffer der Schule sind, haben kann, um sie bisweilen auf ihren Zimmern zu besuchen.

Nach dieser Lection ist eine Viertelstunde zum Frühstücke, und eine halbe Stunde zur Re=

Recreation auszusetzen. Bey der untersten Klasse wird der Zeitvertreib schon nützlich genug, wenn nur der Körper dadurch gelenket und zu allerhand Verrichtungen und Wendungen geschickt gemacht wird. Die von der obern Klasse gehen bey schönem Wetter mit einem Hofmeister spazieren; bey schlimmen Wetter können sie spielen, tanzen, fechten oder sich in der Musik üben. Sie wechselten aber hierinne mit einander ab; so liesse sich die Sache schon thun, wenn auch nur in iedem Stücke ein Hofmeister Unterricht geben könnte.

Es folget in beyden Klassen Unterricht in der christlichen Lehre. Dann wird wieder eine Viertelstunde ausgesetzet. So sind drey Stunden des Vormittages vorbey, und zwo davon waren Lehrstunden. Noch sind des Sommers zwo Stunden, bis man zu Tische geht; im Winter nur eine. Eine halbe Stunde muß etwa zur gehörigen Ankleidung frey gelassen werden. Die andere halbe Stunde kann in der untern Klasse zum Lesen und Schreiben, oder zum Zeichnen, angewendet werden. Die von der obern Klasse können

eben

eben dieses, oder in der Geometrie und Arithmetik etwas thun. Im Sommer ist noch eine Stunde übrig. Diese gehöret dann in beyden Klassen zur Historie und Geographie. Mir scheinet es bey Anfängern am besten gethan zu seyn, wenn man auf die Erdbeschreibung eines Landes sogleich dessen Geschichte, und so dann die Statistik folgen lässet. Der Nachmittagsunterricht kann vor zwey Uhr nicht anfangen. Die Zeit, die vorher noch übrig ist, wird zu kleinen Besuchen angewandt, beym Klavier oder im Garten zugebracht. Das Studieren fängt mit der Geographie und Historie an. Die folgende Stunde gehöret den Sprachen. Die Zeit von vier bis fünf Uhr ist für die Spiele. Darauf eine Viertelstunde zur Sammlung der Gedanken und zum Ausruhen: so wird wieder gearbeitet, abgeschrieben oder übersetzet. Das Geschriebene wird corrigiret und die Regeln praktisch beygebracht. Einige können nach Gutbefinden unterdessen auch in der Musik geübet werden. Also ists itzo sechs Uhr des Abends. Nun versammlen wir uns alle, so viel unserer sind, wenn es Winter

oder schlimm Wetter ist, auf der geräumigsten Stube. Da liegen Zeitungen, neue Brochüren, man sieht sie an, man unterredet sich, alles ohne Zwang, fast wie in einem großstädtischen Koffeehause. Ein Hofmeister liefet melodische Poesie oder harmonische Prosa vor, und ohne Befehl versammlen sich die Lehrlinge vom zärtern Gefühle um ihn herum. Die es nicht thun, werden deswegen nicht sauer angesehen. Vielleicht wird auch ein kleines Concert aufgeführt. Bey tauglichem Wetter geht alles mit einander spazieren. Aus der Naturhistorie werden denen, die zuhören wollen, Stücke erzählet. Dort bringt einer einen Büschel Blumen, hie suchet einer bunte Steine, zweene laufen einem Sommervogel nach. Alle stehen stille bey einer Nachtigall, oder bey der Lerche, die steigend ihr Abendlied singet, oder bey einer Quelle. Denen man ein Gewehr anvertrauen kann, die dürfen auch, wenn sie Lust dazu haben, mit einem Hofmeister auf die Jagd gehen.

Diese Abendstunde ist eine der wichtigsten Stunden. Die Lehrer geben auf nichts Acht, und bemerken alles.

Nach dem Abendessen geht zusammen, was sich zusammen schicket. Die Schüler wählen sich hier ihre Freunde. Die Hofmeister vertauschen ihre Eleven gegen einander. Man thut, was man will.

Zweene Nachmittage von den sechs Arbeitstagen sind die Lehrstunden ausgesetzet. Da werden Werkstätte besuchet, oder Tänze veranstaltet, oder Staatsvisiten abgestattet, oder eine Excursion aufs Land vorgenommen.

Ich sage nichts von den Tagen, die dem Gottesdienste geheiliget sind. Ein ieder frage sein Gewissen.

Auch weiß man schon, daß ich bey Gelegenheit, einen oder etliche Tage, vom ordentlichen Plane abzuweichen, sehr gerne erlaube.

Nun sind nur noch wenige Punkte zu bedenken. Die Lehrer brauchen vielleicht selbst eine gewisse Aufsicht, die Akademie einen Vorsteher. Darum soll erstlich eine Woche um die andere ein Hofmeister oberster Richter

in den wichtigsten Streitsachen seyn. Wie viel praktischen Verstand und Klugheit ein Hofmeister besitze, wird sich hier offenbaren. Wenn der Herr vom Orte ein Mann ist, wie ich mir ihn erst gewünschet habe, dann ist er der Vater dieser Landschule. Er sey aber, wie er wolle: so muß das Collegium den Ortsherrn als ihren Curator betrachten. Daß sie einander bey ihm verklagen? O dann stünde es schon sehr schlimm um unsere Akademie! Nein, sondern daß sie ihm zu gefallen suchen, und alles, was er ihnen saget, zu überlegen wohl der Mühe werth achten.

Wo bleibt dann die Uebung in der Declamation? Sie ist nicht vergessen. Die zween wichtigsten Geburtstäge im Orte können zu Gelegenheiten dienen, Redeübungen anzustellen, oder ein kleines Schauspiel aufzuführen. Man wird sie da keine Schwänke auswendig lernen lassen, wie in einigen Schulen geschieht; auch nicht von Sachen reden lassen, von denen sie nicht mit Anstande reden können, weil sie nicht verstehen, was sie sagen. Man wird sie auch sonst in dieser wichtigen und nöthigen Kunst üben, indem man ihnen

oft gute Stellen laut vorlieſt, nachleſen, peroriren läſſet.

Dieß kann genug ſeyn zur Erklärung meiner Idee. Wenn man bey dieſem Vorſchlage Unvollkommenheiten und Schwierigkeiten findet: ſo bedenke man, daß unter den menſchlichen Anſtalten keine davon frey iſt. Daß er wenigſtens zum Theil und in dem Weſentlichſten, mit Nutzen könne ausgeführet werden, davon bin ich überzeugt *).

Funfzehntes Capitel.

Emils letzte Studien vor ſeinem funfzehnten Jahre.

Nicht ohne wehmüthige Rührung ſchied Emil von ſeinen neuen Freunden. Er vergoß viele Thränen bey ihren letzten Umarmungen. Seine Betrübniß leuchtete noch lange aus ſeinen Mienen hervor, und aus dem Stillſchweigen, welches er nach unſerer Entfernung von S** etliche Stunden hindurch beobachtete. In dieſem ſtillen Nachden-

*) Seit dem ich dieſes ſchrieb; ſind viele Anſtalten dieſer Art mit und ohne beſondere Namen errichtet worden.

denken ihn zu stöhren, hatte ich weder Lust, noch hielt ich es für rathsam. Endlich fieng sich unsere Unterredung an.

E. Ich habe mir die schönsten Plätze ausgezeichnet. Zu Hause will ich sie mahlen, und neben meinem Bette aufhängen.

M. Darunter wird doch auch wohl die Gegend beym W. See seyn?

E. Ja freylich. Aber auch die Anhöhe beym Meyerhofe. Damals gleich, als ich neben meinem **Wilhelm** unter der grossen Eiche saß, habe ich mir sie aufgenommen. Vier Heerden weideten vor uns. — Wilhelmen liebe ich recht sehr, auch den andern; aber diesen mehr. Er hat ein gutes Gemüth, und liebet mich gewiß auch. Wir haben einander fleißig zu schreiben versprochen. Sie schreiben doch auch an Herrn L**?

M. Ja wohl; und ich sehe es auch gerne, daß Sie an Wilhelm schreiben wollen. Man darf die guten Freunde nicht vergessen.

E. Ich vergesse ihn gewiß nicht. Ich wollte nur, wir könnten immer beysammen seyn! Ich werde mich oft nach S** wünschen. Man kann sich wohl schreiben; und

das

das ist sehr gut. Aber man sieht sich doch nicht, man geht nicht mit einander spazieren, man kann nicht gleich alles sagen, und sich wieder beantworten lassen. Ich sehne mich gewiß oft nach ihm.

M. Unser ganzes Leben ist eine Wanderschaft. Erwarten Sie nichts anders, mein Liebster, als solche Abwechselungen. Ich habe, was Sie itzo fühlen, oft empfunden. Und noch rühret mich sehnsuchtsvolle Erinnerung an manchen geliebten Freund, den ich in diesem Leben wohl nicht mehr sehen werde. Aber das vollkommenere Leben, das nach dem Tode folget, ist auch hiebey mein Trost. Ohne diese Hoffnung würde selbst das Glück dieser Erde eine Qual für unsere Seele seyn. Die Vorstellung der kurzen Dauer würde uns den Genuß verbittern. Wenn wir aber dabey an die Ewigkeit denken, und die flüchtigen Freuden, die uns hier zu theile werden, nur als einen Vorschmack betrachten der Seligkeiten, die dort auf uns warten: so genießen wir sie ruhig, und trösten uns leicht, wenn sie ein Ende nehmen. Bey der Trennung von unsern Geliebten, selbst bey

ihrem Tode, müssen wir uns durch diesen Gedanken beruhigen. Wir weinen, wir trauren. Dieß kann nicht anders seyn. Aber wir fassen uns, und halten uns an die Hoffnung, daß wir einander wieder sehen werden, und besser wieder sehen werden.

E. O ich fühle itzo den Werth der wichtigen Wahrheit, wovon sie mich schon lange überzeugt haben: daß ohne die Hoffnung eines ewigen Lebens wir immer elend seyn würden, im Glücke wie im Unglücke. Ohne Zweifel werden auch wir in Wohnungen kommen, in welchen wir nicht Ursache haben werden, nach den schönen Gegenden dieser Erde uns zurücke zu wünschen. Sie sagten erst, daß wir einander dort auch besser wieder sehen werden? Wie meynen sie dieß?

M. Wir haben ia hier noch gar viele Fehler an uns. Manche haben äusserliche Mängel und Gebrechen. Alle, gewisse Schwachheiten. und Fehler des Herzens. Freunde können einander dadurch schädlich werden, daß einer dem andern seine Fehler angewöhnet, seine irrige Meinungen beybringet. Man muß daher nicht nur vorsichtig

sich

sich Freunde wählen, sondern auch nicht ohne Prüfung alles ihnen nachthun. Sonst nimmt man leicht üble Gewohnheiten von ihnen an. Dieß ist eine Unvollkommenheit der besten Freundschaften hier auf Erden, die dort nicht mehr seyn wird.

E. Es wird Ihnen wohl auch nicht alles gefallen haben, was Sie an den Vettern sahen? Mir eben auch nicht. Anderer Leute Fehler sieht man am leichtesten. Habe ich vielleicht doch eine üble Gewohnheit von Ihnen angenommen? Oder Sie von mir? Denn ich weiß wohl, daß ich auch meine Fehler habe.

M. Niemand ist ganz von Fehlern frey. Ein ieder hat also Ursache, auf sich selbst sowohl als auf andere Acht zu geben, daß keiner durch den andern verderbet wird. Es ist mir lieb, daß Sie selbst die Anwendung meiner Rede auf sich und ihre Freunde machten. Ich sehe noch keine üblen Folgen von Ihrem Umgange. Aber vieles, das mir nicht gefallen konnte, habe ich freylich an den Baronen entdecket. Das Bewußtseyn unserer eigenen Mängel erlaubet nicht, uns

über andere stolz zu erheben, wenn wir Fehler an ihnen gewahr werden, noch sie deswegen zu verachten, oder zu verspotten, welches schon wider die Menschenliebe wäre. Besonders müssen wir mit den Unvollkommenheiten unserer Freunde Geduld haben. Aber nachahmen müssen wir sie nicht. Religion, Tugend und Vernunft gehen allem andern vor. Wider diese gilt kein Beyspiel des Freundes, wäre er auch sonst noch so liebenswürdig. Bessern müssen Freunde einander, ihre Vollkommenheiten einander mittheilen; Gutes von einander lernen. Ohne dieses ist ihr Umgang nicht Freundschaft.

E. Dieß weiß ich noch nicht recht zu machen, wie man einen Freund bessert, ohne ihm zu mißfallen? Ich habe dem grossen Vetter einmal etwas untersaget, das ihnen gewiß auch nicht würde gefallen haben. Darauf ist er kaltsinnig gegen mich geworden, und hat über allerhand gespottet, das ich that, und nicht für unrecht hielt. **Wilhelm** aber hat es ihm verwiesen, und mir Recht gegeben. Ich hätte auch dem **Wilhelm** gern ei-

niges abgewöhnen mögen. Aber ich fürchte-te, ihn verdrüßlich zu machen.

M. Man muß gefällig gegen seine Freun-de seyn, so lange es seyn kann. Oft muß man ihnen Begierden aufopfern, ihren un-schuldigen Neigungen nachgeben, und also manches thun, wozu man für sich keine Lust haben würde. Wenn ich auf die Jagd gehen wollte, und mein Freund hätte mich gern zu Hause: so würde ich ihm zu Gefallen dieses-mal zu Hause bleiben. Ich mache den Zeit-vertreib, das Spiel mit, das er wählet, ob mir gleich ein anderes lieber wäre. Hier heißt es: Obsequio retinentur amici. Da muß man nachgeben. Aber Tugend und Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und Unschuld müssen uns kostbarer seyn, als aller Men-schen Gunst, Liebe und Freundschaft.

E. Die uns diese Schätze rauben wollen, sind unsere Freunde nicht. Solche Leute würde ich nicht lange lieben können. Aber ich habe nichts so böses noch an meinen Freunden bemerket.

M. Ich auch nicht. Doch sind kleine Fehler oft der Anfang von grössern. Die la-

sterhaften Neigungen entstehen in dem Menschen nicht auf einmal. Man lernet auch andere nicht gleich völlig kennen, und manche Fehler verbergen sich oft lange, zumal vor den Augen eines Freundes, der alles zum Besten kehret. Haben Sie nicht die Gemüther der Barons in der dritten Woche besser kennen lernen, als in der ersten?

E. Ja wohl.

M. Wenn Sie ein Vierteljahr um sie seyn sollten, würden Sie vielleicht noch manches an ihnen gewahr werden, das Sie noch nicht bemerket haben, oder es besser verstehen, als itzo.

E. Vielleicht. Doch W. glaube ich zu kennen. Er hat sich nicht gegen mich verstellet. Aber mich dünket, Sie haben mir meine Frage noch nicht beantwortet, wie man es machen müsse, um Personen, die man liebt, ihre Fehler zu sagen, ohne daß man ihre Freundschaft dadurch verliert?

M. Es ist wahr, wir sind von der Hauptfrage abgekommen. Doch kann das, was ich bisher gesaget habe, auch zur Vorbereitung dienen; und ich werde sie itzo desto

ge=

genauer beantworten können. Man muß suchen, seine Freunde von denienigen Fehlern zu befreyen, die ihrer wahren Glückseligkeit nachtheilig seyn können, die wider die Tugend oder wider die Wohlanständigkeit sind. Wenn etwa einer sich angewöhnet hat, Worte zu sprechen, die rechtschaffenen Leuten anstößig sind, wenn einer Neigungen verräth, die der Unschuld und Gottesfurcht zuwider sind, wenn einer Gewohnheiten hat, die ihm Haß und Feindschaften zuziehen können, oder etwas vornimmt, das seiner Gesundheit, seiner Ehre, seiner gegenwärtigen oder zukünftigen Glückseligkeit zuwider wäre. Wie soll man es nun machen, um ihn zu besseru, ohne ihm zu misfallen? Erstlich muß man durch eine ernsthafte und betrübte Miene sein Mißfallen zu verstehen geben, wenn so etwas geschieht. Nie soll man freundlich dazu aussehen, nie durch Lachen, noch weniger durch ausdrücklichen Beyfall es gut heissen. Dieß thun die Schmeichler, Bösewichte. Dadurch machet man sich fremder Sünden theilhaftig. Dieß wissen Sie, und Sie werden es immer im Herzen behalten,

in ihrem ganzen Leben. Verstehet diese Bestrafung unser Freund noch nicht: so können wir in einer allgemeinen Anmerkung den Fehler, den er an sich hat, bestrafen. Wenn wir ihn lieben: so wird unsere Miene natürlicher Weise zärtliche Bekümmerniß verrathen, unser Ton nicht mürrisch, nicht zänkisch seyn.

E. Das erste habe ich gethan. Das andere habe ich auch thun wollen. Aber ich bin darüber erschrocken, und habe nicht ausreden können. Ich habe zugleich gewünschet und befürchtet, daß er meine Rede auf sich ziehen möchte.

M. Wer weiß, ob Sie nicht dadurch schon zu seiner Besserung etwas beygetragen haben. Ich will die Fehler ihres Freundes, die Ihnen anstößig sind, nicht von Ihnen wissen. Sie wollen ihn nicht vor mir schänden. Daran thun Sie recht. Ich kenne aber Sie, und bilde mir wohl ein, was Ihnen mißfallen hat.

E. Ich darf es Ihnen wohl sagen. Daß es Fehler sind, daran lassen mich die Grundsätze nicht zweifeln, die Sie mir beygebracht

haben.

haben. Er begegnete manchmal seiner Tante sehr verächtlich; und hielt sich über seinen Hofmeister bey mir auf. Dieß war mir zuwider. Er meinet es vielleicht so böse nicht. Aber es ist nicht recht. Hernach — er redet bisweilen von Dingen, von denen ich nicht reden mag.

M. Sie brauchen mir nichts mehr zu sagen. Dieß sind grosse Fehler; und ich konnte von Ihnen nicht anders vermuthen, als daß Sie unzufrieden darüber seyn würden. Es ist Schade, daß die Barons nicht eher ihren L** bekommen haben! Sie würden dann weniger unter das Gesinde gekommen seyn. Dieß sind die Folgen. — Mit Mienen und abgebrochenen Worten haben Sie also den Baron Wilhelm bestrafet?

E. Ja, dieses habe ich gethan.

M. Es wird nicht ohne Nutzen gewesen seyn. Hilft dieß aber bey einem Menschen nichts, den man doch nach seiner Freundschaft werth achtet, weil er sonst viele gute Eigenschaften an sich hat, und noch Hoffnung zur Besserung übrig lässet: so versuchet man noch ein anderes Mittel. Wie man

bey Kranken stärkere Arzneyen gebrauchet, wenn die schwächern nichts helfen wollen. In einer vertraulichen Stunde umarmen wir unsern Freund, und bitten ihn, daß er erlauben wolle, ihm etwas zu offenbaren, das uns Kummer verursachet. Noch einmal umarmen wir ihn aufrichtig, und fragen ihn: ob er wohl dieses und ienes an sich bemerke, ob er es für recht halte? Wird er böse: so brechen wir itzt ab, und bitten ihn nur noch, der Sache nachzudenken. Hat er Gedult uns anzuhören; so sagen wir ihm auch die Gründe, weswegen wir solche Handlungen und Gewohnheiten, weswegen wir eine solche Aufführung nicht gut heissen können. Alles mit Sanftmuth und Liebe; und ohne den guten Erfolg sogleich erzwingen zu wollen. Gesetzt nun, ein Freund würde dadurch kaltsinnig gegen uns: so haben wir nichts verlohren. Wir haben unsere Pflicht erfüllt. Und es wird gewiß eine Zeit kommen, vielleicht bald, wo er unsere Treue erkennen und uns segnen wird. Andere hingegen, die ihn durch Schmeicheley im Bösen gestärket haben, wird er hassen und verfluchen.

chen. Läſſet ſich einer, den wir lieben, durch alle dieſe Mittel, nach öfteren Verſuchen, nicht beſſern, von Fehlern, die mit der Frömmigkeit und Menſchenliebe und Sittſamkeit nicht beſtehen können; ſo müſſen wir ihn verlaſſen. Sie wiſſen, was uns dann noch für ein Mittel übrig iſt.

E. Für ihn zu beten.

M. Und durch unſere Aufführung ein Beyſpiel eines beſſeren Verhaltens zu geben, und einen Beweis, daß wir das ausüben, was wir lehren, und bey der Tugend, die wir anpreiſen, unſer Glück finden. Eine Regel muß ich Ihnen hiebey noch einprägen, mein beſter Emil. — — O daß Sie doch niemals durch den anſteckenden Umgang falſcher Freunde verführet werden möchten! Waffnen Sie ihr Herz bey Zeiten, und machen Sie den guten Vorſatz zur ſtarken Tugend, ehe Sie ſich unter iede Geſellſchaft wagen. — — Die Regel iſt dieſe. Je mehr wir eine Perſon lieben, deſto fleißiger ſollen wir die innere Beſchaffenheit der Eigenſchaften, Sitten und Gewohnheiten prüfen, die wir von ihr annehmen und nachahmen wol-

len. Denn die Liebe, wie es im Sprüchwort heißt, ist blind. Wenn wir eine Person lieben: so übersehen wir ihre Fehler gerne, oder wir gewöhnen uns bald daran, sie zu ertragen, wenn wir sie auch gewahr werden. Endlich halten wir sie gar für schön, und machen sie nach. So soll es aber nicht seyn. Durch wahre Freundschaft muß die Tugend befördert werden.

So ohngefähr lief dießmal unsere Unterredung. Und ich habe einmal eine nur zur Probe anführen wollen, damit man Emilen desto besser kennen lerne. Je näher wir dem väterlichen Boden kamen, desto stärker schienen schon in der Seele die Bilder von den gewohnten Gegenständen zu werden. Und die Sehnsucht nach den lieben Vettern und den schönen Plätzen um S * wurde itzo schon überwältiget von dem stärkern Verlangen, die Eltern zu umarmen, und die Geschwistere zu sehen, und Bericht zu erstatten, von allem, was man unterdessen gethan und gesehen hat. Die Stube, der Garten zu Hause, sind doch auch schön. Dulce solum patriae.

So müssen immer die Begierden im menschlichen Leben einander das Gleichgewicht halten. Keine bittere Quelle der Empfindung, neben der nicht auch eine süsse flösse; oder die nicht durch eine Ueberlegung in eine süsse könnte verwandelt werden. Nachdem wir etliche Tage ausgeruhet hatten, fiengen wir wieder an zu arbeiten. Emil wollte selbst einbringen, was bisher versäumet worden war; und ich hielte itzt für gut noch einige Beschäfftigungen zu den vorigen hinzu zu setzen.

Vor allem war es die **Naturhistorie**; ein für sich angenehmes, und in vielerley Absicht nützliches Studium. Vor der philosophischen Wissenschaft sollte sie, nach meinem Bedünken, allemal vorher gehen. Die Vorbereitung dazu war schon lange gemacht. Es ist mir nie möglich gewesen, durch Wiesen und Felder unempfindlich fortzuschreiten, die Schönheiten und Schätze nur mit Füssen zu treten, nicht die Wunder der Schöpfung zu rühmen, nicht auf die Allmacht, Güte und Weisheit des Schöpfers, die sich hier so deutlich offenbaren, aufmerksam zu seyn,

und andere aufmerksam zu machen. Schon manches Krautes Natur und Nutzen hatte Emil von mir beym Spazierengehen gelernet; schon manches Thieres wunderbare Handlungen erzählen hören, oder selbst beobachtet. Die hauptsächlichsten Erdarten wußte er schon zu unterscheiden. Schon machte er Versuche mit den Pflanzen; setzte Blumen aus den Gartenbeeten auf das Feld, und Feldpflanzen in den Garten, um zu sehen, was der Unterschied der Erdarten für Veränderungen nach sich zöge. Auch hat er der Arbeit des Gärtners öfters zugesehen, und seine Geschicklichkeiten auszuforschen gesucht. Fragmente genug. Es war Zeit auf das System zu denken.

Aber Emil sollte kein Professor werden. Die fast bis ins Unendliche fortlaufenden Klaßificationen, die Zeilen langen characterischen Namen, waren keine Sache für uns. Der Grundriß der Frau **Zieglerin** war Emilen Handbuches genug; und das Spectacle de la nature gab den Commentar dazu ab *).

In

*) Izt würde ich andere Bücher gebrauchen; und auch hier vorschlagen, wenn sie nicht ohne dem

In dem Pflanzenreiche begnügte ich mich, ihm die für die Heilkunde und Oekonomie nützlichsten Pflanzen bekannt zu machen; so gut ich es nach Zorns Botanologie und etlichen andern Büchern vermochte. In seinem Herbario machte er die Hauptabtheilungen nach den Orten, wo die Pflanzen wachsen, ob im Walde, oder in Sümpfen, oder auf der Heyde. Die Unterabtheilungen nach den Monathen, in welchen sie blühen. Doch machte ich ihn mit der Linnäischen Theorie so weit bekannt, daß er einen allgemeinen Begriff davon hatte.

Wir sammleten nicht, ohne Betrachtungen für den Verstand und das Herz dabey anzustellen. Die Entwickelung der Pflanze aus dem kleinen Saamenkörnchen, die wunderbare Befruchtung und Vervielfältigung derselben durch die künstlichsten Werkzeuge; die Bewegung der Nahrungssäfte durch die engsten Röhrchen bis an die höchsten Gipfel der Bäume; die kaum merklichen Gränzen der mannichfaltigen Arten; die Mannchfaltigkeit

und

bekannt genug wären. Der Lehrer muß Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte sich bekannt machen.

und Regelmäßigkeit selbst im Mineralreiche; und vollends im Thierreiche, wie vieles das zum Erstaunen und Nachdenken reizet! Mußten wir gleich mit Bewunderung und dem Geständniß unserer Unwissenheit aufhören, wie wir angefangen hatten, o, dieß schadete nichts! Genug gewonnen, wenn man dem Menschen die Verwegenheit benimmt, alles verstehen zu wollen. Und allemal war doch die Regelmässigkeit in der Schöpfung durch eine neue Anmerkung bestätiget.

In Ansehung der Thiere fiel Emilen einmal der Zweifel ein, warum so viele Thiere andern zum Raub und zur Speise überlassen, ia, wie es schiene, nur dazu bestimmt wären? Dieß, meinte er, wäre Schade. Es hätte ia wohl eine schlechtere Speise eben die Dienste thun können. Die Thiere hätten Empfindung, und schienen des Mitleidens würdig zu seyn. Der Zweifel vrrdiente richtig beantwortet zu werden.

Sie meinen also, sagte ich, eine unbelebte Speise hätte eben die Dienste gethan? Dieß wissen wir nicht, mein lieber Emil! Sie wissen, daß wir in einzelnen Fällen, wo

wir

wir die Absicht der göttlichen Weisheit nicht begreifen können, doch müssen überzeuget seyn, daß es so am besten gemacht war. Warum müssen wir so denken?

E. Weil wir unzählige offenbare Beweise der grossen Macht und wunderbaren Weisheit Gottes überall antreffen, und auch davon genugsam überführet sind, daß gar vieles seyn und geschehen und gut seyn kann, ohne daß wir begreifen, wie und warum.

M. Also wenn wir auch weiter nichts zu sagen wüßten, keinen Grund finden könnten, warum so viele Thiere andern zur Speise dienen: so dürften wir doch sicher annehmen, daß dieses seinen guten Nutzen haben müsse. Aber dieser Nutzen ist so verborgen nicht. Ich will dieß nur für eine Muthmassung ausgeben, daß vielleicht eine Speise, die schon zu einem thierischen Körper gehöret hat, schon organisirt war, für einige Arten der Thiere, in gewisser Absicht heilsamer und bequemer ist. Ist es aber nicht gewiß, daß Leben und Empfindung haben, ein Glück genennet zu werden verdiene?

E. Ja wenn es einem wohl gehet; wenn man gesund ist.

M. So ist es. Aber die Thiere sind doch meistens gesund und wohl. Die kleinen Fischgen sind so lustig im Wasser. Die Käfer schwärmen so munter in der Luft herum. Ohne Zweifel sind sie vergnügt und freuen sich ihres Daseyns.

E. Daran ist kein Zweifel.

M. Also hat sie Gott geschaffen, weil er gütig ist?

E. Ja wohl.

M. Und es wäre Schade, wenn er sie nicht geschaffen hätte?

E. O es wäre Schade!

M. Also sehen Sie, daß es besser ist, daß aus der Materie, die zur Speise für so viele Thiere nöthig war, lebendige Creaturen gemachet worden sind, die auch eine Zeitlang an der Glückseligkeit Theil nehmen, die in dieser Welt genossen wird; als wenn diese kleine Thierchen in der Luft, im Wasser und auf der Erde, die nur grösstentheils andern zur Speise dienen, leblose Materie geblieben,

ben, nicht zur Empfindung gekommen wären. Ist es nicht also?

E. Was Sie sagen, ist richtig. Aber ich dächte, alle diese Thierchen, die geschaffen worden sind, hätten da seyn können, und doch noch leblose Speisen auch, daß iene nicht hätten umkommen müssen?

M. Aber da könnte ich ia wieder so schliessen, wie vorher? Aus dieser Materie hätten nun wieder Thierchen geschaffen werden können?

E. Es ist wahr; ich begreife es nun wohl.

M. Ich kann Ihnen noch mehr zu ihrer Beruhigung sagen. Es ist kein so grosses Unglück für ein Thier, als Sie sich vielleicht vorstellen, von einem andern getödtet und aufgezehret zu werden. Sterben muß es einmal doch. Und ohne Zweifel stirbt es mit mehr Schmerzen, wenn es vor Hunger oder Kälte stirbt, oder vom Alter ausgezehret verschmachtet. Der Tod ist einem Thiere nicht so fürchterlich, wie einem Menschen. Die lebhaftere Vorstellung, das Bild der Sterbenden, das die Phantasie uns vormahlet,

der Abschied von den Geliebten, die Furcht vor der Zukunft, und noch mehr andere Betrachtungen, machen den Tod so schrecklich für uns Menschen. Beym unvernünftigen Thiere, das die Ueberlegung nicht hat, kann er also weiter nichts seyn, als eine dunkele Empfindung der Zerrüttung seiner Maschine. Und diese unangenehme Empfindung dauert da, wenn es von uns geschlachtet, oder von einem Raubthiere zerrissen, oder ganz verschlucket wird, nicht so lange, als wenn es natürlicher Weise stirbt. Und statt daß es da würde verweset seyn, giebt es nun eine wohlschmeckende Speise. Um welches Genusses willen wir Menschen insbesondere auch den Thieren viel Gutes thun. Sehen Sie hier wieder einen Beweis, daß der Schöpfer die Glückseligkeit der empfindenden Wesen auf das gütigste bedacht hat.

E. Aber dieß ist also doch eine Grausamkeit, wenn man ein Thier martert, und die Empfindung des Sterbens ihm verlängert? Man sollte es so geschwinde tödten, als es seyn kann, damit es nicht lange leiden darf.

M.

M. Da haben Sie vollkommen recht. Ich verabscheue alle Grausamkeit gegen Thiere; es reget sich unsere eigene natürliche Empfindung schon dagegen. Wer es dann einmal so weit bringet, daß er mit Thieren kein Mitleiden mehr hat, der wird bald auch gegen Menschen grausam seyn. Ohne Noth, ohne wenn sein Leben uns schädlich oder sein Tod uns nützlich ist, soll man kein Thier vorsetzlich umbringen. Sie gehören Gott zu, und sind dessen Geschöpfe, wie wir auch. Vielweniger ist es recht, sie zu martern. Die ein Vergnügen daran finden, mögen sehen, wie sie es verantworten, wenn sie einmal Rechenschaft dafür geben sollen. Ich wende meine Augen davon ab.

E. Der Papa, wie Sie wissen, hält nichts von der Parforceiagd. Ich möchte auch nicht mit zusehen; ich entsetze mich vor der Beschreibung, die man mir davon gemacht hat. Aber warum saget es denn niemand denen, die sich damit belustigen, daß es eine Sünde ist?

M. Sie könnten es wohl für sich wissen. Ich urtheile nicht gerne über die Handlungen grosser Herren. Man ist ihnen Ehrfurcht schuldig, weil das Wohl der Länder von ihnen abhänget. Unterdessen kann ich kein Geheimniß daraus machen, daß sie auch ihre Fehler haben, wie andere Menschen, und daß nicht alles recht ist, was sie thun. Derjenige würde seine Tugend und seine wahre Glückseligkeit sehr schlecht bedenken, welcher sich dadurch zu einer Handlung berechtiget glauben wollte, daß er grosse Beyspiele vor sich sieht.

E. Aber darf man es ihnen denn nicht sagen, wenn sie etwas Böses thun?

M. Wenn man überzeugt ist, daß es unrecht ist, und wahrscheinlich hoffen kann, daß man dem Unrecht steuren werde, wenn man seinen Mund öffnet: so soll man es thun. Ausserdem ist es Pflicht, ehrerbietig still zu schweigen; es sey dann, daß einem sein Amt zu reden befiehlet, oder daß sie uns selbst dazu auffordern. Aber davon werden wir künftig noch Gelegenheit haben, mit einander

ander zu sprechen. Itzo will ich Ihnen noch eine dritte Anmerkung sagen, ihren vorigen Zweifel zu heben. Diese Thierchen, die nur scheinen auf der Welt vorhanden zu seyn, um, nach einer kurzen Dauer, von andern aufgezehret zu werden, haben ausserdem noch einen grossen Nutzen. Die Beobachtung lehret, daß ein grosser Theil der Insecten sich von faulen und giftigen Sachen nähre; welche die Luft verunreinigen und ungesund machen würden, wenn sie nicht durch diese Thierchen weggeräumet würden, in deren Leib sie wieder zu einer heilsamen Speise werden. Ich könnte noch mehr zu dieser Materie dienliches anbringen, aber sie würden itzo nicht alles merken können, wenn ich noch weitläuftiger wäre —

Ich gebe mit Fleiß dieses Beyspiel einer Unterredung, um die Art, wie wir die natürliche Historie mit einander studierten, dadurch zu erläutern. Ich habe dabey zugleich auch weisen können, wie ich itzo über gewisse delicate Materien mit ihm zu reden gewohnt war, wenn es seyn mußte. Daß ieder Hof-

meister iedem Eleve alles dieses wieder vorsagen solle, ist darum meine Meinung nicht. Muster von Dialogen sollen unsere Unterredungen auch nicht seyn. Nur Materialien dazu in einiger Ordnung.

Ich habe genug von der natürlichen Historie geredet. Wenn ich wüßte, daß einer von meinen Lesern unsern vortreflichen Reimarus noch nicht kennte — doch wer wird so unwissend seyn! Aber genug gelesen haben doch wohl noch nicht alle dessen **Betrachtungen über die natürliche Religion** und über die **Kunsttriebe der Thiere**; Bücher, die für den Verstand und für das Herz sind, und einer ganzen Nation Ehre machen.

Wie viel das Zeichnen durch dieses Studium gewonnen, und wie es hingegen auch ein Antrieb dazu war, wird man von selbsten begreifen.

Das andere, was wir itzo vornahmen, waren **mechanische Künste.** Wird wohl iemand mir den romanenhaften Einfall zutrauen, daß ich meinen Emil auf sechs Wochen zu einem Schreiner verdungen, und um

das Taglohn hätte arbeiten lassen? Davon liesse sich wohl in einem Roman eine unterhaltende Erzählung von etlichen Blättern machen; aber wozu nutzte es?

In die Werkstätte der Handwerksleute und Künstler, sowohl in unserm Orte, als in der Nachbarschaft, hatte ich ihn schon oft geführet. Die Neugierde hieß ihn selbst oft stille stehen, wenn wir irgend wo vor einem Wagner oder Zimmermann, oder Schreiner vorbey giengen. Es war nicht schwer die Unterredung so bald ich nur wollte, auf die Betrachtung zu lenken, wie viele Leute für uns arbeiten müssen, und wie übel es mit uns stehen würde, wenn wir alles, was ein ieder von uns brauchte, allein besorgen sollten. Zwar ließ ich ihn bemerken, daß die wenigsten unserer Bedürfnisse, die so viele Leute beschäfftigen, nothwendig zu unserer Erhaltung wären. Ein Bauer brauche anderer Hülfe sehr wenig, ein Wilder noch weniger. Aber wie sollte es einem Manne vom vornehmen Stande gehen, wenn er auf einmal seines Vermögens beraubet, oder, wo-

von Beyspiele genug vorhanden sind, wenn er in ein Land verwiesen werden sollte, wo er nicht mehr bedienet würde, und sich von seiner Hände Arbeit nähren müßte?

Es kann daraus, fuhr ich fort, nicht die Folge gezogen werden, daß ein grosser Herr ohne Bedienten leben sollte. Es wäre dieß wider die einmal angenommene Begriffe vom Wohlstande, die man nicht schlechthin verwerfen kann. Ja es ist auch bey der ietzigen Einrichtung der Welt Pflicht für vornehme und begüterte Leute, daß sie Personen vom niedrigen Stande Unterhalt verschaffen, und sie deswegen um sich haben, dafür arbeiten lassen, und, wenn sie ihre Treue und Redlichkeit erkannt haben, weiter belohnen. Aber wenn auf der einen Seite die Menschenliebe, der gemeinschaftliche Ursprung aller Menschen, und ihre brüderliche Verbindung unter einander, einem Herrn schon befehlen, seinen Dienern nicht zu viele Last aufzulegen, sondern ihnen ihr Leben leicht zu machen: so sollte wohl auf der andern Seite ein Mensch, wenn er auch noch von so hohem Stande ist,

sich es für eine Ehre schätzen, anderer Hülfe so wenig als möglich benöthiget zu seyn, zumal ein iunger Mensch, der noch alle seine Kräfte hat. Denn daraus kann sich wahrlich einer keine Ehre machen, daß seine Vorfahren ihm Geld und Güter genug hinterlassen haben, um sich viele Bedienten halten zu können. Viel mehr Ehre brächte es ihm, wenn er geschickt genug wäre, fremder Dienste entbehren zu können. Sie wissen, daß ich vielerley Dienste, wozu sich unsere Laquaien angeboten haben, nie habe annehmen mögen. Auch sie folgen meinem Beyspiel, und kleiden sich itzo meist selbst an. Sie haben aus der Erfahrung gelernet, daß man sich wirklich darinne geübet haben müsse, wenn es einem im Nothfalle nicht sauer ankommen soll.

Ich will eben auch nicht sagen, daß es zu bedauern und für ein Unglück zu achten ist, daß, bey gesitteten Nationen, einem Theil des Volkes diejenigen Verrichtungen überlassen werden, die mehr Kräfte des Körpers, als des Geistes, erfordern. Wer rechtschaf-

fen ist, wendet die Ruhe, die er dadurch gewinnet, zu andern edlen Thaten an. Er cultiviret seine eigene Geisteskräfte, und macht sich geschickt durch nützliche Entdeckungen, durch Ausbreitung der Erkenntniß heilsamer Wahrheiten, durch Beförderung und Unterstützung der Tugend, durch den Antheil, den er an der Verbesserung oder Aufrechthaltung der Gesetze nimmt, zur allgemeinen Glückseligkeit beyzutragen. Es ist doch nicht zu leugnen, daß, ohne diese Vertheilung der Beschäfftigungen, die Hoheit der menschlichen Natur nicht hätte offenbar werden können, die so weit gebrachte Wissenschaft, und die vernünftige Verehrung Gottes, nicht bestehen würden; und daß, wer nur will, in der bürgerlichen Gesellschaft erleuchteter Völker einer bessern Glückseligkeit, edlerer Vergnügungen theilhaftig werden könne, als diejenigen Wilden geniessen, von denen Sie die Beschreibung gelesen haben.

Nur sollte dieß nicht zu weit gehen, daß wir den Dank vergässen, den wir den untern Ständen schuldig sind, oder ihnen gar mit

Un-

Undank lohnten. Nicht so weit sollte es gehen, daß wir die Menge der Bedürfnisse immer vermehrten, durch immer neue Erfindungen entbehrlicher Dinge, die man doch zuletzt der Mode wegen haben muß. Endlich sollten wir nicht so gar sicher seyn, daß wir nicht eine oder die andere dieser wenig geachteten Künste, wenn wir Zeit und Gelegenheit dazu finden, erlerneten.

Mich dünket, Sie hätten Lust dazu? Und ich sähe es gerne, wenn Sie auch davon sich etwas bekannt machen wollten. Ich will zwar nicht hoffen, daß Sie iemals werden durch Korbflechten oder Netzestricken Ihr Brod verdienen müssen. Doch soll sich der Mensch auf allerhand Fälle gefaßt machen. Aber wenn wir auch nicht daran denken wollen: so findet man doch in der Welt fast eben so oft Gelegenheit, mit mechanischen Kenntnissen und Geschicklichkeiten Ehre einzulegen, sich und andern zu nutzen, als mit dem, was man eigentlich Wissenschaft und Gelehrsamkeit nennet. Zum wenigsten giebt es einen angenehmen Zeitvertreib, und schaffet ei-

ne für die Gesundheit oft zuträgliche Abwechselung, wenn man mechanische Handthierungen versteht.

Suchen Sie sich von den Handwerkern eines aus, wozu Sie die meiste Lust haben. Ich will es wohl, Ihnen zur Gesellschaft, in meinen alten Tagen mitlernen. Netzestricken kann ich Sie wohl selbst lehren. Und Körbe zu flechten, wissen Sie, versteht unser Hans so gut, daß er sich etwas darauf einbildet.

Wie ich ihm diese Zumuthung mit lachender Miene that: so nahm er sie auch lachend auf. Bereit war er gleich dazu, und völlig entschlossen, so bald er sah, daß es mein Wille war.

Es wurde itzo von nichts so oft geredet, als von den mechanischen Künsten und Handwerkern. Der Papa erzählte, daß er in seiner Jugend gedrechselt hätte, und munterte Emilen auf, auch dergleichen etwas zu lernen.

Die Werkstätte unseres Ortes wurden noch einmal besucht, und das Schreinerhandwerk gewählet.

Es wurde ietzt auch der ganze Plan unseres Studierens verändert; theils deswegen, weil dergleichen Abänderungen neue Lust erwecken, theils auch, weil die neuen Beschäfftigungen es nöthig machten. Nur der Vormittag war für das eigentliche Studieren, d. h. für Geschichte nach ihrem ganzen Umfange, Unterweisung in der Religion, Mathematik, für das mühsamere Lesen lateinischer und französischer Schriftsteller, Uebung im Schreiben und Zeichnen. Des Nachmittags erst Musik, denn Beschäfftigung mit dem Naturaliencabinette, mit abwechselnder Unterredung. Darauf eine, oder anderthalb Stunden in der Werkstatt. Ermüdend war die Arbeit da nicht, weil wir nur im Kleinen arbeiteten. Also konnten wir noch spazieren gehen, oder, bey üblem Wetter, eine halbe Stunde Billard spielen. Eine Stunde vor dem Essen wurde gelesen. Zweymal in der Woche etwas aus **Rollins** histoire ancienne oder romaine, einmal aus einem Werke zur Naturhistorie; einmal der Cornelius Nepos cursorisch; und die übrigen

zween

zween Tage mußte Emil ein Buch wählen. So brachten wir unsere Zeit zu.

Emil fieng an die Jagd zu lieben, seitdem wir von S * zurück gekommen waren. Ich gieng mit. Und, was mich in Verwunderung setzte, aber nicht wenig erfreute, er wurde Dichter. Durch mein Beyspiel konnte er es nicht geworden seyn. Denn so lieb ich die Dichter habe, so gerne ich natürliche Schilderungen unschuldiger Empfindungen, oder durch die poetische Sprache verschönerte Sittenlehre lese: so wenig bin ich im Stande, einen deutschen Vers zu machen. Emil hatte fast noch keinen deutschen Dichter gelesen, als **Gellerten** und den **Herrn von Cronegk**, dessen Werke eben damals heraus gekommen waren. Aber vom **Virgil** und **Horaz** so ziemlich viel; auch einige französische Poesien von **Boileau, Voltaire, La Fontaine.** **Gellerts** Fabeln und Erzählungen hatte er von Kindheit an gelesen. Auf **Cronegken** hielt er ungemein viel, und wurde durch seine empfindungsvolle Sprache auf das lebhafteste gerühret. Er nahm ihn mit

sich

sich in Gärten und Wälder, und von seinem Feuer angezündet, mit einigen Horazischen und Virgilischen Gemählden versehen, fieng der bald funfzehniährige Emil an zu singen, von der schönen Natur im Frühlinge, von dem angenehmen Aufenthalte in S. und von der Freundschaft und — Soll ich weiter erzählen, oder soll hier meine Geschichte abbrechen, und eine Seite meines Emils verbergen?

Ich konnte lange nicht mit mir einig werden, ob ich eine Begebenheit, die sich itzt ereignete, lieber verschweigen, oder erzählen wollte, und wie ich sie erzählen sollte. In einer Erziehungsgeschichte ist sie gewiß nicht unerheblich. Ob ich sie so erzählen werde, daß die meisten Leser damit zufrieden sind? — Kurz ich will sie erzählen. Aber ein neues Capitel muß ich doch wohl damit anfangen.

Sechszehntes Capitel.

Emil wird krank.

Ich habe bishero versuchet, die vornehmsten Regeln vorzutragen, nach welchen in dem

ersten Theile der Jugend die Erziehung eines iungen Herrn mit gutem Erfolge eingerichtet werden könnte. Aber ich habe nie diesen Regeln so viel zugetraut, daß alle Unarten der Jugend, und alles, was man bey der Erziehung nicht gerne siehet, durch genaue Beobachtung derselben gänzlich könnte vermieden werden. Ich wünsche vielmehr, daß man mich von denenienigen unterscheiden möge, die bey dem Unterrichte, den sie von der Erziehung geben, überzeuget zu seyn scheinen, daß alles nach Wunsche gehen müsse; und daß nach ihren Regeln ein iunger Mensch durch alle Stufen der Jugend ohne Fehltritte und Vergehungen, könne fortgeführet werden, bis zum männlichen Alter. Solche Leute gleichen fast ienen Romanenschreibern, die Helden immer gegen Feinde, so ihnen an der Zahl überlegen sind, streiten, und immer siegen lassen. Sie stellen uns Muster auf, die Vergnügen erwecken; aber sie geben uns für die schwersten Fälle wenig Unterricht. Sie erregen in uns den Wunsch, so einen vollkommenen Menschen bilden zu können,

nen, wie sie uns an ihrem Ideal sehen lassen. Aber sie zeigen uns nicht, wie wir in der Welt, in welcher wir leben, also bilden oder umbilden können.

Wenn man bey den besten Regeln, einen Zögling von besonders glücklichem Naturel, und den geschicktesten Hofmeister annimmt: so sind beyde doch Menschen; und iener Kind, Knab oder Jüngling. Zu unordentlichen Begierden liegt der Grund in der menschlichen Natur. Und ein grosser Theil der Erziehung ist ausser der Gewalt des Hofmeisters. Das, was leblose Dinge dazu beytragen, deren Einfluß auf die Sinne und auf den Körper überhaupt sehr wichtig ist; und was andere Menschen, unter denen man seyn muß, durch ihre Mienen, Worte und Handlungen, durch ihr ganzes Betragen, den Lehrling sehen und hören lassen, ist zur Bildung seines Herzens, seiner Denkungsart und seines ganzen Characters nicht weniger wirksam, als was die eigentliche Erziehung thut.

Also würde man sich mit Chimären beschäfftigen, wenn man sich oder andern einbilden wollte, daß, bey einer, auch in aller Betrachtung noch so glücklichen Erziehung, Fehler und Vergehungen, dergleichen einige iedem Alter besonders gewöhnlich sind, iemals gänzlich ausgeblieben seyn, oder ausbleiben können.

Ich beschreibe zwar die Erziehung eines iungen Herrn, der unter die vortreflichsten seines Standes gezählet zu werden verdienet. Das Haus, in welchem ich ihn erziehe, und alle Umstände sind meinen Absichten sehr günstig. Allein ich würde auch nicht im Stande seyn, an meinem Beyspiele zu zeigen, wie eine gute Erziehung beschaffen seyn müsse, wenn die Umstände, in denen ich mich mit ihm befände, immer hinderlich wären. Unmögliche Dinge kann man durch Klugheit nicht möglich machen. Unterdessen ist doch gewiß auch mein Emil kein romanenhaftes Ideal, dergleichen in der Natur gar nicht oder sehr selten angetroffen wird. Ich darf hier aufrichtig versichern, daß ich bey Verfertigung

gung dieser Geschichte, von dem, was ich selbst erfahren habe, oder von der Erfahrung meiner vertrautesten Freunde weiß, weiter nicht abgewichen bin, als daß ich aus einzelnen Ereigniſſen ein Ganzes gemacht habe. Auch habe ich an verschiedenen Orten Anmerkungen einzustreuen gesucht, die denenienigen zur Richtschnur dienen können, welche schon verdorbene Zöglinge bekommen, oder sonst durch äuſserliche Umstände in ihren guten Anschlägen gehindert werden. Jeden unartigen, leichtsinnigen und muthwilligen Streich anzuführen, den mein Emil für sich, oder in Gesellschaft anderer von Kindheit an ausgeübt, hielt ich aus keinem Grunde für nöthig. Ich habe oben mich erkläret, daß Vergehungen, die keine böse Neigungen verrathen oder erzeugen, Unarten und Fehler, die sich mit den Jahren von selbst verlieren, einem wenig Anliegen machen dörfen. Man heißt sie nicht gut; man läſſet sie nicht unbestrafet. Nur allzu streng ist man nicht dabey. Aber es sind dieß nicht die wichtigsten Puncte. Die meisten Lehrer und Hofmeister wissen sich darein noch am besten zu finden. Darum

mochte ich nicht gar umständlich davon handeln.

Aber was ich itzo erzählen will, kann allein genugsam beweisen, daß ich meinen Zögling nicht schone, bey der Beschreibung, die ich von ihm mache; daß ich mit ihm auch zu thun hatte, was andern Mühe und Sorgen machet.

Emil wurde, was ich wohl voraus sahe, daß er einmal werden würde, aber itzo noch nicht erwartet, und unter bessern Umständen mir gewünschet hätte — er wurde verliebt. Wen dieß befremdet, daß ein so wackerer junger Herr, der so fleißig lernte, so schöne Discurse führte, sich verliebt hat, den mag es immerhin befremden *). Kurz es geschah also. Und ich guter Hofmeister mit aller meiner Aufsicht merkte nicht das geringste davon. Der Bediente mußte mir diese Nachricht bringen. Ich hatte wohl einige Zeit nach unserer Rückkunft, manchmal eine ungewöhnliche Zerstreuung an ihm gemerket, ich fand ihn wohl

*) Viele wird es so wenig befremden, daß sie sich nur darüber wundern werden, warum ich mit so vieler Vorbereitung eine so gewöhnliche Sache erzähle.

wohl itzo fleißiger bey den Oden und Liedern als bey den Einsamkeiten, und er selbst sang im Lobe des Frühlings von der Liebe in Ausdrücken, die Empfindung zu verrathen scheinen konnten. Doch da ich keinen Gegenstand für ihn fand, hielt ich es blos für Nachahmung. Und ob ich gleich seit etlichen Tagen seine Gänge nicht alle recht verstund: so dachte ich doch am allerwenigsten an das, was wirklich vorgieng.

Noch etliche Tage wartete ich, theils um mich von der Wahrheit dessen, was mir hinterbracht worden war, zu versichern; theils um die Gemüthsverfassung des Jünglings — Emil war es wenigstens dem Aeusserlichen nach — genau auszuforschen.

Unterdessen gieng ich mit mir selbst zu Rathe, wie ich mich hierbey am klügsten verhalten möchte. Ich konnte mit Emilen nicht reden, wie mit einem iungen Menschen, der schon mehr Jahre und Erfahrung hat. Und doch war die Leidenschaft schon heftig. Sein Herz dachte an nichts Böses; das wußte ich gewiß, und sah es bald auf eine überzeugende Art. Aber dieß ist hier noch lange

nicht zur Beruhigung genug. Annete und Lubin hatten auch nichts Böses im Sinne. Und wie viele andere nicht, die eben so unschuldig, wie diese beyde waren, obgleich nicht so unwissend? Von dieser Zahl war Emil.

Ich weiß wohl, daß einige der Meinung sind, man müsse mit einem Knaben, der nun in die Jahre eintritt, wo sich die Natur zu fühlen anfängt, gerade heraus reden von dem andern Geschlechte, und von der Neigung gegen dasselbe u. s. w. Die Unwissenheit sey die Quelle irre führender Begierden; die dunkeln Vorstellungen, aus welchen die geschäfftige Einbildungskraft allerhand Phantomen schaffet, erhitzen mehr, als deutliche Begriffe. Wenn man einen iungen Menschen mit diesen Sachen familiarisire, so mache er weniger daraus.

Ich weiß nicht, was meine Leser von dieser Lehre halten werden. Ich habe nie Lust dazu gehabt. Die Empfindungen lassen sich wirklich nicht weg discuriren. Aber von der angegebenen Familiarisirung kann auch dieß die Folge seyn, daß der iunge Mensch die

Schamhaftigkeit verlieret, welche die Natur der Unschuld dieser Jahre zum Schutze gegeben hat. Und wenn man auch in einem feyerlichen Tone, wie man von heiligen Sachen redet, dem Knaben oder Jünglinge seine Empfindungen, und das, was er etwa an Thieren sieht, erklären und zu deutlichen Begriffen machen wollte: so weiß ich doch nicht, ob man durch diese deutliche Erkenntniß, zu welcher sich immer wieder Empfindung gesellet, etwas gewinnen würde. Er wird nun frey reden. Er wird sein Recht zu gewissen Forderungen beweisen, die man ihm itzo doch noch nicht zugestehen will, und nur desto leichter der Sophiste seiner Begierden werden können. Doch ich will in einer so delicaten Sache meine Meinung nicht zur allgemeinen Regel machen *). Der Aufseher habe nur

*) Ich habe, seit dem ich dieses schrieb, über diese wichtige und bedenkliche Sache noch vieles gedacht, gelesen und beobachtet. Meine Bedenklichkeiten gegen das im Texte bestrittene Verfahren haben sich vermindert. Dennoch getraue ich mir keine Vorschrift im Allgemeinen darüber zu geben, viel weiter, als sie sich oben findet. Man kann sich, ausser dem Revisionswerke, belehren durch die treffliche Schrift:

nur immer ein wachsames Auge, daß die Natur sich nicht aus Unwissenheit auf Abwege verirre, die zum schrecklichen Verderben führen. Wenig zu reden befiehlet auch hier die Klugheit ganz gewiß.

Ich war eine Zeitlang ungewiß, ob ich die Sprache der Mienen zuerst gebrauchen, allgemeine Moral oder Umschweife wählen sollte. Aber nachdem ich genugsame Kundschaft eingezogen hatte; hielt ich fürs Beste, die Sache rasch anzugreifen. Als die Vormittagslectionen vorbey waren, und Emil zur Stube hinaus wollte, hieß ich ihn da bleiben; und ernsthaft redete ich mit ihm:

Emil Sie sind auf bösen Wegen. Ich weiß alles, was vorgeht. Sie wissen wohl selbst nicht, was sie vorhaben. Aber Sie sind auf bösen Wegen — Fürs erste verlange ich von Ihnen, daß Sie mir itzo, wie bisher, glauben und trauen. Sie haben es bisher immer gethan, und Sie haben erfahren, daß es Ihnen gut gewesen ist. Thun Sie

Sie es itzt nicht, folgen Sie meinem Rathe nicht auf das genaueste: so habe ich nichts mehr bey Ihnen zu thun. — — Meine bisherige Mühe und Sorgfalt, die ich von Ihrem vierten Jahre an auf Sie verwandt, ist dann vergebens gewesen. Damit Sie in solchen Stunden der Vernunft folgen möchten, habe ich elf Jahre mit Ihnen zugebracht, gearbeitet, und geſorget. Und es ist vergebens.

Hier mußte ich den Ton abändern. Denn Emil war fast ohne Empfindung. Hören Sie mich, lieber Emil, weil es noch Zeit ist — — Sie sind auf Wegen, auf welchen schon viele Jünglinge der Schande und dem Verderben zugeeilet sind, die man für die Tugend auferzogen hatte, und von denen ihre Familie Ehre hoffete. Sie haben nichts Böses im Sinne. O, dieß weiß ich. Sie fürchten Gott. Wenigstens war ihr Herz so beschaffen, als Sie sich noch nicht vor mir verbargen. Noch bin ich davon überzeugt. Sie haben nichts Böses im Sinne. Aber was haben Sie denn vor? Dieß sollten Sie sich doch fragen.

Ich könnte blinden Gehorsam von Ihnen fordern. Aber wenn meine Stimme allein nicht kräftig genug ist, Sie von dem Irrwege zurück zu rufen: so hören Sie die Stimme ihrer eigenen Vernunft. Itzo sind Sie etwa noch im Stande sie zu hören.

Fassen Sie sich, mein Emil; wir wollen mit ruhigem Gemüthe eine Frage untersuchen, von der vielleicht ihr ganzes Heil abhänget. **Wollen Sie auf einem Wege fortgehen, der sie zu keinem vernünftigen Ziel, aber in die schrecklichsten Abwege führen kann?** — — Auf einem solchen Wege sind Sie. Sie dulden eine gefährliche Neigung in sich, und sie ist schon zur Leidenschaft geworden? eine Neigung, die Sie schon itzo zu Handlungen antreibt, die sie müssen zu verbergen suchen, vor meinen Augen und vor den Augen ihrer Eltern; eine Neigung, deren Begierden immer stärker werden, ie mehr sie ihnen nachgeben, und immer weniger befriediget werden können; wenn Sie nicht Vernunft und Tugend, die Liebe ihrer Eltern und ihre Zufriedenheit aufs ganze künftige Leben verlieren wollen. Ich scho-

ne ihrer Unschuld und ihres Herzens, das sich darüber betrüben würde. Sonst würde ich Ihnen die Schandthaten, die Verbrechen, nennen, die man von ihrer Leidenschaft befürchten muß. — Sie erschrecken über diese Rede? Ja, Emil, ich muß sie wiederholen. Wenn Sie nicht itzo gleich umkehren, und sich wieder in meine Arme werfen, und sich wieder von mir führen lassen, nicht mehr vor mir sich tückisch entfernen, bis die Gedanken, von denen Sie itzo voll sind, Ihnen ein Abscheu geworden: so sind Sie verlohren. Sie haben nichts Böses im Sinne. Aber Gutes auch nicht. Das wissen Sie wohl. Sonst hätten Sie sich nicht versteckt. Und es wird das, was Sie schon gethan haben, sie noch genug Thränen der Schaam und der Reue kosten, wenn Sie wieder zu sich werden gekommen seyn. — Aber sie verabscheuen es schon itzo, sie beweinen es — Sollte es ihr Herr Vater wissen, der so viel auf sie hält! — O ich will ihm die Betrübniß ersparen, wenn es auf mich ankommt — Wenn Sie bald wieder der vorige Emil seyn werden, der unschuldige, der redliche. —

Wollen Sie es wieder seyn? — O so freue ich mich. Aber ich bin nicht beruhiget. O, Emil, ich werde es noch lange nicht seyn! So lange ich noch fürchten muß, daß Sie sich trauen. — Ich will sehen, was Sie machen werden. Gott beobachtet alle ihre Tritte. Und ihre Gedanken. Sie werden sich vor mir auch schwerlich mehr verbergen können. Sie haben mir genugsame Ursache zum Mißtrauen gegeben. Doch Sie wollen es nicht. Ich sage Ihnen nur noch dieß. **Fürchten Sie sich itzo am meisten vor sich selbst; und trauen Sie ihrem Herzen nicht.** Denken Sie diesen ganzen Tag und noch viele folgende an das, was ich Ihnen itzo gesaget habe; und an die Frage, die ich Ihnen mitgebe: **Würden wohl so viele Leute sich ins Verderben stürzen, wenn Sie das Verderben vermutheten?**

So weit diesesmal. Emil genas. Noch eine Hauptunterredung gab es zwischen uns beyden über diese Sache. Leidenschaften können die Ideen verfeinern. Dieß habe ich auch hierbey erfahren. Emil fragte: **Warum diese heftigen Begierden, wenn man**

ihnen widerstehen muß? Antw. Weil dem Menschen eine Vernunft gegeben ist, die er üben soll. Dadurch unterscheidet er sich vom Viehe, und wird zu höhern Seligkeiten geschickt.

Emil genas nach Wunsche; und war eine geraume Zeit gesund am Körper und Geiste. Im Herbste wurde er von einem Fieber befallen, das gefährlich zu werden schien. Ich erwähne dieses Umstandes, weil auch hier ein Hofmeister besondere Pflichten auf sich hat, und die Liebe seines Eleven dabey gewinnen oder verlieren kann. Was er zu thun habe, sagt Vernunft und Billigkeit einem ieden so laut, daß ich es nicht zu sagen brauche. Vielleicht war zur völligen Genesung des Gemüthes diese Krankheit dem Emile noch nöthig. Die Güte seines Herzens offenbarte sich hier besonders. Und über die heilsamen Wirkungen der christlichen Religion hatten wir alle Ursache den Herrn zu preisen. Er äusserte, da seine Krankheit gefährlich schien, ein Verlangen nach dem Gebrauche der Gnadenmittel, die Gott der Kir-

che verordnet hat. Man würde sie ihm auch itzo, nach kurzer Vorbereitung ertheilt haben, wenn die Besserung nicht bald erfolget wäre.

Von

Von der

Erziehung

nach

bewährten Grundsätzen.

Drittes Buch.

Siebenzehntes Capitel.

Vorläufige Betrachtungen über den Character und die Bedürfnisse des Alters, in welchem Emil nun auftritt.

Wir haben bey einer der wichtigsten Epochen des menschlichen Lebens, und unter kritischen Umständen unsern Zögling verlassen; beym ersten Anfalle der gewaltsamsten und unvermeidlichsten der Leidenschaften *). Im Alter, wo die Empfindungen

*) Es sind mir verschiedene Erinnerungen gemacht worden, gegen die Weise, wie ich dort vorh. Kap. zu Werke gegangen bin. Man zweifelt, ob bey den mehresten jungen Leuten eine solche Strafpredigt etwas fruchten würde — In der That habe ich auch einen individuellen Fall vor Augen gehabt; und ich begreife, wie manchmal eine blosse Entfernung und Zerstreuung das Beste seyn kann. Aber auch nur manchmal.

gen stark, die Begierden dringend, der Geist aber nicht geübt genug ist, bey vernünftigen Vorstellungen sich zu erhalten. Ein Blick, ein Beyspiel überwältiget den besten Vorsatz.

Ich habe vom Zutrauen, welches für diesen Zeitpunkt der treue und kluge Führer lange vorher gewonnen hat, und von der ununterbrochenen Beschäftigung, zur Anwendung der überflüßigen Lebenskräfte, und Zerstreuung der lüstern träumenden Phantasie, von frühe eingeprägten und mit der übrigen Erkenntniß an Aufklärung und Wirksamkeit zunehmenden Erinnerungen der Weisheit und Gottesfurcht im Vorhergehenden manchfaltig gehandelt.

Aber die vorzügliche Gefahr dieses Alters hat vorzügliche Hülfe nöthig. Und wo könnten wir sie besser finden, als bey der Religion?

Es öffne sich itzt dem Verstande des aufkeimenden Jünglings das Allerheiligste der Religion; und er werde in ihre feyerlichsten Geheimnisse eingeweihet. Sein Herz ist nunmehr stark genug, die Empfindungen zu ertragen, die diese Aufklärung und diese Feyer-

lichkeit erwecken; und die Gedanken, die ihm dabey entstehen, sind allein geschickt, seinen Verstand in ernsthaften Betrachtungen zu unterhalten, und die Eindrücke zu mäßigen, deren Aufbrausen seinem Herzen so gefährlich werden kann.

Emilen ist die Religion, zu deren Annehmung und Bekenntniß ihn die Ueberzeugung seiner Eltern bestimmte, bisher nicht fremde geblieben. Frühe ist der Anfang mit dem Unterrichte in den gemeinschaftlichen Grundbegriffen aller vernünftigen Religionen gemacht worden; und die eigenen Versicherungen, Gebote und Verheissungen unserer göttlichen Religion sind in dem Maasse, das sein Alter ertrug, hinzugekommen. Nichts oder nur wenig ist ihm von polemischer Gelehrsamkeit dabey gesagt worden, und das System sollte noch nicht mühsam zusammen gezogen werden.

Es konnte also wohl geschehen, daß Emil auch hierinne meinem Unterrichte noch allein überlassen ward; ob ich gleich zu einer andern protestantischen Gemeinde mich bekannte, als seine Eltern.

Der Prediger des Orts fieng nun an, täglich eine Stunde Emilen die Wahrheiten der christlichen Religion nach dem Lehrgebäude seiner Kirche in einem ausführlichen und zusammenhängenden Unterrichte zu erklären. Ich fand mich geneigt, und durch den Wink der Eltern verpflichtet, hiebey nicht ganz müßig zu bleiben, sondern dasienige Stück dieses Unterrichtes mit zu bearbeiten, von welchem mich die Prüfung meiner Einsichten und Verhältnisse nicht ausschloß, bey welchem die längere Kenntniß, die ich von den Fähigkeiten und Denkarten meines Eleven hatte, mir viel mehr eigene Vortheile gab: den Unterricht von dem Verhältnisse der christlichen Religion zu den Untersuchungen, Zweifeln und Ueberzeugungen der Vernunft.

Es war voraus zu sehen, daß dieser Unterricht Emilen besonders wichtig werden könnte. Und obgleich zur vollständigsten und gründlichsten Ausführung desselben mehr historische und philosophische Kenntnisse erforderlich sind, als Emil noch hatte: so durfte doch die Grundlage zu demselben itzt nicht verabsäumet werden; damit nicht Emilen ie

der Gedanke ins Herz käme, er sey durch Bande der Ehre und des Gewissens an eine Religion gefesselt worden, die man ihm nicht im Lichte der Natur, sondern nur im Lichte der Kunst habe sehen lassen.

Ich faßte den Entschluß, einen Aufsatz von allgemeinen philosophischen Betrachtungen über die christliche Religion ihm vorzulegen, und durch selbige sein eigenes Nachdenken zu reizen. Davon konnte ich die beste Veranlassung erwarten, ihn erst in den nöthigen Grundurtheilen zu befestigen, und hernach immer mehrere Aufklärungen zu geben, wie das Wachsthum in den übrigen Kenntnissen sie erlaubte oder erforderte.

Ich weiß wohl, daß es gründlichere Abhandlungen über diesen Gegenstand giebt, als der folgende Aufsatz ist. Aber für einen besondern Fall kann das schlechtere bisweilen nützlicher seyn, als das, was überhaupt betrachtet, viel mehr werth ist.

Achtzehntes Capitel.

Präliminarien zur vernünftigen und festen Ueberzeugung von der Göttlichkeit der christlichen Religion.

Schon viele Jahre verehren Sie, mein lieber Emil, einen Gott, welchen iedweder vernünftige Blick auf die Welt, iedwede ruhige Ueberlegung unserer innersten Gefühle, mit unüberwindlicher Gewißheit erkennen lehret; einen allmächtigen gütigen Schöpfer und ewigen weisen Vater. Sie besitzen auch schon einen erheblichen Vorrath solcher Belehrungen von diesem höchsten Wesen und seinen Verhältnissen zur Welt, und besonders zum menschlichen Geschlechte, die ihnen als Offenbarungen der Bibel bekannt geworden sind. Ja Sie haben auch schon die Lehren von Gott, die der natürliche Verstand erforschet, von denienigen, die nur mit dem Zeugnisse der heiligen Schrift bewiesen werden können, unterscheiden gelernt, und sind in dieser genauern Unterscheidung, sonderlich seit einiger Zeit, weit gekommen.

Daß aber nichts als göttliche Wahrheiten in den Lehren der Bibel enthalten sind, daß wir es bey ienen Erkenntnissen der Vernunft nicht dürfen bewenden lassen, sondern die eigenthümlichen Lehren der heiligen Schrift zur Richtschnur unseres Glaubens und Lebens nothwendig annehmen müssen — Dieß, mein lieber Emil, haben wir bisher mehr vorausgesetzt, als eigentlich bewiesen; Sie haben es aus Zutrauen gegen uns mehr, als aus Einsicht, geglaubt.

Aber dieß glauben nicht alle Leute. Viele, die tiefer Einsichten und eines von Menschenfurcht, Eigennutze und Vorurtheilen freyen Verstandes sich rühmen, äussern mündlich oder in ihren Schriften das Gegentheil. Nicht selten gelingt es ihnen, die christliche Religion als Fabel oder Betrug verächtlich zu machen.

Was daraus weiter erfolgt, ist nicht bey allen einerley. Aber es ist weder die schlimme Wirkung dieser Denkart bey dem einen zur Widerlegung, noch die gutscheinende bey einem andern zur Empfehlung derselben allein hinlänglich. Hingegen ist die Untersu-

chung der wahren Beschaffenheit der Sache, des wahren Verhältnisses der christlichen Religion zu den ausgemachten Wahrheiten und gegründeten Vermuthungen der Vernunft unleugbar nothwendig. Denn es würde thöricht seyn, mit vielerley Meinungen und Gebräuchen sich zu belästigen, wenn sie entbehrlich wären, oder wohl gar die Vernunft entehrten und schwächten; aber auch das grösste Unglück, sie aufzugeben und vielleicht gar zu lästern, wenn sie zur Beförderung der Weisheit, Tugend und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes nützlich und von Gott selbst bestimmt wären.

Man kann diese Untersuchung auf vielerley Weise anfangen. Mir scheint sie natürlich und leicht von statten zu gehen, wenn sie nach folgenden Fragen getheilt wird.

Ist eine mehrere Erkenntniß von Gott, als der natürliche Verstand gewähren kann, für das menschliche Geschlecht überhaupt, und für einen ieden Menschen insbesondere, zur Beförderung der Tugend und Glückseligkeit, nöthig, wünschenswerth?

Wenn sich unter den positiven Religionen der Völker eine findet, die in ihrem Wesentlichen nichts enthält, was die Vernunft nothwendig verwerfen müßte, und den Bemühungen der Vernunft, Weisheit und Glückseligkeit zu befördern, unleugbar Vortheil verschaffet; muß dieselbe nicht schon darum als eine göttliche Veranstaltung angesehn, und aus Liebe zu sich selbst und zum menschlichen Geschlechte verehrt und angenommen werden?

Ist die Religion der Christen in dem, was als wesentlich dabey angenommen werden muß, also beschaffen? Welche Art von Gründen und Ueberzeugung, welchen Grad der Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit kann man vernünftiger Weise verlangen, um sich hiebey zu entschliessen?

Ich setze, als etwas, was Sie theils wissen, theils immer mehr einsehen werden, voraus, daß allerdings der Mensch durch seine natürliche Erkenntniß es dahin bringen kann, daß er ein verständiges Wesen als den Schöpfer und Erhalter der Welt, und als den unsichtbaren Aufseher unserer Hand-

lungen sich denket; dem es nicht gleichgültig seyn kann, wie sich ein Mensch aufführt, der vielmehr, nach seiner weisen Güte, Böses zu verhindern, und Gutes zu befördern, auch Strafen gebrauchen kann und muß, so lange als zur Beförderung des Guten und Verhinderung des Bösen dieses Mittel nöthig ist; daß er ferner ein Leben der Seele nach dem Tode des irdischen Körpers, Unsterblichkeit, hoffet; und daß er theils hierinne, theils in den natürlichen Folgen der Handlungen in diesem Leben, so viele Beweggründe zum Guten findet, daß, **wenn** er sich diese Beweggründe, und alle diese Wahrheiten immer gehörig deutlich, lebhaft und mit Ueberzeugung vorstellte, er es **nie** würde **vernünftig finden** können, von dem abzuweichen, was mit Grunde Pflicht heissen kann, von den Gesetzen der allgemeinen Menschenliebe und der möglichsten Beförderung der Wohlfarth und Vollkommenheit des Ganzen.

Aber, mein Liebster, wenn die Kenner und Freunde des Lichtes der Natur bey der Wahrheit bleiben wollen: so müssen sie zugeben, daß alle diese Erkenntnisse von Gott

und

und dem andern Leben, und der Nothwendigkeit einer allgemeinen rechtschaffenen Menschenliebe, wenn sie gleich bey der Zusammenhaltung mit den Regeln des vernünftigen Denkens allemal annehmungswerth erscheinen, allemal den Beyfall des menschlichen Verstandes erhalten müssen, doch nicht die vollständige Deutlichkeit und Gewißheit, nicht die Evidenz für sich haben, daß nicht gar zu leicht Dunkelheit sich über dieselben herziehen, Zweifel gegen sie aufsteigen, oder, aus Mangel der Vollständigkeit und Bestimmtheit der Erkenntniß, tausenderley Muthmassungen und confuse Vorstellungen entstehen; so daß man in grosse Gefahr kömmt, allem weitern Nachdenken über diese Dinge zu entsagen, gleichgültig gegen alle Meinungen zu werden, oder seinen Beyfall durch Neigungen und Vortheile weit mehr, als durch Gründe der Wahrheit, bestimmen zu lassen. Der Beweis hievon liegt in der Erfahrung aller Zeiten. Es hat unleugbar unter denenienigen, die dem blossen Lichte der Natur gefolget sind, einige gegeben, die für die wesentlichsten Grundwahr-

heiten der natürlichen Religion ein standhaftes Bekenntniß abgelegt, und wie man der Billigkeit nach urtheilen muß, ihnen gemäß zu leben sich Mühe gegeben haben. Aber eben diese Männer haben dabey dennoch theils nicht undeutlich zu erkennen gegeben, daß sie die Unvollkommenheit der natürlichen Erkenntniß von Gott einsähen und beklagten, theils entweder durch die gemeinen Meinungen ihres Vaterlandes, oder durch ihre eignen Grübeleyen sich verleiten lassen, allerhand bedenkliche oder würklich schädliche Zusätze zu dem für sich so wenig genau bestimmten Vorstellungen der Vernunft zu wagen. Viele aber, die auch Männer von tiefen Einsichten zu seyn scheinen können, von denen sich wenigstens nicht durchgehends gedenken lässet, daß sie die Vernunft vorsetzlich mißbrauchten, oder die Wahrheit zu erkennen nur durch Liebe zum Laster gehindert wurden, sind, indem sie dem Lichte der Vernunft folgen wollten, auf die gefährlichsten Abwege gerathen, Meinungen mit Eifer und Beharrlich-

keit zu behaupten, die dem eigenen und gemeinen Besten unleugbar entgegen sind *).

Und

*) Da ich hier keinen ausführlichen Beweis für die Göttlichkeit der christlichen Religion schreiben, sondern nur den Weg der Meditation, der mir am leichtesten und natürlichsten vorgekommen ist, vorzeichnen will: so wird man es nicht tadeln können, daß ich die historischen Beweise der Hauptsätze, die man in so vielen Schriften findet, hier nicht wiederhole. Nur die Zugänge zu diesen Beweisen um etwas genauer anzuzeigen, will ich ein Paar Anmerkungen beyfügen. Alle alte Philosophen, den einzigen Sokrates, oder vielleicht auch noch den Anaxagoras ausgenommen, haben die Lehren der Religion entweder durch Skepticismus entkräftet, oder durch Zusätze, die zur Dichtertheologie und Vielgötterey verleiteten, gewaltig entstellt. Sokrates aber, dessen Theologie, wie sie Xenophon in den Denkwürdigkeiten B. 1. K. 4. und Buch 4. K. 3. aufgezeichnet hat, die vernünftigste und lauterste Lehre ist, die sich bey den Philosophen findet, hat offenbar mehr zu glauben nöthig gefunden, als er recht eigentlich beweisen konnte; und daher bald auf das Alterthum der Lehre, bald auf das Ansehn der Völker, die sie für wahr hielten, sich berufen; insbesondere aber den Orakeln und andern ausserordentlichen Offenbarungen beständig das Wort geredet. Wie groß der Skepticismus in Ansehung der Erwartungen vom andern Leben war, ist bekannt. Der Glaube an eine bis auf die einzelnen Angelegenheiten der Menschen sich erstreckende Fürsehung war auch den mehresten lächerlich. Atheisten in der eigentlichsten Bedeutung waren nicht viele. Aber wie eingeschränkt und zweifelhaft die Theologie der-

ieni-

Und dann, mein lieber Freund, wenn wir auch annehmen könnten, daß alle, die von der Vernunft allein sich wollten führen lassen, in den Untersuchungen über Gott und die Natur in den rechten Weg eingiengen, und immer fort auf demselben blieben, und dadurch so weit in der Erkenntniß es brächten, als auf diesem Wege ie geschehen kann: dürften wir alsdenn auch behaupten, daß sie dieienige Vollkommenheit der Gemüthsruhe und der Tugend auf diesem Wege erreichen würden, deren die menschliche Natur hier unten nicht schlechterdings unfähig ist, und welche wir vielleicht bey weitern Untersuchungen, durch bestimmtere, mehr gesicherte und weiter fortgeführte Religionserkenntnisse hie und da bewirket finden können?

Es giebt allerdings schöne Seelen, die den unmittelbaren eigenthümlichen Reiz der Tugend stark fühlen, und sie uneigennützig lieben. Aber wenn wir nicht ergötzende Phan-

ienigen wurde, die am meisten vom Einflusse der herrschenden Religion frey, und mehr mit dem prüfenden Verstande als der Imagination philosophirten, kann die Philosophie des scharfsinnigen Aristoteles beweisen.

Phantasien suchen, sondern Wahrheit: so werden wir bekennen müssen, daß diese schönen Seelen selten sind; oder richtiger zu sagen, daß auch sie Ausbildung nöthig hatten, um einen solchen Geschmack an der Tugend zu finden, und daß bey dieser Ausbildung, die Unterricht und Erfahrung ihnen gewährten, die Triebe der Furcht und Hoffnung mehr als einmal, und auf mehr als eine Weise gebraucht werden mußten. Oder ihre Tugend wird unvollständige Temperamentstugend seyn, mangelhaft auf mancher Seite, und vielleicht nirgends gegen die Anfälle der Leidenschaft und die stärkern Versuchungen gewaffnet. Mit einem Worte, die Tugend hat zu ihrer Unterstützung und Ausbildung die Vorstellungen der Religion nöthig. Wenn denn nun die vernünftigste Religion des sich ganz allein überlassenen natürlichen Verstandes so sehr zwischen Finsternissen, Zweifeln und Phantasien schwebt; wenn ihr Licht so oft verlischt, so leicht erstickt werden kann: müssen wir nicht besorgt seyn um die Tugend, wenn sie keinen andern Schutz hat, als die Religion des natürlichen Verstandes; selbst

um die Tugend der denkenden, der gut gearteten Menschen? Können wir mit gutem Grunde von dieser Tugend alles das erwarten, was sich bey einem stärker scheinenden, mehr erleuchtenden, beständiger erwärmenden Lichte der höhern Religion erwarten lässet?

In Ansehung der Mittel, sein Gemüth vor allen ängstlichen Vorstellungen, die der Gedanke von Gott, dem Richter und der Ewigkeit dem Menschen erwecken kann, bey der blossen natürlichen Erkenntniß gründlich zu beruhigen, bin ich nicht so gewiß in meinem Urtheile, als in Ansehung des vorhergehenden Punktes.

Daß wir bey unserer Religion mehr Beruhigung finden, als wir ohne dieselbe nicht haben zu können nun vermeinen, entscheidet hierinne nichts; wenn zumal unsere Religion uns auch erst Ursachen der Furcht eröffnet, die der sich selbst überlassenen Vernunft unbekannt geblieben wären. Eine solche Unruhe, wie wir bey den Weltweisen zu erwarten durch unsere Religionsbegriffe leicht veranlasset werden können, findet sich doch erweis-

weislich nicht beym Sokrates, Plato, Epiktet und Antonin *).

Aber

*) Ich wünsche mir, sagt Epiktet beym Arrian IV, 10. vom Tode überfallen zu werden, während daß ich irgend eine wohlthätige, gemeinnützige edle That verrichtete — Wenn denn nun der Tod mich ergriffe; so wollte ich nur noch, falls ich es vermögend wäre, die Hände zu Gott ausstrecken und sprechen: Ich habe die Antriebe und Gelegenheiten, die ich gehabt habe, deine Führung zu erkennen, und ihr zu folgen, nicht unbeachtet gelassen; ich habe, so viel an mir ist, dir keine Schande gemacht; siehe, wie ich meine Sinne, und meinen Verstand gebraucht habe; habe ich dich ie getadelt, bin ich ie über deine Schickungen unzufrieden gewesen; habe ich sie ie anders verlangt? Habe ich ie die Pflichten meiner Bestimmung übertreten? Ich danke dir für das, was du mir gegeben hast, und bin zufrieden, es bisher genutzt zu haben; nimm es nun wieder, und bringe es an welchem Orte du willst. In eben diesem Capitel sagt der Philosoph auch noch dieß: Der Tod ist Hafen und Zuflucht für alles. Ich will keine Betrachtungen über diese Aussprüche anstellen; sondern zur weitern Aufklärung nur ein Paar Stellen aus des K. Antonius, eines Philosophen von eben der Schule, Unterredungen mit sich selbst, hinzu setzen. Als ein redlicher und auf alle Fälle gefaßter Freund der Tugend, und folgsamer Schüler der göttlichen Natur, redet er sich einmal so an: Alles was du thust und gedenkest, thue und gedenke so, daß du immer im Stande bist, das Leben zu verlassen.

Von

Aber dennoch läſſet ſich auch nicht wohl annehmen, daß bey der Ungewißheit und Unvollſtändigkeit der natürlichen Erkenntniß eine ſolche Beruhigung ſtatt finden könnte, wie alsdenn, wann ſichere Zuſagung von Verzeihung und Gnade, und väterlicher Liebe und Fürſorge in Zeit und Ewigkeit vorhanden ſind. Auch iſt Grund vorhanden zu zweifeln, daß iene Beruhigung der Weltweiſen feſte, ſtete Ueberzeugung war; und nicht vielmehr wankende Ueberredung und unbeſtändige Hoffnung, die ſich auch vielleicht in ihrer Schwach-

Von den Menſchen wegzukommen, kann nicht hart ſeyn, wenn es Götter giebt; denn dieſe werden dir kein Leid zufügen. Wenn es aber keine Götter gäbe, oder auf menſchliche Angelegenheiten ſie nicht achteten, o warum wollte ich dann wünſchen, in einer Welt zu ſeyn, wo keine Götter ſind, und keine Fürſehung? Aber es ſind Götter, und ſie achten der menſchlichen Angelegenheiten, und ſie haben es in des Menſchen eigene Gewalt geſetzt, daß ihn nichts treffe, was ein wahres und nothwendiges Uebel iſt. B. II. §. 8. Und anderswo: Wenn dir nach dem Tode ein anders Leben bevorſteht, getroſt, die Götter ſind überall; wenn aber mit dem Tode alles Leben ein Ende haben wird, gut, ſo kannſt du dich freuen, daß du nicht länger mit Beſchwerlichkeiten und Lüſten zu kämpfen, nicht länger dem irdiſchen Gefäſſe zu dienen haſt. B. III. §. 3.

Schwachheit nicht am liebsten sehen ließ. Es fehlt ia nicht an ausdrücklichen Erklärungen dieser Männer, aus welchen genugsam erhellet, wie wandelbar ihre Hoffnungen waren, wie weit unter der Zuversicht, die wir kennen *). Aber wenn dieß der natürliche Zustand der Tugend und Glückseligkeit der weisesten, der aufgeklärtesten Menschen ist: wie wird es mit der ungleich grössern Zahl derjenigen aussehen, die nicht Zeit, nicht Kraft oder Neigung haben, ihren Verstand durch eigenes Nachdenken aufzuklären; oder bey denen die Leidenschaften stärker sind, als die blosse Vernunft?

Wenn wir dieß durch Schlüsse über das, was sich als möglich denken lässet, entscheiden wollen; so lässet sich vielleicht noch man-

*) Verachtet den Tod; er macht entweder eurem Seyn ein Ende, oder bringt euch an einen andern Ort. — Vielleicht ist der nur vorangegangen, von dem wir glauben, daß er nicht mehr ist; wenn anders die überlieferte Meynung der Weisen richtig ist, und irgend ein Ort nach dem Tode uns empfängt. Seneca de prouid. c. VI, quaest. LXIII.

manche schöne Vorstellung machen, von dem, was ein kleiner Haufe ausgesuchter, einsichtsvoller und redlicher Weltweisen, wenn sie Gesetzgebung, Religion und Sittenlehre in ihrer Gewalt hätten, bey einem Volke, ohne allen Schein von Wundern und Eingebungen, bewirken könnten; wenn sie die natürlichen Antriebe zur Tugend durch eine vernünftige Erziehung frühe erweckten und stets übten; die gefährlichsten Versuchungen zum Laster durch eine der natürlichen Gerechtigkeit und Billigkeit, dem Charakter des Landes und der Zeit genau angepaßte Gesetzgebung aus dem Wege räumten; und die erhabensten Wahrheiten der Vernunft, die fruchtbarsten Begriffe der natürlichen Religion, mit allen den Verschönerungen der Beredsamkeit und Dichtkunst, die, ohne den gesunden Verstand zu beleidigen, der Imagination und dem Herzen die Wahrheit angenehmer machen, iedwedem Unterrichte und iedwedem tiefen Eindrucke zugesellten? —

Aber

Aber wo finden wir diese Ideen realisirt? — Nirgends *). Und das Nachdenken lehret auch schon, wie sehr es nur schmeichelhafte Vorstellungen einer einseitig geblendeten Einbildungskraft sind. Wenn die Philosophen auch über Gesetzgebung und Erziehung die uneingeschränkteste Gewalt hätten: werden darum nicht doch Leidenschaften seyn und Klügler, Verführer des Herzens und des Verstandes; welche zurechte zu weisen oder zurückzuhalten ein stärkeres Licht, als das Licht der blossen natürlichen Religion, ein gebietenderes Ansehn, als das Ansehn des eigenen Räsonements, nöthig ist? Werden sie selbst unter einander lange einig genug bleiben? Und was kann man denn unter

al-

*) Gewisse Lobredner der Chineser könnten vielleicht manchen glauben machen, als ob sie dieß aufgeklärte, ohne Religion gesittete und glückliche Volk wären. Allein, wer mit ihrer Geschichte nur einigermassen bekannt ist, wird wissen, daß eine unzählbare Menge von Religiosen dieses zu sehr gerühmte Land beschweren, mehr als eine Art von Aberglauben das Volk beherrschet, und daß die Gelehrten selbst nicht so wohl des Atheismus als der Unwissenheit beziehen werden können.

allen diesen Umständen von dem grossen Haufen derer erwarten, die zu viel Verstand haben, um menschlichem Ansehn in der Religion und Sittenlehre ihre eigenen Begierden und Phantasien aufzuopfern, und zu wenig, um von eigenen Einsichten geleitet zu werden?

Es ist wahr, daß allen diesen Uebeln **keine Religion** wird gänzlich abhelfen können. Aber die Frage ist auch nur von dem mehr und weniger. Auch finden Betrug und Herrschsucht freylich bey positiven Religionen eigene Anlässe zur Verblendung und Unterdrückung der Vernunft. Aber ist denn dieser Mißbrauch und der überwiegende Schade derselben nothwendig? Es ist unmöglich, bey der unendlichen Vermischung der Ursachen und der Verborgenheit so mancher Wirkungen, den Einfluß der Religion in den Charakter und die Schicksale der Völker in allen Zeiten nur einigermassen genau zu bestimmen. Unterdessen läßet sich aus der Natur der Sache selbst die Folge ziehen, daß nur in denjenigen Zeiten der Mißbrauch der Religion zum Aberglauben und Gewissenszwang weit

um

um sich greifen kann; in welchen der Aufklärung des Verstandes und der Bildung der Sitten andere Hindernisse entgegen stehen; Zeiten, in welchen ein Volk am allerwenigsten ohne positive Religion würde bestehen können. Es sind zu mächtige Triebe, die Gründe der Religion zu untersuchen und von ihren Gesetzen sich loszumachen, in der menschlichen Natur; als daß Aberglaube gegen die Begriffe der Vernunft sich lange behaupten könnte, wenn sonst die Umstände dem Aufkommen der letztern beförderlich sind.

Nun wollen wir die andere Frage untersuchen: Was man von einer Religion zu halten hätte, die den Bemühungen der Vernunft, Weisheit und Glückseligkeit zu befördern, unleugbar Vortheil verschaffte, und in ihrem Wesentlichen nichts enthielte, was die Vernunft nothwendig verwerfen müßte? Ob sie nicht der weise und rechtschaffene Mann aus Liebe zu sich selbst und zum menschlichen Geschlecht annehmen; ob er sie nicht als ein Werk der göttlichen Fürsehung achten und verehren müßte? — Wenn ich

beym Nachdenken über meine Bestimmung und Pflicht mir selbst überlassen, den Gedanken gar nicht hätte, daß den verlassenen Sterblichen noch ein anderes Licht leuchtete, als das Licht der Vernunft; und ich hätte die Schwäche meines Verstandes, Wahrheit und Einbildung bey diesem Lichte zu unterscheiden, oft empfunden; und mich hätten oft die Labyrinthe ermüdet, in die die Forschung mich verführt, und oft hätte da vor Ungestalten und Schreckenbildern mein Blick sich entsetzt; oft erfahren, wie schwer es wird, unter solchen Einflüssen das Herz immer lauter und ruhig zu erhalten; und ich fände dann einen Mann von rechtschaffenem Wesen, der alles, was meine Vernunft erhabenes und gutes ie zu erkennen vermochte, und vieles noch, was darüber geht, aber dem doch gut zu Statten kömmt, mit Ueberzeugung lehrte, und nichts was die Vernunft beleidigte; und ich fände, daß dieienigen, die seine Lehren annahmen, bessere Menschen wurden, und ich fühlte selbst Eifer in Guten und Geisteserhebung in

mir

mir durch denselben bewirket: diesem Manne würde ich mich zugesellen, als einem, der mehr gute Erkenntniß empfangen hätte, als ich; und sein Licht mir leuchten lassen; nicht meine Ueberzeugung, aber meine Zweifel gern ihm aufopfern, und Gott danken. Solche Empfindungen und Triebe haben vielleicht dem **Pythagoras**, **Sokrates** und **Zeno** die Freunde der Tugend und Weisheit zugesellet *).

Wenn Gott durch Wunder eine Religion gestiftet, wenn er himmlische Bothen mit göttlicher Weisheit ausgerüstet hätte, die Menschen vernünftiger und besser zu machen: die himmlische Weisheit hätte doch auf menschliche Weise reden, nach den Begriffen des Zeitalters sich bequemen und einschränken müssen. Je nützlicher sie werden wollte, de-

sto

*) Es ist mir bey diesen Betrachtungen der Einwurf nicht verborgen geblieben, daß nicht alle Denker so schwach an Muth und Kräften seyn, um einen Führer in der Religion nöthig zu haben. Diese mögen für sich sorgen, so gut sie können. Aber zu Führern sich aufzuwerfen, haben sie darum noch kein Recht.

sto bestimmter; ie bestimmter, desto menschlicher, desto individueller mußte sie bisweilen werden.

Wäre es Vernunft, wenn das folgende Zeitalter unter dieser alten Landestracht die himmlische Weisheit verkennete?

Wenn es auch der Weisheit gelungen wäre, dieienige Simplicität in ihrem Unterrichte und ihren Anstalten überall zu treffen, wodurch sie der menschlichen Natur, bey allen Veränderungen der Sitten und Meinungen anpassend bleiben könnte; aber die Menschen wollten sie nicht in dieser Einfalt, sondern kleideten und zierten, richteten und stellten sie, wie es der Dünkel und die Neigungen iedesmal mit sich brächten: dürfte der Freund des Guten und Wahren die Weisheit selbst darum verachten, lästern?

Wer also an der Göttlichkeit einer Religion zweifelt, weil er ihr Ausserwesentliches nach Begriffen und Schwachheiten eines Zeitalters ursprünglich eingerichtet, und hernach durch Menschenwahn sie verunstaltet findet; hat seine Grundsätze nicht hinlänglich überdacht.

Was wesentlich ist oder nicht bey einer Religion, entscheidet freylich der allzukühne Unglaube eben so leicht falsch, als der furchtsame Aberglaube, oder der herrschsüchtige Gewissensmeister. Aber zum Entschlusse des redlichen Forschers ist es genug, wenn er nur einsieht, daß eine Religion, die ihm ehrwürdig und annehmungswerth scheinet, ihm nirgends die Pflicht aufleget, dasienige für Wahrheit anzunehmen, was die Vernunft unbrauchbar und das Gewisseste ungewiß machen würde. Wenn eine Religion Glauben forderte, wo sie **den ausgemachten Vernunftwahrheiten** widerspräche: so könnte der Glaube vom Aberglauben nicht mehr unterschieden werden; und worauf wollte denn die Religion die Beweise ihrer Wahrheit gründen *)?

Wenn

*) Der Ausdruck, ausgemachte Vernunftwahrheiten, ist in dieser Untersuchung sehr gewöhnlich; aber man hat Ursache zu zweifeln, ob die mehresten, die ihn gebrauchen, einen deutlichen und richtigen Begriff damit verknüpfen. Ich will angeben, was ich mir dabey denke, ohne den Beweis von der Richtigkeit meines Begriffes, der mich zu weit in die Logik führen

Wenn denn nun alles, was gut ist, von Gott herkömmt, braucht es einen andern Beweis,

ren würde, hier zu unternehmen. Die Wahrheiten, die der natürliche Verstand oder die Vernunft erkennet, sind entweder geometrisch gewiß, wenn sich die Unmöglichkeit des Gegentheils aus den Begriffen darthun lässet, wenn es in sich selbst einen Widerspruch fasset; oder moralisch gewiß, wahrscheinlich im höchsten Grade, wenn alle gleichartige Erfahrungen, ohne Ausnahme, dafür sind, keine einzige ausgemachte Erfahrung dagegen, und das Gegentheil also nicht den mindesten Schein für sich hat, ohngeachtet es nicht schlechterdings widersprechend und ungedenkbar ist; oder wahrscheinlich schlechthin, wenn das Gegentheil zwar auch vorkömmt, aber unter gesetzten Umständen seltner als das andere; oder wenn man gar keine Erfahrungen von der Art, weder dafür, noch dagegen hat; und also nur auf die Analogie, auf ähnliche, ob wohl nicht gleichartige Erfahrung, auf die bessere Uebereinstimmung mit dem, was ausgemacht ist, seine Vermuthung gründet. Auf solche Wahrscheinlichkeit gründet sich in den Betrachtungen der Vernunft die Hoffnung eines andern Lebens. Geometrisch gewiß sind keine allgemeine Sätze, als diejenigen nur, die bloß Nominalwahrheiten enthalten, als solche zum Subiecte nur eine Idee haben, nicht wirklich vorhandene Dinge. Auf diese Weise ist es als Folge aus den Begriffen geometrisch gewiß, daß ein gutes und vollkommenes Wesen, Elend und Leiden anderer an und für sich, als einen letzten Zweck, nicht wollen könne. Geometrisch gewiß kann man auch nennen, was die Empfindung im einzelnen Falle lehret, indem man

dassel-

weis, um eine Religion für ein Werk der göttlichen Providenz zu halten, um als dasselbe für weiter nichts, als für menschliche Erkenntnißart annimmt. So bin ich von meinem Daseyn und gewissen Veränderungen meines Zustandes völlig gewiß, so gut als von irgend einem geometrischen Satze; desgleichen vom Daseyn gewisser Dinge ausser mir, oder wenn man lieber will — es läuft auf eins hinaus — gewisser unter sich und mit mir verknüpfter Vorstellungen, die wir zum Unterschiede von andern Vorstellungen, Dinge ausser uns nennen. Auf gleiche Weise bin ich durch meine Empfindung gewiß, daß mir gewisse Zustände angenehm und andere abscheulich sind, daß ich an den Empfindungen anderer einen gewissen Antheil nehmen muß. Alle Sätze hingegen von dem, was wirklich ist, alle physische und metaphysische Naturgesetze, so bald sie ganz allgemein lauten, können alsdenn nur moralisch gewiß genennt werden. So die Gesetze der Bewegung, als Grundgesetze des beständigen Laufes der Natur betrachtet; so der Grundsatz der natürlichen Theologie, daß Einrichtungen von unzweifelhafter Regelmäßigkeit und Güte nur von verständigen und guten Wesen herkommen können. Desgleichen die historischen Sätze, die sich auf das Zeugniß anderer gründen, erreichen meines Erachtens, nie mehr als die moralische Gewißheit. Sie sind also einer Widerlegung, Ausnahme oder Einschränkung nicht schlechterdings unfähig. Das Zeugniß der Sinnen, oder die Uebereinstimmung mehrerer Naturgesetze, die bisher eben so ausgemacht waren, als das, was untersucht wird, und zusammen leiden müßten, wenn dieses Bestand haben sollte, können eine sol-

als eine göttliche Wohlthat sie zu verehren und zu gebrauchen, als ihre innere Güte? Ob mir bey ihrer Entstehung und Ausbreitung alles aus natürlichen Ursachen begreiflich ist, oder nicht; ändert ihren innern Werth selbst nicht.

Aber wenn zum Lehrbegriffe einer Religion dieß mit gerechnet würde, daß sie durch übernatürliche Wirkungen entstanden sey; wenn auf diesen übernatürlichen, auf diesen unmittelbareren göttlichen Ursprung unser Verstand verwiesen würde, wenn er Beyfall geben soll, wo ihm keine Gründe vorgelegt werden? Wenn dieses keine blosse Meinung der Ausleger und des Aberglaubens ist; wenn sie solche Gründe für sich hat, wie in

an-

solche Einschränkung oder Widerlegung bewirken. Daß bloß wahrscheinliche Sätze aufhören Beyfall zu verdienen; so bald das Gegentheil mehr Wahrscheinlichkeit bekömmt, ist leicht einzusehen, und im gemeinen Leben längst bekannt. Unterdessen ist diese Wahrscheinlichkeit in den mehresten Fällen der Grund unserer vernünftigen Entschliessungen, und muß es seyn. — Daß sich von diesen Bemerkungen Anwendungen machen lassen, in den Untersuchungen über die Vernunftmäßigkeit einer Religion, wird man leicht einsehen, wenn ich sie gleich hier nicht mache.

andern Fällen Thatsachen anzuerkennen für hinlänglich erachtet werden, gute Zeugnisse oder sichere Merkmale in der Sache selbst: so ist es nur um so viel besser, um die schwärmende Phantasie und ungebundene Zweifelsucht dem festen Glauben zu unterwerfen. Denn die Vernunft giebt uns keineswegs solche Begriffe von der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit wunderbarer, aus den gemeinen Naturgesetzen nicht zu begreifender Ereignisse, daß unser Beyfall durch die Voraussetzung derselben schlechterdings gehindert werden müßte. Die Naturforscher gestehen, daß sich auch von den alltäglichsten Begebenheiten und den gemeinsten Naturgesetzen gar oft kein anderer letzter Grund der Wirklichkeit angeben lässet, als daß es Gott so gemacht hat. Und obgleich der vernünftige Begriff von dem göttlichen Wesen so wohl als die Erfahrung es so mit sich bringt, daß wir Erscheinungen, die wider die gewöhnlichen Kräfte und Wirkungsgesetze der Natur sind, nicht leicht erwarten oder glauben dürfen: so kann uns dennoch

nicht

nicht nur das Zeugniß des eigenen Sinnes, sondern auch das Zeugniß anderer, wenn nemlich die Unwahrheit desselben unnatürlicher scheinen müßte, als die bezeugte Sache, ein Wunder zu glauben natürlicher Weise bestimmen. Ja, wie in andern Fällen historischer Untersuchung, die sonst ausgemachten Umstände, die gleichzeitigen Ereignisse und die bewirkten Erfolge, etwas unabhängig von dem Gewichte der Zeugen glaubwürdig machen können: so kann auch aus solchen Umständen, vermöge der Begriffe vom Laufe der Natur und der Grundgesetze der göttlichen Regierung, die Vermuthung ausserordentlicher göttlicher Veranstaltungen und Wirkungen, ohne Rücksicht auf Zeugen derselben, entstehen.

Nach diesen Vorbereitungen könnte ich nun vielleicht die Ueberzeugung des Naturalisten von der Göttlichkeit der christlichen Religion für sehr leicht ansehen. Ich weiß aber, wie manchfaltig die Vorstellungsarten von einander abweichen, und wie viele Schwierigkeiten der Einsicht und dem Beyfall

fall des einen entgegen stehen können, wenn dem andern alles einleuchtet. Wir wollen uns also immer alles heftigen Urtheiles über dieienigen enthalten, die unsre Meinung verwerfen, und nur untersuchen, was für Gründe uns von derselben überzeugen.

Man kann ein Christ seyn, ohne von dem Lehrbegriffe irgend einer der Gemeinden, die sich zur christlichen Religion bekennen, völlig abzuhängen, ohne denselben in allen Stücken für wahr zu halten, oder davon völlig überzeugt zu seyn. Ohne über die genaue Bestimmung des Lehrbegriffes, und die Grenzen dessen, was ein wesentlicher Glaubensartickel ist, und was es nicht ist, einig zu seyn, gestehen doch alle Lehrer, sonderlich der protestantischen Kirchen, diesen Unterschied ein; und ich weiß nicht, ob, wenige ausgenommen, deren Urtheil, bey unpartheyischer Untersuchung doch nicht von dem grösten Gewichte seyn möchte, ein Theolog sich nunmehr leicht entschliessen werde, denienigen für einen Unchristen zu erklären, der die aufrichtige Gesinnung zu er-

ken-

kennen giebt, alles anzunehmen, was als eine Lehre Christi aus den aufbewahrten Reden desselben, oder den Schriften derer, die er unter die Völker gesandt hat, mit sicher überwiegenden Gründen erwiesen werden kann; wenn er es gleich noch nicht bis zum freymüthigen Bekenntnisse und zur völligen Ueberzeugung bringen könnte, in Ansehung vieler von denienigen Lehrstücken, um welcher willen zwar die Eiferer häufig Tod und Verdammung über die Gegner ausgesprochen haben, über welche aber, wenigstens in den Zeiten der freyen und erleuchteten Vernunft, unter Männern von gleicher Gelehrsamkeit und Redlichkeit immer Streit gewesen ist? O Ja, wenn ein solcher Zweifler alle Gebote Christi annimmt und zu erfüllen trachtet, wenn er alle Gebräuche der Kirche, die die Rechtschaffenheit befördern, aus Liebe zum Guten ehrerbietig beobachtet: so werden sich nicht viele denkende Verehrer der Religion finden, die ihn nicht für einen Christen erkennen, und als Bruder umarmen wollten*).

Dieß

*) Ob ein solcher Skeptiker auch ein Lehramt bekklei-

Dieß heißt nicht so viel, mein Freund, als ob sie in ihrem christlichen Glauben schlechterdings nicht weiter zu gehen brauchten, als bis auf diejenigen Punkte, in Ansehung deren alle Christen, Katholiken und Lutheraner, Reformirte, Socinianer und Arianer mit einander einig sind; oder als ob ich der Meinung wäre, daß es über diese Punkte hinaus keine wahre Ueberzeugung geben könne *). Nein, sondern diese Betrachtung sollte nur dazu dienen, uns bemerken zu machen, daß, wie in der menschlichen Erkenntniß überall, also auch von dem, was in irgend

kleiden könne, ob es der Religion und den Gemeinden im Ganzen mehr Nachtheil als Vortheil bringen würde, wenn es einem Theologen, wie einem Philosophen, immer erlaubt wäre zu sagen: so lehrt man, und das sind die Gründe, aber ich bin nicht völlig davon überzeugt; dieß hat die mehreste Wahrscheinlichkeit, aber es ist möglich, daß wir uns irren — ist eine andere Frage, die vielleicht noch nicht auf die genauste Bestimmung gebracht und hinlänglich erörtert worden ist.

*) Einem andern seine wahre oder vermeinte Ueberzeugung abzwingen, seine Zweifel aufdringen wollen, keine mehrere Ueberzeugung als die man selbst hat, für möglich halten, geziemet keinem wahren Skeptiker, und kann auch den Philosophen leicht intolerant machen.

gend einer christlichen Gemeinde gelehrt wird, nicht alles gleiche Gewißheit habe; daß zwischen dem Verächter der christlichen Religion, und demienigen, der auf die Lehrbücher irgend einer Kirche schwören kann, noch gar viele Denkarten Statt finden; und daß man daher nicht gleich für nothwendig erachten müsse, sich aufs andere Extrem zu stellen, wenn man auf dem einen sich nicht behaupten kann. Nichts hat mehrere lebhafte Köpfe von der Religion abtrünnig gemacht, als daß sie sich diese beyden Extreme zu nahe bey einander vorstellten, und weiter keine Wahl zu haben vermeinten, als die zwischen blinden Aberglauben, und alles ungewöhnliche verachtenden Unglauben.

Und Ihnen kann diese meine Zurückhaltung oder Einschränkung um so viel weniger anstößig seyn, da wir ia, wie Sie wissen, nicht zu einer Kirche gehören, und ich Sie nur in dieienigen Betrachtungen einzuleiten suche, die vor den Abwegen des Unglaubens und der Vermessenheit bewahren, und die christliche Religion Ihnen immer lieber und

ehr=

ehrwürdiger machen werden, ie mehr sie an natürlicher Erkenntniß zunehmen.

Wenn wir denn nun die Hauptlehren des Christenthums untersuchen, und mit unsern vorher entwickelten Grundsätzen zusammenhalten; wird es uns lange zweifelhaft bleiben, ob sie die annehmungswürdigste aller Religionen, die unter den Menschen zum Vorscheine gekommen sind; ob sie eine göttliche Veranstaltung sey, göttliche Kraft und göttliche Weisheit enthalte oder nicht?

Sie enthält alles, was die Religion der Vernunft ausmacht, wenn sie aus den besten Schriftstellern zusammengelesen wird; aber sie enthält alles mit einer Bestimmtheit und Zusicherung, die über die Vernunft geht. Man vergleiche über die Einheit Gottes, die Fürsehung und Bestimmung des Menschen, die Ausspräche der Bibel, und die Lehren und Beweise eines Philosophen, welchen man will. Man vergleiche, und wähle — wähle für sich und die Welt!

Sie enthält aber auch Lehren, von denen die Vernunft nichts weiß, die sie nicht begreift.

Aber giebt es denn zwischen Gott und dem Menschen nichts, als was wir mit unsern Sinnen betasten, oder aus unserer Naturkenntniß folgern können? Giebts kein Mittel für Gott, Weisheit in einen Menschen zu bringen, die seine Sinnen und seine Naturkenntniß nicht hätten erreichen können? Hat die christliche Religion sichere Spuren einer solchen höhern Offenbarung, oder hat sie sie nicht? Diese Fragen müssen doch erst bedachtsam untersucht und ausgemacht werden, ehe ein argwöhnscher Eckel vor allem, was über die Begriffe der eigenen Erfahrung und Einsicht hinausgeht, einen verleiten darf, eine Religion von sich zu stossen, die so viel vorzügliches so wohl in Vergleichung mit den Begriffen der Vernunft, als mit den Satzungen und Gebräuchen aller Völker hat; eine Religion, deren Lehrsystem so sichtbarlich dazu eingerichtet ist; die Menschen so wohl vor den abergläubischen Ausschweifungen der allzusinnlichen Phantasie zu bewahren, als vor den trostlosen Zweifeln des forschenden Verstandes, wenn derselbe seine Grenzen überschreitet, wenn er aus seinen so eingeschränk-

ten irdischen Empfindungen das System der Dinge erklären will.

Unbegreifliche Dinge, die die Menschen um nichts besser und glückseliger machten, müßten bey der Religion anstößig seyn, Argwohn schwärmerischer Phantasien erwecken. Wozu hätte sie die göttliche Weisheit bekannt gemacht? Der menschliche Verstand hat bey der natürlichen Erkenntniß unbegreifliches genug, um geübt und gedemüthigt zu werden. Und wie wenig das Unbegreifliche zur Empfehlung der Religion im Ganzen behülflich ist, hat die Erfahrung gelehrt *).

Aber wenn die unbegreiflichen Lehren, wie sehr es auch unsern Begriffen dabey an vollständiger Deutlichkeit und Bestimmtheit fehl-

*) Man sagt zwar insgemein, die Menschen lieben das Wunderbare und glauben es eben daher leicht. Allein, wenn man die Sache genauer untersucht; so findet sich, daß dieses Glauben mehr in einem Wohlgefallen der Imagination, als im Beyfall des Verstandes besteht. Die dem Menschen so natürliche Begierde, alles begreifen, alles auf die ihm bekannten Dinge reduciren zu wollen, ist vielmehr einem solchen Beyfall entgegen. Das Unbegreifliche ist der Vernunft eine Last, unter die sie sich ungerne beugt.

fehlte, doch solche Versich[illegible]ungen enthielten, die die Tugend stärkten, das Herz beruhigten, die Triebe veredelten: so müßten sie ja wohl eher zu den Beweisen des höhern Ursprungs einer Religion, als zu den Einwürfen dagegen gerechnet werden.

Offenbar ist die Beförderung der Tugend und Glückseligkeit, die Belebung des allgemeinen Wohlwollens, die Veredlung der Triebe, die Erhebung des Geistes über das Irdische, und wie sich die Bibel ausdrückt, **die Vereinigung des Menschen mit Gott** *), die letzte Absicht aller Lehren und Gebräuche der christlichen Religion.

Daß die christliche Religion insbesondere von der Seite der Sittenlehre Ehrfurcht und Bewunderung einflösse, daß sie vollständiger und reiner sey, als die Sittenlehre keines einzigen der ältern Weisen, und mit eigenen mäch-

*) Ein Gedanke, den auch Plato und Pythagoras und mehrere alte Philosophen zu denken wagten. Als ein praktischer Begriff gefaßt, könnte er erklärt werden durch das Auflösen aller Begierden in das anhaltende Bestreben, zur größten Vollkommenheit des Ganzen mitzuwirken, und also nichts zu wollen, als was Gott will.

mächtigen Beweggründen unterstützt, kann man ietzt beynahe schon für einen Grundsatz ansehen, den ieder unpartheische Naturalist eingesteht *). Und mit hinlänglichen Gründen wird ihn keiner bestreiten können.

Aber was hält denn nun, mögen Sie fragen, redlich denkende Naturalisten auf, die christliche Religion, wenigstens nach einem Lehrbegriffe, den sie sich selbst aus der Bibel auffuchen, anzunehmen?

Darauf kann ich Ihnen überhaupt verschiedene, mit der Wahrheit der christlichen Religion bestehende Antworten geben; die Sie alle nach und nach in einzelnen Fällen bestätiget finden werden.

Erstlich haben gar viele einmal einen Begriff von der christlichen Religion, der ihr Wesen verstellt, in den Kopf gefaßt, und können mit der wenigen Mühe, die sie darauf verwenden, denselben nicht dergestalt ablegen oder umschaffen, daß er nicht auf ihre Gesinnungen und Urtheile einen überwiegenden Einfluß behielte. Aus einem durch Men-

*) S. l'*Emile* de *Rousseau* tome III. p. 179. f.

Menschenwitz und Zusätze die Reinigkeit der göttlichen Wahrheit verfälschenden, nur halb begriffenen und halb wieder vergessenen Unterrichte haben sie vielleicht diesen Begriff geschöpft. Aufgefangene Urtheile leichtsinniger Spötter oder sophistischer Gegner haben noch mehr irriges hineingebracht. Ein nachläßiger, wo nicht lasterhafter, Lebenswandel hat gegen Religion und gegen vorgeschriebene strenge Religion das Gemüth mit Gleichgültigkeit, wo nicht mit Widerwillen, erfüllt. Nun lassen sie sich doch einmal durch einen ernsthaften Gedanken reizen, über die Religion aufrichtige Untersuchungen anzustellen. Aber sie argwohnen nicht, daß es ihnen so sehr an Vollständigkeit der Grundbegriffe fehlt; wie es doch wirklich ist. Die Einwürfe und Zweifel sind tief in ihre Seele eingedrungen; überall verbreitet und geläufig; mit den gründlichen Vertheidigern sind sie nicht bekannt. Was Wunder, wenn unter solchen Umständen die Prüfung nicht zum Vortheil der christlichen Religion ausfällt, wenn keine helle feste Ueberzeugung von ihrer Wahrheit und Verbindlichkeit erfolgt; gesetzt auch

daß

daß die Absicht des Forschers lauter und redlich ist! Andere haben zwar eine gründlichere Kenntniß von der christlichen Religion; aber sie haben entweder so hohe Begriffe von der natürlichen Erkenntniß, daß sie, wie man spricht, a priori, oder um dieses ihres Begriffes willen, von der Zulänglichkeit der natürlichen Religion und Sittenlehre, eine höhere Offenbarung für eine leere Einbildung oder für etwas ihnen wenigstens entbehrliches halten. Oder es **mißfallen** ihnen gewisse Lehren oder Vorstellungsarten der heiligen Schrift, sie finden an dawider laufenden Begriffen und Denkarten einer Philosophie, an die sie sich gewöhnt haben, einen gewissen mehrern **Geschmack**; daß sie sich, ohne durch entscheidende Gründe zu einem deutlichen Vernunfturtheil darüber bestimmt zu seyn, nicht **entschliessen** können, die Bibel über die Vernunft zu setzen, und durch Vorschriften ihre Denkart formen zu lassen. Stolz, Eitelkeit, Vernachläßigung auf der einen, Gewohnheit auf der andern Seite, Mangel an Wahrheitsliebe und anhaltendem Fortdenken, Ueberredungen von mancherley Art kön-

nen die Gründe dieser Geistesfassung seyn. Genauere Bekanntschaft mit erleuchteten, im hohen Grade rechtschaffenen, schonenden, überhaupt psychologisch gründlichen Christen würde sie überwinden.

Ich kenne noch eine andere Classe von ungläubigen Philosophen; das sind dieienigen, auf die überall die Schwierigkeiten mehr Eindruck machen, als Vortheile; die das Gewicht der stärksten Gründe nicht fühlen, so lange sie ein Zweifel drückt, die vor der guten Seite vorbey eilen, nach der schlimmen, und wie es bey einer solchen Beschaffenheit des Gemüthes natürlich ist, das Schlimme sich leicht noch schlimmer vorstellen, als es wirklich ist. Sie lesen aus guter Absicht die Zweifler und Feinde der Religion. Sie finden sich beunruhiget, eingenommen. Sie lesen die Bibel; sie stossen an. Sie können das mit dem Begriff von göttlichen Menschen, göttlichem Unterrichte nicht zusammen reimen. Sie studieren die Geschichte der Religion; ihr melancholischer Blick verfinstert sich bey der Vergleichung der mancherley Religionen, indem er sie alle auf Eingebungen gegründet

mit Wundern verbrämt, alle also — phantasiert findet. Was hilft es ihnen denn, die Begriffe der Religion so erhaben, ihre Lehren so rein, ihren Stifter so göttlich zu finden? Ihre Geschichten sind orientalische Märchen *).

Wenn doch diese Forscher ihre Zweifel kritischen Schriftauslegern, Theologen von geläuterten Grundsätzen vorlegten, ehe sie dieselben zu entscheidenden Gründen ihrer Denkart werden lassen!

Ich gestehe es, daß die Geschichte der Religion, besonders die alttestamentische, auch mir die mehresten Zweifel verursachet hat; und noch immer ermüden mich die Schwierigkeiten, die mit dem Beweise für die Wahrheit der von uns geglaubten Offenbahrungen aus den Wundern und Weissagungen verknüpft sind; wenn dieser Beweis durch alle Einwendungen eines gelehrten und scharfsinnigen Gegners durchgeführt, und dabey

die

*) L'evangile a des caracteres de verité si grands, si frappans, si parfaitement inimitables — Avec tout cela ce meme Evangile est plein de choses incroyables, de choses qui repugnent à la raison, &c. *Emile* tome III. p. 183.

die ganze Geschichte der Weissagungen und Wunder ins Reine gebracht werden soll.

Aber daß ich um dieser Schwierigkeiten willen die Bücher des Neuen Testamentes für untergeschoben, oder Jesum und seine Apostel für Betrüger oder für Schwärmer halten sollte; das kommt mir ungereimt vor *). Halte ich aber diese Schriften für ächt, und auch nur für Schriften ehrlicher Leute von gemeinem gesunden Menschenverstande: so sind die Folgen ausgemacht, daß Jesus von Nazareth mehr als Mensch, daß Gott mit ihm gewesen, daß seine Reden Wahrheit, daß die Apostel, wenigstens da, wo sie die durch ihn gegründete Religion, Pflichten und Hoffnungen ankündigen, göttliche Wahrheiten vortragen.

Auch wird mir bey einiger aufmerksamen Vergleichung der grosse Unterschied zwischen der Wundergeschichte der Bibel und andern Wundergeschichten mehrentheils doch bald ein=

*) Dirons-nous que l'histoire de l'Evangile est inventee à plaisir? Mon ami, ce n'est pas ainsi qu'on invente; & les faits de Socrate, dont personne ne doute, sont moins attestés que ceux de Jesus-Christ. *Rousseau* l. c.

einleuchtend. Und offenbar machen sich auch die Gegner der Bibel grober Uebereilungen oder unlauterer Vorstellungen nicht selten dabey schuldig.

Die Zerstreuung der Juden unter alle Völker und ihre Anhänglichkeit an die mosaische Religion hält allein den erheblichsten Zweifeln bey mir das Gleichgewicht.

Sie sehen also, daß am Ende die Untersuchung da hinaus läuft, bey was für Gründen man sich in Ansehung der Religion vernünftiger Weise zu entschliessen habe; ob man völlige Evidenz, Auflösung aller Knoten, Aufklärung aller Zweifel abwarten, oder dem stärkern Gewichte geprüfter Gründe nachgeben müsse?

Was mich anbelangt; so wenig ich mich entschliessen kann, ein hartes Urtheil über diejenigen zu fällen, die bescheiden zweifeln *): so scheinen mir die Gründe zur glaubigen Annehmung der christlichen Religion vollkommen hinlänglich.

Wo

*) Que faire au milieu de toutes ces contradictions? Etre toujours modeste & circonspect — Je reste sur ce point dans un doute respectueux. l. c.

Wo haben wir denn völlige Evidenz, reine höchste Gewißheit? In praktischen Erkenntnissen niemals, in historischen Rücksichten, in den Aussichten unserer Erwartungen niemals *). Ueberwiegende Wahrscheinlichkeit ist da der beständige vernünftige Entscheidungsgrund. Und wenn beym Gleichgewichte oder Hin- und Herwanken der Beweisgründe fast immer die Neigung den Ausschlag giebt: soll denn in Sachen der Religion und Sittenlehre der Vortheil der Tugend nicht den Ausschlag geben **)?

Man

*) Siehe die obige Anmerkung S. 31.

**) Die Scheidung und genaue Schätzung der mancherley Wirkungen so vieler in einander verflochtener Ursachen in der menschlichen Gesellschaft ist zu schwer, als daß nicht wider iedswedes Urtheil von den Wirkungen der christlichen Religion viele Einwendungen gemacht werden konnten. Der Allwissende allein hat hier genaue Kenntniß. Unterdessen scheint mir doch die Behauptung hinlänglich gesichert zu seyn, daß diejenigen Länder, in welchen die christliche Religion sich ausgebreitet hat, an vernünftiger Erkenntniß und guten Sitten andern zuvor gekommen sind, oder es zuvor gethan haben; und dieß immer um so viel mehr, ie reiner und unvermengter dieselbe erhalten und befolgt worden ist. Das letztere heißt freylich auch soviel, ie freyer und aufgeklärter die Vernunft dabey war. Denn gleichwie Gott uns

die

Man kann über diesen Punkt noch manche fruchtbare Betrachtungen anstellen. Man kann einsehen, wie die Verschiedenheit der Köpfe ein Hinderniß seyn würde wider die Allgemeinheit der Ueberzeugung, was auch für Gründe aufgestellt würden. Man wird vielleicht bemerken, daß bey der Stufe, in welcher die Menschheit unter den aufgeklärten Völkern steht, weder die zuversichtliche Ueberredung durch sinnliche aber nichts begreiflich machende Zeichen, noch die Ueberzeugung, die völlige Einsicht voraussetzet, Statt finden könne. Und man wird endlich einsehen, daß es hier kein schwärmerischer, sondern ein psychologisch gegründeter Rath ist, anhaltend sich zu üben in dem, was die christliche Religion von unserem Herzen und Gewissen fordert, um zur Kräf-

die Vernunft nicht umsonst, oder unmittelbarern Unterricht zum Ueberfluß kann gegeben haben; also ists begreiflich und durch die Erfahrung bestätigt genug, daß nichts so vortreflich ist, was nicht thörigt und schädlich würde, wenn es ohne Vernunft gebraucht wird, das heißt ohne nach den Regeln des gesunden Verstandes darüber nachzudenken, und die natürlichen Erkenntnisse dabey zu Rathe zu ziehen.

kräftigen Erkenntniß der Wahrheit und Göttlichkeit derselben zu gelangen.

Neunzehntes Capitel.

Emil kömmt in eine Residenz.

Emil hatte gelernt, was er im väterlichen Hause lernen konnte; oder war wenigstens so weit gekommen, daß die übrige Ausbildung die ihm nöthig war, besser auffer demselben erlangt werden konnte. Seine Begriffe von Wohlstand und Höflichkeit, von Vertraulichkeit und Vorsicht, vom vernünftigen Umgange mit den verschiedenen Classen der Menschen, von Verführern und den Regeln um ihren Fallstricken zu entgehen — diese Begriffe zu erweitern und praktischer zu machen, war itzt der vornehmste Zweck seiner Erziehung. Ein Ort, wo alle Arten von lehrreichen Scenen vorfallen, und wo Emil itzt noch mehr Zuschauer als Acteur zu seyn hätte, mußte ausgesucht werden. Und dazu schien der Aufenthalt in einer Residenz ungleich vortheilhafter, als der Aufenthalt auf einer Akademie; welchen, was die gelehrten Vorer-

kennt-

kenntnisse anbelangt, Emil ausserdem schon mehrentheils zu nutzen im Stande gewesen wäre.

Die Partey, die wir ergriffen haben, könnte dennoch unter manchen Umständen mißlich seyn. Die vielen der Arbeitsamkeit und dem Nachdenken schädlichen Lustbarkeiten und Zerstreuungen, so manches Beyspiel des unbescholtenen Müßigganges und der gebietenden Unwissenheit, so vieler Schimmer der Ueppigkeit, so mancherley Reize der Wollust, können für ein iunges empfindliches Herz, in welchem die guten Grundsätze noch nicht tiefe Wurzeln geschlagen haben, gefährlich seyn.

Unterdessen ist der erste Eindruck allemal gefährlich. Die Aufsicht eines vertrauten und geübten Führers ist ein grosser Vortheil. Die andere Partey hatte für uns besonders auch ihre Bedenklichkeiten; und für iene war Emil schon mehr vorbereitet. Für uns fand sich auch der Vortheil, daß wir einen Ort wählen konnten, in welchem wir einige Häuser, wie wir sie brauchten, zur genauern Verbindung auswählen konnten.

Es giebt zwey Extreme in Ansehung der Beobachtungen des Wohlstandes, die für junge Leute vom Alter des Emils gefährlich sind, und auf deren eines oder das andere sie gar leicht gerathen. Entweder sie setzen sich zu sehr über den Wohlstand hinaus, wollen sich keinen Zwang anthun; oder sie setzen sich in den Kopf, Virtuosen in der Artigkeit vorzustellen, und werden durch Uebertreibung und Verkünstelung lächerlich oder auch beschwerlich.

Emil war zwar wider beyde Extreme durch seine natürlichen Dispositionen, und die Begriffe, die ihm bisher waren beygebracht worden, ziemlich gesichert. Er war schon im Stande zu bemerken, wie die fleißige Beobachtung der Regeln des Wohlstandes, wenn sie gleich nur Dinge betreffen, die in Rücksicht auf die Folgen, die sie an sich und nothwendig hervor bringen, Kleinigkeiten genannt werden können, dennoch wichtig und nothwendig wird, um des Einflusses willen, den ihnen die Ideenadsociation aufs Urtheil anderer von unserem Charakter giebt; um des Anstriches willen, den unsere wichtigeren Hand-

lungen dadurch bekommen; um des ersten Eindruckes willen, der sich insgemein darauf gründet, und auf den so sehr viel ankömmt. Er war auch schon belehret worden, wie diese Beobachtung des natürlichen und unschuldigen willkührlichen Wohlstandes selbst der Tugend beförderlich seyn kann, als eine Uebung in der so nöthigen Selbstbezwingung, und Gewöhnung an ein bedachtsames und ordentliches Betragen; wenn zumal anderer Vergnügen und Glückseligkeit zu befördern, die durch die so oft vorfallenden Kleinigkeiten beträchtlich gestöhrt oder befördert werden, die gemeinschaftliche letzte Absicht ist *).

Dem-

*) Hier will ich eine Anmerkung fortsetzen, die ich für die Gymnasien oben S. 200. gemacht habe. So vielen jungen Leuten, noch auf Universitäten, oft noch länger, fehlt es an der nöthigsten Kenntniß der guten Sitten, der natürlichen oder durch herrschende unsündliche Gewohnheit festgesetzten Regeln der Höflichkeit bey Besuchen, Gastereyen, der Begegnung auf öffentlichen Spaziergängen u. s. f. Auf Universitäten diesen Theil der Sittenlehre vorzutragen, geht nicht mehr an, ob man gleich bisweilen Winke giebt. Aber auf den niedrigen und mittlern Schulen könnte es, müßte es billig geschehen; wofern auf keine andere Weise, doch mittelst der Aufsätze, die, um sie zu übersetzen, den

Dem ohngeachtet neigte sich sein Charakter auf die Seite der Geringschätzung und Vernachläßigung dieser Beobachtungen noch immer mehr, als auf die entgegenstehende.

Ein junger Mensch, der sich für fähig hält, durch grössere Eigenschaften den nöthigen Beyfall sich zu erwerben, wird eben darum bisweilen gleichgültig gegen jenen Theil der Sitten. Er fühlt es, wie manche andere wichtigere Vorschrift ihm Aufmerksamkeit und Bezwingung unruhiger Triebe kostet. Die Fertigkeit in allen Stücken es recht zu machen, erfordert mehr Ideen, mehrere Geläufigkeit derselben, mehr Uebung in der schnellen Haltung und Richtung der Triebe, als bey den Jahren und dem Feuer des Jünglings gewöhnlich Statt findet. Es ist billig, einige Nachsicht darinne mit ihm zu haben. Aber er muß nicht aufhören, sich um jene Fertigkeit zu bemühen.

Zum

Schülern wöchentlich oder noch öfter dictirt werden. Ich erinnere mich nicht, in den neuern Vorschlägen von der Schulenverbesserung, die mir vorgekommen sind, diesen Punkt berührt gefunden zu haben. Er ist doch gewiß wichtig.

Zum Fortschreiten in dieser Uebung fanden wir die beste Gelegenheit in unserem neuen Aufenthalte. Wir hatten Umgang mit Personen vom ersten Range, die einnehmend und herablassend genug waren, um Emilen lebhaft und freymüthig zu machen; aber nicht geneigt eine Unanständigkeit ungeahndet oder unbemerkt zu lassen. Wir waren oft in vermischter Gesellschaft, aber von eben diesen Respectspersonen beobachtet. Diese wußten bald das Lächeln des feinen Spottes, bald die ernsthafte Miene des lehrreichen Stillschweigens, bald die Kunst der allgemeinscheinenden Moral zu gebrauchen, um den nöthigen Verweis oder Unterricht zu ertheilen.

Wenn aber alle diese Mittel nicht genug bessern; wenn auch die vertrauten Erinnerungen des Freundes bey den pythagorischen Abendbetrachtungen über die Geschichte des verflossenen Tages nichts helfen wollen: soll denn der Hofmeister dem Eleven von diesem Alter in öffentlicher Gesellschaft Verweise geben? — Er wird versucht seyn, es zu thun. Die Besorgniß für seine eigene Ehre, die

Furcht vor dem Urtheile, er bemerke den Fehler nicht, oder er habe nicht Macht dem Eleven zu gebieten, wird ihn dazu antreiben; die unbescheidenen Blicke anderer werden ihn reizen. Aber ich rathe ihm, es nicht zu thun. Ein iunger Edelmann, bey welchem im Alter von 15 oder 16 Jahren nur dieses Mittel noch Eindruck macht, wird auch dieses Mittel nicht mehr lange achten. Mancher aber, der auf eine andere Weise noch hätte gebessert werden können, ist dadurch gänzlich verdorben; unempfindlich gegen Lob und Tadel, oder dergestalten wider den Hofmeister und alle Anstalten, wozu ein Hofmeister gehört, aufgebracht worden, daß er, ihnen auszuweichen, lieber iedweden andern Weg erwählte.

Der weise Mentor mäßige sich also, und fürchte nur nicht zu sehr, daß verständige Leute dieser seiner Mäßigung und Zurückhaltung nicht sollten Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ueber das Urtheil der Afterrichter muß man sich einmal bey der Erziehung wegsetzen. Der allzueifrige Aufseher, dem iedes Vergehn des Zöglings durchs Herz dringt,

der

der nur auf ihn mit geschärftem Blicke und lebhafter Theilnehmung aufmerksam ist, stellt sich auch wohl die Fehler desselben, und die Wirkung, die sie auf andere machen, zu groß vor.

Durch Blicke mag er wohl bisweilen seine Meinung sagen. Nur muß er keine grosse Verlegenheit dabey merken, und die Pantomime nicht zu emphatisch werden lassen. Mäßigung wirkt in der Folge das meiste, wenn gleich nicht im ersten Augenblick; und um die Folge ist es ia zu thun. Und dann wird dabey das Ansehn nicht so sehr auf die Wagschaft gesetzt. Will sich hiebey der Hofmeister anderer Personen bedienen, deren Urtheil mehr über den Eleven vermag: so müssen nur auch diese warten können, bis wieder der Fall vorkommt, oder sonst gelegene Zeit ist, damit es nicht eine Veranstaltung des Hofmeisters, vielleicht eine blosse Gefälligkeit gegen ihn zu seyn scheine.

In Ansehung des Umganges mit seines Gleichen war Emil verbindlich, schonend; aber noch immer zu empfindlich, zumal gegen das, was ihm ein unverdienter Vorwurf,

eine ungerechte Beschuldigung, oder nur ein ungegründeter Widerspruch zu seyn schien. In unserm Umgange fanden sich Charaktere, die mit diesem stark collidirten; lauter iunge Leute von ziemlich guter Erziehung, aber theils zu sehr von sich eingenommen, um iedwede Beleidigung, die einem durch sie wiederfahren konnte, mit strenger Aufmerksamkeit zu verhüten oder einzugestehn, theils zu grob organisirt, um mit Emilen zu sympathisiren.

Die Erfahrung ist auch hier die beste Lehrmeisterin; und wenig zu moralisiren, aber das zur rechten Zeit, für den Hofmeister die vornehmste Regel. Ich hatte dennoch oft genug den hinlänglichen Beruf, Emilen die Fehler bemerken zu machen, die er noch ablegen müßte, ehe er ein guter, und in Ansehung seiner eigenen Gemüthsruhe gesicherter Gesellschafter unter seines Gleichen werden könnte. Und ich muß sagen, daß er sich es angelegen seyn ließ, es bald zu werden.

Wir machten unsere iungen Herren auch öfters aufmerksam auf die grössern Verdrüßlichkeiten, denen sie in kurzem ausgesetzt seyn wür-

würden, wenn sie nicht Meister über ihre Affecten und vorsichtig in ihrem Betragen werden würden; und wußten, wie leicht zu erachten, auf die Antworten etlicher, die dabey gleich ihre Entschlossenheit zu verstehen geben wollten, ohne Verlegenheit zu erwiedern.

Ich hatte einen geschickten Collegen an dem Hofmeister des Herrn v. D. dessen Hochmuth und Geneigtheit dieienigen zu necken, denen er überlegen zu seyn glaubte, ihm noch viel zu schaffen machte. Er sagte mir, daß seine Mutter, eine Dame von vielen Einsichten, es an öftern empfindlichen Demüthigungen nicht habe fehlen lassen, weil man gesehen, daß glimpfliche Vorstellungen nichts fruchten wollten. Ich glaubte doch ihm sagen zu müssen, daß ich nicht viel von solchen Demüthigungen hielte. D. hatte wirklich viel Geisteskraft; aber er war in dem Alter, wo in den Begriffen von dem was weise und klug, was groß und rühmlich ist, noch Dämmerung herrschet. Da ist es schlimm, wenn der Affect die Einbildungskraft erhitzt; schlimm, wenn man mit Gewalt überzeugen

will, und aus Eifer wohl auch einmal ungerecht wird. Man verhindere nur, daß der unternehmende iunge Stolze nicht zu häufig den Vortheil habe, oder mit Luſt ſich übe; man ſtöhre ihn nicht, wenn er einmal das Unangenehme davon ſelbſt fühlet; erwecke ihm die belehrende Idee alsdenn, wann ſie ihm von ſelbſten gekommen zu ſeyn ſcheinen kann, und ſuche ihm, wenn es möglich iſt, einen Freund, der, ohne niederträchtig zu ſeyn, anfangs gleichwohl durch Geduld und Nachgiebigkeit ihn gewinnet, ſeinem Stolze in etwas nachgiebt, und doch ſeinem Stolze wichtig iſt, und wenn er ihm erſt nothwendig geworden iſt, in der Vorſicht nicht zu beleidigen, ihn üben, und ſeine Zärtlichkeit ihm mittheilen wird.

Ein Fehler, der den iungen Leuten ſehr anhängt, und denen, die ſonſt nicht die ſchlimmſten ſind, faſt am meiſten, der ſie im Umgange mit ihren Freunden beſchwerlich und alſo Vornehmern verhaßt macht, iſt der Geiſt des Widerſpruches und der Rechthaberey. Der Fehler iſt natürlich. Ideen, welche lebhaft ſind wegen des Temperaments,

und

und lebhaft, weil sie noch neu sind, und ihre volle Macht beweisen können, weil der Kopf noch leerer ist, als bey mehrern Jahren — diese müssen hartnäckige Ueberredung verursachen *). — Bey einem iungen Menschen, der Gefühl und Stolz hat, wird diese Analyse und Genealogie der Begierde zu widersprechen und recht zu behalten — ganz trocken als psychologische Bemerkung, gar nicht

*) Das Alter hat freylich auch wieder seine eigenen Gründe hartnäckiger Ueberredungen; lange Gewohnheit, an gewisse Ideen sich zu halten, und nach gewissen Verbindungen derselben zu denken; eben daher entstehende Unmöglichkeit ein neues System oder eine neue Methode völlig zu fassen und einzusehen; Achtung der Eigenliebe für seine eigenen Meinungen, vielleicht ehemals erhaltenes, vielleicht noch bisweilen zufallendes Lob anderer, oder Aufmunterung derer, die ein gleiches Interesse haben, Furcht vor Neuerung, deren Folgen man noch nicht alle vorher sehen kann. Ist der Alte noch dazu cholerischen Temperaments, und hat er es dahin gebracht, daß er alle gründliche Gelehrsamkeit und selbst die Religion von seinem gewohnten Wörterkram abhängig glaubt: so ist nichts mehr mit ihm anzufangen. Das Disputiren hilft bey ihm noch weniger, als beym zu lebhaften Jünglinge, weil er noch mehr Worte und Nominalwahrheiten im Kopfe hat. Man muß ihn machen lassen was er will; und kann es, wenn man eine gerechte Sache hat, ganz sicher thun.

nicht als Vorwurf gesagt — vielleicht allein schon die Besserung bewirken. Ein anderes Specificum dagegen ist, daß man so wenig als möglich mit ihm disputirt; sondern, nicht iust allemal mit Verachtung, aber mit Gleichgültigkeit, ihn bey seiner Meinung lässet, bis Erfahrung oder weiteres Nachdenken sie ihm benimmt.

Das Disputiren mit Leuten, die nicht Einsicht oder Gelassenheit genug haben, um die Gründe der Wahrheit deutlich zu fassen und genau zu prüfen, ist bisweilen gefährlich für den Verstand derselben; zumal in Dingen, wo es schwer ist, gehörig zu unterscheiden und zu prüfen, wo es nicht möglich ist, durch handgreifliche Erfahrung, oder geometrische Beweise zu überzeugen. Die Begierde recht zu behalten, oder doch mit Vortheil zu widersprechen, kann in ihnen eine Fertigkeit hervorbringen, die Meinung, die sie angenommen haben, immer nur von der Seite anzusehn, wo sie sich wahrscheinlich zeigt, die Gründe aufs lebhafteste zu fassen, und den Gegengründen auszuweichen; so daß endlich eine dauerhafte Verblendung und Ue-

ber-

berredung daraus entsteht. Aehnliche Ursachen können es ia gar dahin bringen, daß Thoren ihre Träume, und Lügner ihre eigenen Erdichtungen endlich glauben; und andere für unklug halten, die ihnen nicht glauben wollen. Man muß also, wo dergleichen zu befürchten ist, nicht durch heftiges Disputiren etwas zu gewinnen suchen, auch nicht mit bitterm Spott abweisen, wenn der andere doch durch Scheingründe sich überredet hat. Beydes könnte dieselbe Wirkung hervorbringen. Man muß ruhig darauf bedacht seyn, ihm diejenigen Ideen beyzubringen, die seine Urtheile aufklären und berichtigen können; nicht alles auf einmal, sondern bey einer Gelegenheit etwas, bey der andern wieder etwas.

Dieß gute Beyspiel eines gegenseitigen Verhaltens seines Führers, wovon die Vortheile für Ehre und Gemüthsruhe dem Zögling doch endlich in die Augen fallen müssen, wird nebst den andern vorher angezeigten Mitteln, von der Heftigkeit und Hartnäckigkeit im Widersprechen ihn nach und nach sicher heilen. Hingegen würde ein Hofmeister

sich

sich dieses Fehlers selbst schuldig machen, wenn er dictatorisch spräche in Dingen, wo sein Ansehn nicht entscheiden kann, und recht haben wollte, wo er es nicht hat.

Wenn iunge Leute der Vollkommenheit in den äusserlichen Sitten schon nahe sind, verfallen sie noch bisweilen in einen grossen Fehler; in den, sich zu überreden, daß sie überall beliebt und gern gesehn sind, daß ihre Gesellschaft und Aufwartungen nicht zu oft kommen können, daß sie sich bey allen öffentlichen Gelegenheiten zeigen, vordrängen und einmischen müssen. Um so viel leichter ist es in diesen Fehler zu verfallen, ie schwankender die gemeinen Begriffe von edler Dreistigkeit, Lebhaftigkeit und Unterhaltung auch unter denienigen sind, die doch den Ton angeben; ie schwerer es in der That auch ist, die rechte Mittelstrasse zwischen beschwerlicher, unbescheidener Zudringlichkeit, und unbelebter Schüchternheit oder mißtrauischer Entfernung allemal zu treffen. Aber gewiß ist es doch, daß zu viel Bescheidenheit einen mehr empfiehlt als zu wenig. Der Führer darf also nicht unterlassen gegen diesen Fehler

ler zu arbeiten, und den künftigen Ausbrüchen desselben noch bey Zeiten vorzubeugen. Nicht durch demüthigende Urtheile, die, wenn sie auch wahr wären, doch hier unnöthig sind, und schädlich seyn können; sondern nur durch allgemeine, dann und wann etwas näher gelegte Reflexionen über die Verstellung, die in der Welt herrscht, vermöge deren hundert Versicherungen, daß man einen gern sehe, und Bitten um seine Gegenwart, aus dem Munde gehn, ehe eine so ernstlich ist, als sie alle es scheinen; über die Geneigtheit sich dabey zu schmeicheln, und in Ansehung seiner dieß Mißtrauen fahren zu lassen; über den Charakter lebhafter Leute, die einem auch wohl im vollen Ernste und herzlich zumuthen, aufdringen, was ihnen doch zur Beschwerde gereichet, und dann verdrüßlich über einen werden und kalt, wenn sie in der Folge erst gewahr werden, was sie hätten vorausfehen sollen. Urtheile über die Beschwerlichkeit und Zudringlichkeit derer, die sich für so allgemein beliebt und nothwendig halten, wie sie, wenn sie nicht zugegen sind, gefällt werden, können auch nütz-

lich angewandt werden, ohne übrigens Antheil an der üblen Nachrede zu nehmen.

Ich fürchte nicht von Lesern, die nur einigermassen Einsicht in die Sache haben, getadelt zu werden, wenn ich itzt sage, daß der Hofmeister seinen Eleven die gesellschaftlichen Spiele lehren müsse.

Er wird doch einmal spielen; und dann ist sehr viel daran gelegen, daß er sich gut dabey aufzuführen gelehrt und geübt worden ist. Es ist überhaupt übertriebene Moral, wenn man Kartenspiele und ähnliche Zeitvertreibe ohne Einschränkung verwirft. Menschen, deren Verstand sonst die gehörige Bildung hat, werden gewiß nicht leicht in Kartenspielen ihren angenehmsten Zeitvertreib finden, und nützlichere Beschäftigungen, oder andere unschuldige Ergötzungen, gewiß vorziehn.

Wie viele Gefahr aber dabey ist, junge Leute in Gesellschaft spielen zu lassen, die nicht besonders darauf zubereitet worden sind, lehrt die Erfahrung. Daß sie betrogen werden, ist in Vergleichung eine Kleinigkeit; es ist ohnedem nicht von hohem Spiele die

Re=

Rede. Aber daß sie aufmerksam sind, wie es die Achtung für andere, und vielleicht der Eifer des paßionirten Mitspielers erfordert, daß sie nicht zanksüchtig beym Spielen, nicht niederträchtig oder gewinnsüchtig beym Bezahlen sich beweisen, endlich, daß sie sich nicht durch die, auch wenn es einem nicht ums Geld zu thun ist, natürliche Begierde sein Spiel zu machen, zu Betrügereyen oder unerlaubten Uebervortheilungen verleiten lassen; dieß können sie am Besten unter der Aufsicht des Hofmeisters lernen.

Aber wie bewahrt man sie vor der Seuche der Hazardspiele *)? Erfahrungen, wie sie aber nicht immer zu rechter Zeit kommen, können einem die Augen auf einmal öffnen, und alle Lust zu diesen Spielen benehmen. Hunderte, die sich ruinirt haben, oder doch in mancherley Verdrüßlichkeiten und langwierige Verlegenheiten gerathen sind, ehe einer auch nur äusserliche Vortheile dadurch erlangt hat,

*) Es kann der Fall kommen, daß einer auch diesem Spiele sich nicht schlechterdings entziehen kann. Hier ist aber die Rede von Neigung und Leidenschaft. Jener Fall ist auch selten.

hat, die Unverträglichkeit dieser Leidenschaft mit den sanften Gefühlen eines ruhigen sympathetischen Herzens, und der pflichtmäßigen Arbeitsamkeit, der natürliche Fortgang von derselben zur Grausamkeit, Ungerechtigkeit und andern Lastern, sind einem ieden, der mit gesundem Verstande und Herzen nur einige Beobachtungen darüber angestellt hat, hinlängliche Gründe der Abneigung vor diesen Spielen. Aber iungen Leuten, die sich so oft durch die Hoffnung des Gewinnstes anlocken lassen, könnte es nützlich seyn, wenn sie durch augenscheinliche Erfahrungen, die sonst mit keinen üblen Folgen verknüpft wären, überführt würden, wie eitel diese Hoffnung, wie weit die Kunst sie zu vernichten getrieben ist. Wenn das Sprüchwort wahr ist *): so verhindert man vielleicht, daß sie nicht betrügen, wenn man sie davor bewahrt, daß sie nicht betrogen werden. Ich und meine iungen Freunde haben das Glück gehabt, eine solche Erfahrung auf die angenehm=

*) On commence par être dupe, & finit par être fripon. Es lassen sich verschiedene Gründe gedenken, die das Sprüchwort wahr machen.

nehmste Weise zu machen, die uns zur rechten Zeit und gut zu statten kam. Ein Mann vom Schlage des Leßingischen *Ricaut de la Martiniere*, der, wie dieser, den meisten Europäischen Potentaten gedient hatte, aber ungleich gesetzter war, und, wie iener, es in seiner Gewalt hatte, die Fehler des Glücks zu verbessern, aber ehrlich genug, um es nur zu thun, wenn es wirklich hart gegen ihn war, oder besser zu sagen, wenn er seinen Bedürfnissen nicht anders abzuhelfen wußte, und der auch dann noch nicht einen ieden, dem er gewachsen war, für eine gute Prise ansah *) — dieser Mann überzeugte uns durch Proben, die in Erstaunen setzten, wie weit die Kunst es gebracht hat; und wie thöricht derienige handelt, der grosse Summen bey diesem Spiele auf irgend eine Weise wagt, oder überhaupt durch die Hoffnung zu gewinnen sich dazu reizen lässet.

Wenn

*) Sondern, wie er sich scherzweise ausdrückte, nur die Feinde seines Königes abstrafte, in einer benachbarten Reichsstadt sich aufhaltende Werbofficiere.

Wenn doch die Verführer iunger Leute nur alle weiter keine Absicht hätten, als ihnen ihr Geld abzunehmen; und alle ihre Geschichte bald so endigten, wie einige von denen, die meiner Beobachtung vorgekommen sind! Vielleicht steht zur Warnung oder Belehrung hier eine nicht am unrechten Orte. Ein gewisser — spielte zu — diese schändliche Rolle mit vielem Fortgange. Bey allen öffentlichen Zusammenkünften, in Concerten, auf Redouten, ersah er sich Gelegenheit mit ansehnlichen iungen Leuten Bekanntschaft zu machen; gewann sie durch seine Verbindlichkeit und seinen geübten erfinderischen Geist ihr Vergnügen zu beleben, durch unterhaltende und nach Maaßgabe des Charakters der Jünglinge mehr oder weniger unschuldige Erzählungen und Discurse. Er schonte äusserlich das Ansehen des Hofmeisters, so lang es nöthig war, aufs sorgfältigste, untergrub es aber nichts desto weniger; und wußte hundert Mittel, sich für seine Mühe und Gefälligkeit gut bezahlt zu machen; keines war ihm am Ende zu hart. Er hatte

den iungen Baron D. auf die beschriebene Weise eingenommen; mit dem er, weil er keinen Vater hatte, sicheres Spiel zu haben glaubte. Durch einen dritten ließ er ihn einmal, da er eben gut bey Gelde war, zum Spiel verführen; er selbst half ihm durch falschen Rath und sein eigenes listig darnach eingerichtetes Beyspiel verlieren, kam ihm, da er hitzig ward, mit seiner Baarschaft zu Hülfe; und gewann endlich, vielleicht mit Beyhülfe dessen, gegen den er zu spielen schien, die ganze Summe, da sie am stärksten angewachsen war. Der Baron mußte das entlehnte auch bezahlen; und hätte gern aus Stolz nicht eingestanden, daß er betrogen worden war, wenn er es nicht zu empfindlich gefühlt hätte. Unsere iungen Leute begriffen doch dabey einige gute Lehren herzlicher.

Aber es giebt noch schlimmere Verführer, moralische Giftmischer — Ich unterdrücke die übrigen Vorstellungen, die mir aufsteigen. Der rechtschaffene, wachsame, kaltblütig eifrige Aufseher wird sichs angelegen] seyn

lassen, daß er noch der liebste Freund, oder doch der geachtete Freund seines Anvertrauten ist, wenn dessen Unschuld, dessen Verstand, dessen Gesundheit in die größte Gefahr kommen.

Nun wollen wir endlich sehen, wie Emil mit dem Frauenzimmer umzugehen izt angeführt wurde; und was der Hofmeister überhaupt für Grundsätzen hiebey zu folgen habe?

Einen Jüngling von allem Umgange mit wohlerzogenen Frauenspersonen abhalten wollen, würde nicht nur grausam seyn in Betracht des Vergnügens, so er dadurch verlöhre, sondern würde auch wenig Einsichten verrathen. Die Begierde dem andern Geschlechte zu gefallen ist das natürlichste Mittel, den sonst allen Zwang verabscheuenden Jüngling zur aufmerksamen Beobachtung des Wohlstandes zu gewöhnen, und zu sanftern Sitten. Noch zu andern guten Absichten kann sie als Triebwerk bisweilen gebraucht werden. Dann ist es so leicht nicht, den Charakter dieses Geschlechtes kennen zu lernen, die Eigenschaften, die geschont, die so

gebessert werden müssen, die Vortheile, die ihnen die Natur vorzüglich ertheilt hat, wodurch sie glücklich machen und glücklich werden können; und dieß zu wissen, ist für den künftigen Ehemann und für den Weltbürger wichtig genug, um auch die Erfahrungen des Jünglings, und den Unterricht des Mentors darauf anzuwenden. Endlich ist es ausgemacht, daß vor den nachtheiligen frühen oder späten Ausschweifungen des Naturtriebs zu bewahren, die Gewohnheit eines gesitteten Umgangs mit würdigen Personen des andern Geschlechtes eines der nöthigsten Mittel ist.

Vor allen Dingen kömmt es also auf die Wahl des Umgangs an. Diese hat der Hofmeister nicht leicht völlig in seiner Gewalt. Aber das wird er in seiner Gewalt haben, entweder anständige Bekanntschaften auch zu verschaffen, oder überall keine zuzulassen. Wo nicht, so muß er den Aufenthalt verändern, oder sein Amt gar niederlegen. Wer einigermassen Erfahrung hat, oder nachdenkt, wird diese Entscheidung nicht zu hitzig finden.

den. Wenn aber guter Umgang nur auch da ist: so wird der Nachtheil des andern leichter abgewandt werden können; ein vorher bereitetes und noch beständig in Uebung erhaltenes moralisches Gefühl des iungen Freundes vorausgesetzt.

Dieses Gefühl und die allgemeine Richtung desselben muß auch die Neigung desselben bestimmen. Denn wenn es auf dessen Vergnügen bey diesen Verbindungen mit dem andern Geschlechte angesehen ist, und auf die Beförderung anderer guten Absichten mittelst dieses Vergnügens: so wird die Wahl des Eleven eben so wenig durch die Privatneigung des Hofmeisters eingeschränkt werden dürfen, als im Knabenalter die Wahl der Spaziergänge und Spiele. Sein Ansehen mag er gebrauchen, wenn es nicht anders seyn kann, zur Verhinderung dessen, was nicht geschehen darf. Aber was geschehen soll, das darf er hier vielleicht nicht einmal als Rathgeber ganz genau bestimmen.

Hochachtung müssen wir für dieses Geschlecht haben, oder wir können keine Hochachs

achtung mehr für uns selbst haben; zur Schande würden uns die nothwendigsten Verhältnisse gereichen. Dieß ist der erste Grundsatz, wornach die Aufführung des iungen Mannes im Umgange mit dem Frauenzimmer sich bilden muß. Daraus folgt der andere Grundsatz, gefällig gegen dasselbe zu seyn, aber nicht bis zur bethörenden Schmeicheley oder der niederträchtigen Selbstverachtung. Verbindlich, gefällig zu seyn gegen liebenswürdige Personen, gehört zum guten Charakter; und sich bemühen, ihrem feinen Gefühle hierinne gleich zu kommen, zur Absicht des Umgangs. Und es lässet sich, dünkt mich, noch eher verzeihen, wenn ein iunger Mensch hierinne zu viel als wenn er zu wenig thut. Die gegründete Voraussetzung, daß Komplimente, oder gefällliche Versicherungen von dem Werthe des andern und dessen was ihm zugehört, nicht buchstäblich genommen, sondern nach den Gesetzen der Gewohnheit in einem gemäßigten Sinne verstanden werden, kann es auch vielleicht bey ernsthafter Ueberlegung rechtfertigen.

Aber das bleibt denn doch auch ausgemacht, daß ein ehrlicher und vernünftiger Mann, wenn er gewahr wird, daß seine Schmeicheleyen dem Charakter und der Aufführung eines Frauenzimmers nachtheilig werden, vorsichtiger seyn, sich mäßigen, und durch andere Wege noch die nöthigen Ideen erwecken müsse. Denn allzuviele Einbildung von sich selbst macht unvorsichtig, unbillig, allzuempfindlich und zuletzt unerträglich; wie viele Vollkommenheiten man auch sonst besitzt. Dem andern Geschlechte aber ist dieser Fehler um so viel nachtheiliger, ie weniger er zu seiner Bestimmung und dem natürlichen Verhältnisse gegen das männliche Geschlecht sich schicket. Gefälligkeit, Nachgiebigkeit und Bescheidenheit sind die wesentlichsten Tugenden des schönen Geschlechtes; aber allzuviel Selbstachtung und verzärtelte Eigenliebe lassen diese Tugenden nicht zu, sondern höchstens nur einen leeren Schein derselben; der desto verdrüßlicher wird, ie weniger der andere geneigt ist, Schein für Realität anzunehmen.

Den

Den Unterschied eines verführerischen Bösewichts, oder eines schwärmerischen Anbeters, dessen Beständigkeit die Dauer eines Traumes oder einer Berauschung ist, und eines vernünftigen Freundes, einzusehen und schätzen zu lernen; ist der größte Vortheil, den ein Frauenzimmer von dem Umgange mit gutgearteten Mannspersonen haben kann; und ihnen dazu behülflich zu seyn, ist Pflicht.

Aber war das nicht alles auf einmal zu viel Moral für Emilen und sein Alter? Freylich. Auch habe ich an die Emile nicht allein dabey gedacht, sondern auch an den Mentor. Sein Beyspiel ist auch in dieser Angelegenheit wichtig. Und sein Ansehn beym Eleven kann zu gewissen Zeiten sehr abhängen von dem Ansehen, welches er beym Frauenzimmer hat.

Aber wie wenn der Eleve im vollen Ernste sich verliebte? — Desto besser; und ohne Zweifel wird er es. Doch ich meyne es damit so ernstlich nicht, als ob es iust seyn müßte. Sondern so viel wollte ich eigentlich nur, daß wenn alle vorhergehende Bedin-

dingungen gehörig erfüllt worden sind, dieses an sich so wenig für ein Uebel anzusehen ist, als es möglich seyn wird, zu verhindern, daß es gar nicht geschehe. Es giebt ia Mittel dergleichen Neigungen zu mäßigen, wenn sie zu ernsthaft werden wollen, zumal im Getümmel grosser Städte, und bey den heutigen Grundsätzen und Beyspielen von Galanterie, die mit denen von der Ritterzeit so wenig mehr gemein haben. Daß einer vor Liebe schwermüthig geworden oder gar gestorben wäre; ist mir wenigstens aus sichern Erfahrungen nicht bekannt. Und auch die unzeitigen Versprechungen scheinen mir da nicht sehr zu befürchten zu seyn, wo der Hofmeister den gehörigen Einfluß noch hat. Wo er aber den nicht mehr hat: da kann er ohnedem weiter nichts thun, als beobachten, warnen, wie und wann es angehet, und Bericht erstatten. Wenn er aber wirklich Freund und Führer ist: so wird der Charakter des Vertrauten bey dieser Situation ihm vielen Vortheil verschaffen, wenn er sich recht darein zu finden weiß. Eine

ne sichtbarlich — doch ohne daß der Durchschein beleidigend wird — nur von Gefälligkeit und zärtlicher Freundschaft für den Eleven herkommende Sympathie, dabey männliche Kaltblütigkeit und ruhige Heiterkeit — bey der auch die Leidenschaft den Werth der freyen Vernunft nicht verkennet — müssen diesen Charakter gründen und veredeln. Und so darf er von der Entfernung, in der er sich sonst noch gegen den Eleven zeigt, etwas abweichen; und sein Ansehn wird nichts dadurch verlieren, sondern neue Wurzeln schlagen.

Es ist schmerzhaft, daß ich diesen Artikel nicht endigen kann, ohne von demienigen Umgange zu reden, wodurch die beyden Geschlechter einander schänden und oft so sehr unglücklich machen; ohne mich in die Untersuchung einzulassen, wie weit bey einem jungen Herrn, der vernünftig erzogen werden soll, die Pflichten der Keuschheit gehen, und wie weit die Nachsicht des Führers? Gern hätte ich dieser Untersuchung ausweichen mögen, da ich gestehen muß, daß der Sittenspruch,

spruch, naturalia non sunt turpia, wenig Ermunterung für mich hat, und es mir schwer wird, von dergleichen Dingen so zu reden, daß ich mir nicht selbst anstößig werde; da ich ferner wohl weiß, wie weit hier besonders die Denkarten von einander abstehen; daß wenn einigen schon der Gedanke verdächtig vorkömmt, über die Realität solcher von der Religion und Sittenlehre längst festgesetzten Pflichten noch Untersuchungen anstellen zu wollen, andern fast iedwede Einschränkung der sinnlichen Triebe ein unnatürlicher Zwang zu seyn scheint, und kaum vernünftig, durch mühsame Untersuchungen diesen Zweig der Naturgesetze bestimmen zu wollen.

Aber muß ich nicht eben deswegen mich erklären? Auch um das Vorhergehende vor Mißdeutungen zu bewahren, muß ich. Aber ich will mich dabey aufs Nöthigste einschränken.

Vorausgesetzt, daß der Fall gar nicht vorkömmt, oder ganz ausserordentlich ist, wo die Gesundheit und Unterhaltung der

Mun=

Munterkeit eine Abweichung von den Regeln der Keuschheit, nach den Begriffen unserer Religion und öffentlichen Sittenlehre, schlechterdings nothwendig machte: so reducirt sich die Frage nur darauf, ob nach einer vernünftigen **Theorie vom vergnügten Leben** ein Jüngling diese Abweichung sich erlauben solle, wenn er sie auch ohne Verletzung der Pflichten gegen den Nächsten machen könnte.

Und ich behaupte ihm als kaltblütiger Philosoph, als Freund der Jugend und des Vergnügens, und — ich darf es hinzusetzen — selbst noch mehr Jüngling als Greis, daß wenn er sich liebt, er sich diese Abweichung nicht erlaubt. O könnte ich doch, geliebteste Jünglinge, ihr blühenden Zierden unsers Geschlechts, deren ich leider so manchen habe verwelken sehen, ehe er das Alter der reifen Männlichkeit erlangt hatte, könnte ich euch doch meine Ueberzeugung in die Seele bringen, ohne Worte dazu nöthig zu haben! Könnte ich euch doch, ohne schiefen Auslegungen der Leichtsinnigen mich bloß zu geben, die Glückseligkeit derjenigen beschrei-

ben, die in den Jahren, worinn ihr steht, bey den Aufwallungen der Leidenschaft, durch Vernunft sich beherrschen liessen! Hier sind Gründe.

1. Dieienige Glückseligkeit, welche dem zu Theile wird, der, bey übrigens gleichen Eigenschaften, mit unschuldigem Herzen das Herz einer tugendhaften Gattin gewinnet, darf der andere nicht erwarten. Es ist Fehlschluß, wenn einer hier Erfahrung entgegen setzen will. Wenn Erfahrung entscheiden sollte: so müßte einer beyde Erfahrungen, beyde unter gehörig gleichen Umständen, gehabt, und dann unpartheyisch beurtheilt haben. Aber die Natur der Sache giebt den sichern Beweis. Ohne mich auf dieienigen Fälle einzuschränken, wo die natürlichen Folgen unmäßiger Ausschweifungen die Sache niemanden zweifelhaft lassen, oder die Idee von göttlichen — gleichwohl in den Plan der Vorsehung und das Natursystem mit eingewebten — besondern Strafgerichten im geringsten mit einzumischen, gründe ich mich nur auf die natürlichen Wirkungen des

guten

guten und bösen Gewissens. Es sey immerhin, daß einer sich seiner leichtsinnigen Grundsätze so versichert hätte, daß er keine laute Vorwürfe von seinem Gewissen über dergleichen Abweichungen befürchten dürfte — wiewohl er sich darinne doch auch betrogen finden könnte — so kann er doch unmöglich die innere Zufriedenheit haben, die der andere hat; nicht den heitern zwanglosen Blick, wenn seine zärtliche liebenswürdige Gattin ihm ihre ganze Liebe zu erkennen giebt, aber ihre Liebe nicht undeutlich auf den Werth ihrer Versicherung von seinem vorigen tugendhaften Leben gründet; unmöglich den heitern Blick, wenn er künftig seinen Kindern die Pflichten empfehlen will, deren Beobachtung der verständige Vater dann anders ansieht, als der flüchtige Jüngling.

2. Die Pflichten der Keuschheit in der Ehe, und die eheliche Treue — beydes wichtige Pflichten für den philosophischen Forscher, der Einsichten und Redlichkeit genug hat, um gründlich sie zu untersuchen — werden ihm ungleich schwerer werden. Ich darf es sagen, daß ich hierüber eigene Beobach-

tungen angestellt, und dasienige, was sich schon sicher schlieſſen ließ, in der Erfahrung nur gar zu sehr bestätiget gefunden habe. Man wird begreifen, daß die Erfahrungen nicht alle übereinzustimmen brauchen, um die angezeigte Folge zu begründen.

3. Von denen, die als Jünglinge dergleichen Abweichungen anfangen, geräth der gröste Theil in offenbar schädliche Ausschweifungen. Der Vorsatz, sich in gewissen Grenzen zu erhalten, verspricht also wenig Sicherheit; wäre auch die ganze Frage bloß allein auf medicinische Untersuchungen eingeschränkt.

4. Aus gleichem Grunde, in gleicher Rücksicht auf die Erfahrung, und gleicher Erwägung des natürlichen Ganges der Ideen und Neigungen, behaupte ich, daß wer sich der strengen Beobachtung des Gesetzes einmal entzogen hat, schwerlich vor denienigen Fällen bewahrt bleibt, die unmittelbar nachtheilige Folgen für ihn oder andere haben, wo seine Gesundheit oder seine Menschenliebe und Rechtschaffenheit Schaden leidet — wie sehr er sich auch das Gegentheil vornimmt, wenn er in diese Wege eintritt. Dieß hätte

vielleicht Erklärungen nöthig. Aber wer sich für die Sache genugsam interessirt, um Beobachtungen anzustellen, wird diese Erklärungen bald finden. Wenn die Erfahrungen nicht so häufig wären: so würde ich nicht so entscheidend geschrieben haben.

Dieses sind Gründe genug für die Lebensregel, deren getreue Beobachtung ich dem Jüngling, ie mehr ich ihn liebe, desto ernstlicher wünsche; und von dem Hofmeister, der meinen Beyfall haben will, fordere.

Was er nicht verhindern kann, fällt nicht auf seine Rechnung. Nur nicht gleichgültig soll er dabey seyn, nicht Vorschub thun, nicht selbst ein zweydeutiges Beyspiel seyn, nicht selbst Verführer. O ich fühle das Harte dieses Ausdruckes.

Zwanzigstes Capitel.

Emils Studien nach dem funfzehnten Jahre bis auf die Universität. Idee einer Encyklopädie für die mittlern Schulen.

Nun ist es Zeit, daß ich dem Leser wieder einmal Rechenschaft gebe von den gelehrten Beschäfftigungen meines Emils. Und um dieselbe desto verständlicher zu machen, will ich kürzlich, wo wir ehemals stehen geblieben sind, in Erinnerung bringen.

Unsere wichtigsten Progressen hatten wir bisher in den **Sprachen** und der **Geschichte** gemacht. Das Französische schrieb und sprach Emil nun fertig und ziemlich correct. Im Lateinischen hatten wir schon die historias selectas uud den Nepos zu verschiedenen malen durchgelesen, ferner den Eutropius, die Commentarios des Caesar, den Curtius, viele Briefe des Cicero und Plinius, und verschiedenes vom Virgil, Horaz und andern Römischen Dichtern, aus Freyers Fasciculo poëmatum lat. Das meiste aus den Hist. se-

lectis, dem Cornelius, Caesar und den Briefen war ins Deutsche, und dieses häufig wieder in die Grundsprache übersetzt worden. Auch war manche schöne Rede und manches Gedicht auswendig gelernt und declamirt, und die übersetzte Geschichte oftmals mittelst einer Unterredung in der Grundsprache wiederhohlt worden. Es fand sich auch schon bisweilen Anlaß etwas ursprünglich Deutsches ins Lateinische zu übersetzen; oder einen Versuch zu machen, seine eigenen Gedanken in dieser Sprache auszudrucken. Aber im Plane der gewöhnlichen Beschäfftigungen waren diese beyden Uebungen bisher noch nicht.

Es versteht sich ia wohl, daß bey diesen Beschäfftigungen die Regeln der **Grammatik** nicht unerklärt bleiben konnten. Sie wurden auch bey Gelegenheit nachgeschlagen, und auf diese Weise unvermerkt und ohne Mühe dem Gedächtnisse eingeprägt und geläufig gemacht. Und endlich verfiel Emil von selbsten darauf, die Lateinische Grammatik vom Anfang bis zum Ende durchzulesen; alle Tage ein kleines Hauptstück, und die Sache war ohne allen Ueberdruß bald geendigt.

Mich dünkt, dieser Gedanke muß einem ieden Lernbegierigen von selbsten kommen, wenn er erst so weit gebracht ist. Aber einem Knaben gleich zum Anfange die Grammatik Seite vor Seite erklären wollen, heißt ihm Sprache und Grammatik zuwider machen, oder wenigstens mit unverstandenen Dingen das Gedächtniß martern.

Auch wird man leicht bemerken, wie viele **Grundlagen zur Theorie der Beredsamkeit und Dichtkunst** Emil durch diese Beschäfftigungen sich erwarb; desgleichen, wie viele **Uebung in der Muttersprache** damit verknüpft war. Setzt man nun dazu das Lesen guter deutscher Schriftsteller, die Correspondenz mit den Bekannten, worunter einige dem Emil hierinne voraus waren, und die beständigen Unterredungen über gelehrte und gemeine Gegenstände, mit Personen, die ihre Sprache verstunden: so wird der Vorwurf uns nicht gemacht werden können, daß die Muttersprache vernachläßiget wurde, ohnerachtet keine besondere Stunde zum Unterrichte in derselben ausgesetzt war.

Die Geschichte der europäischen Staaten hatten wir mehr als einmal durchgenommen: so daß wir die Folge der Regenten, nebst den merkwürdigsten Begebenheiten und dem Synchronismus, völlig im Kopfe hatten. Von der Geschichte der Alten, und der neuern ausländischen Staaten wußten wir so viel, als zur Grundlage der Geschichtskenntniß überhaupt, und einer künftigen philosophischen Universalgeschichte nöthig war. Wir hatten uns an kein Lehrbuch dabey besonders gebunden, sondern aus verschiedenen uns selbsten Tabellen und Grundrisse verfertiget. Beym Privatunterrichte geht dieß an; und gereicht dem Gedächtnisse sehr zum Behufe, auch selbst dem Nachdenken.

In der Naturhistorie hatten sich die Fragmente sehr gesammlet; und waren wenigstens in einiger Ordnung mittelst der Erdbeschreibung. Und sollte diese Ordnung, die ersten Haupteintheilungen vorausgesetzt, demjenigen, der nicht Naturaliencabinete anleget, oder aus der Naturhistorie sein Hauptstudium machet, nicht immer die nothwendigste seyn?

Zur Unterstützung dieser Natur = und Staatengeschichte war unsere Erdbeschreibung eigentlich bestimmt; und also noch nicht **politische Statistik**; obgleich vieles zum künftigen Gebrauche derselben besonders zur Geschichte der Handlung dadurch bereitet war.

Die **reine Mathematik** war zum zweytenmale durchgegangen und ietzt schon mancher schwerere apodiktische Beweis eines Satzes, der vorher axiomatisch angenommen, oder mechanisch, oder apagogisch bewiesen worden war, beygebracht. **Zeichnen** und **Musik** wurden als Ergötzungen getrieben.

Was in der **Religion** zuletzt geschehen, habe ich schon ausführlicher erzählt. Es war auch nun so weit darinne gekommen, daß keine Lehrstunden mehr nöthig; sondern andere Uebungen und Anleitungen, die Ideen lebendig und vollständig zu erhalten, geschickter schienen.

Die Veränderungen, die unser ietziger Aufenthalt und die Absichten desselben nöthig machten, veranlaßten folgende neue Einrichtungen.

Unser

Unser gemeinschaftliches Studieren fieng des Morgens um 7 Uhr an. Die vorhergehende Zeit hatte Emil zur Vorbereitung und andern ihm allein obliegenden Beschäfftigungen. Im Winter betrug diese Zeit freylich nicht viel; und der Anfang des Studierens wurde bisweilen später gemacht.

Unsere erste Arbeit betraf etwas neues; nemlich die **Encyklopädie** oder den **Grundbegriff aller gelehrten Kenntnisse und ihres Zusammenhangs untereinander.** Eine Menge zerstreuter und halb bestimmter Begriffe kamen dadurch in Verbindung, klärten sich weiter auf, und gaben dem ganzen Gedankensystem neue und fruchtbare Richtungspunkte. Früher würde dieser Unterricht nicht verständlich gewesen seyn; und länger durfte er nicht aufgeschoben werden, um nicht einseitige Vorstellungen allzutief sich eindrücken zu lassen, und um Grundlage zu gewinnen, zum weitern Unterrichte in einzelnen Theilen der Gelehrsamkeit, und zur Einsicht in die mannigfaltigen Beziehungen und den Nutzen derselben.

Mich dünket, dieser Unterricht müßte auf iedem Gymnasio in der obersten Classe ertheilt werden. So würde doch wenigstens verhindert, daß nicht mancher Gelehrte sein halbes vielleicht ganzes Leben hindurch, dunkle oder falsche Begriffe von dem Innhalte und der Absicht ganzer beträchtlicher Theile der Gelehrsamkeit behielte. Aber es läßet sich noch ein grösserer Vortheil davon erwarten; nemlich der, daß iunge Leute mit mehrerer Einsicht und Prüfung noch zur rechten Zeit den Theil der Gelehrsamkeit aussuchten, dem sie ihr Leben widmen wollen; wenn zumal zu dem verständlich gemachten Grundbegriffe und den Bemerkungen des Verhältnisses eines Theiles der Gelehrsamkeit zu den übrigen noch richtige Urtheile von den Verhältnissen zu den mancherley Arten und Absichten des Lebens hinzukämen. Endlich würde der Ankömmling auf der Universität den schädlichen Rathschlägen des blinden Vorurtheils oder manchfaltigen Eigennutzes, bey der Einrichtung seiner Studien daselbst weniger ausgesetzt seyn; wenn er einige mehrere encyklopädische Einsichten mitbrächte.

Ich

Ich hielt es auch hier für rathsam, den Grundriß selbst zu entwerfen. Die Lehrbücher können überhaupt für einzelne Subiecte nicht so gut gefunden, als sie von einem Privatlehrer für seinen, ihm nach allen Kenntnissen und Absichten genau bekannten Eleven, entworfen, oder gleichwohl nur aus mehrern derselben dergestalten, daß man sie nicht für seine Arbeit ansehen dürfte, brauchbar ausgezogen werden können. Und es ist einleuchtend, daß bey uns dieser Fall ietzt vorzüglich eintrat *).

Man wird auch ohne mein Erinnern hiebey bedenken, daß es nicht darauf ankam, das Feld der menschlichen Erkenntniß in der Absicht aufs genauste zu durchsuchen, um die noch unbebauten, oder falsch angewandten, oder zu voreilig wieder verlassenen Plätze auszuforschen; sondern vielmehr die Wege zu bemerken, die von einem der bebauten Plätze zu den andern führen, und die vornehm-

*) Aber sollte ich nicht eben deswegen Bedenken tragen, einen solchen Entwurf hier mitzutheilen? Einige Leser wünschen doch vielleicht die ersten Linien davon zu sehen.

nehmsten wechselseitigen Einflüsse derselben untereinander.

Auch weiß ein ieder, der Versuche gemacht und verglichen hat, daß bey allen Eintheilungen einiges willkührlich ist, so nur durch die iedesmalige besondere Absicht genauer bestimmt werden kann, und einige Unbequemlichkeiten fast immer unvermeidlich bleiben; weil nemlich bey der iedesmaligen Anwendung der einzelnen Begriffe im gemeinen Gebrauche, die wenigsten male man sich nach der Bestimmung richtet, die aus der ordentlichsten Verbindung und Vertheilung aller untereinander entsteht.

Nach verschiedenen Versuchen schien es mir am natürlichsten und zweckmäßigsten, das Feld der Gelehrsamkeit nach den zwey Hauptstücken der menschlichen Erkenntniß, **Sachen** und **Zeichen**, in **Realkenntniß** und **Zeichenkenntniß** einzutheilen; obgleich bey der Bearbeitung der einzelnen Stücke die Absonderung nicht so völlig bleibt, sondern, wie überall, die Benennung nur a potiori hergenommen wird. Die Realkenntniß ist **Geschichte** oder **Lehre**. Die Geschichte ent=

enthält einzelne Bemerkungen. Auf einzelne Bemerkungen gründet sich alle natürliche Erkenntniß des Menschen. Die Geschichte ist also der Grund von allem. Alles was über die Kenntniß der einzelnen Dinge und Ereignisse hinausgeht, die Beschreibung der gemeinschaftlichen Beschaffenheiten, der Gattungen und Arten der Dinge, den Unterricht von den allgemeinen, von den beständigen Kräften der Natur, und ihren Wirkungsgesetzen, von dem Zusammenhange der Dinge als Ursachen und Wirkungen; alles dieses nenne ich Lehre. Sowohl die Geschichte als die Lehre ist entweder natürlich aus dem blossen Gebrauche der natürlichen, obgleich nicht in gleichem Grade gemeinen Kräfte der menschlichen Seele entstanden; oder übernatürlich geoffenbart. Um wirklich übernatürliche Offenbahrungen von erdichteten oder eingebildeten unterscheiden zu können, muß man die Natur kennen.

Die Geschichte der ganzen bekannten Natur, oder der merkwürdigsten Weltbegebenheiten, heißt Universalhistorie, in der weitläuftigsten Bedeutung dieses Worts.

Weil

Weil wir vom Himmel zu wenig wissen; so ist sie freylich immer hauptsächlich Erdgeschichte. Aber der Materie ist da zu viel, als daß nicht bald mehrere Theile hervorwachsen und groß genug werden müßten, um eigene Gebiete einzunehmen; wenn sie gleich immer in der Verbindung mit einander bleiben, daß einer dem andern Licht zuschikket. Fürs erste *) sondert sich der Mensch selbst ab, und will die Geschichte seines Ursprungs und seines Geschlechts wissen. Aus dieser Absicht entstehen die Universalhistorie in der engern Bedeutung, die **Geschichte des Menschengeschlechtes** nach allen seinen Vertheilungen und dem Einflusse ihrer Schicksale unter einander, die **Staatengeschichte**, und der pragmatischere Auszug derselben, die

*) Ich will damit nicht sagen, daß dieß iust die Ordnung der menschlichen Wißbegierde wäre. Es lassen nicht nur die ältesten Weltgeschichten die Geschichte vom Ursprung des Menschen der Geschichte vom Ursprunge der übrigen Dinge nachfolgen: sondern ich habe auch angemerkt, daß die Kinder früher darnach fragen, wo die Pflanzen und Blumen und Insekten herkommen, als nach dem Ursprunge der Menschen. Es kann dieß freylich auch von der Richtung herkommen, die man ihrer Neugierde geflissentlich giebt.

die Geschichte der Staatshändel, und die Geschichte der merkwürdigsten Erfindungen und Anstalten, durch die Mensch und Erde so grosse Veränderungen erlitten haben, der Religion, Gelehrsamkeit, Gesetzgebung, Künste, Gewerbe und Handlung. Die Geschichte der Menschheit, oder die Beschreibung des ursprünglichen Zustandes, der nachfolgenden Veränderungen, des allmäligen Wachsthums oder der Abnahme des menschlichen Geschlechtes an Erkenntniß Sitten und Glückseligkeit ist in den verschiedenen angezeigten Theilen der Weltgeschichte nothwendig enthalten; sie lässet sich aber mit viel Philosophie versetzen, und dadurch haben ihr einige Neuere ein eigenes Ansehn verschaffet. Die Geschichte der merkwürdigsten oder am meisten bemerkten Menschen kommt in ienen Theilen der Weltgeschichte eben auch vor; dennoch kann man die Biographie auch als einen besondern Theil der Geschichte ansehen; der sehr lehrreich werden kann, wenn der Geschichtschreiber vor dichterischen Zusätzen und rednerischen Uebertreibungen sich bewahrt, und die Elemente der grossen Eigenschaf-

schaften und Thaten aufzufinden, Gelegenheit, Ruhe und Scharfsinn genug hat. Der Schauplatz aller dieser Geschichten ist die Erde; die Kenntniß derselben verschaffen die **mathematische, physikalische,** und **statistische** Erdbeschreibung. Die Geschichtskunde erfordert viele Sprach- und Sachkenntnisse. Denn es ist schwer zu beobachten, schwer andere zu verstehen, und noch schwerer Erzählungen zu prüfen und zu läutern. Vorerkenntnisse, Begriffe von den Dingen die geschehen, oder geschehen seyn sollen, sind nöthig, um sie leichter und völliger gewahr zu werden, um die Begriffe anderer aus ihren Beschreibungen zu verstehen, und um Träume und Unmöglichkeiten vom Möglichen und Wirklichen zu unterscheiden. Aber eben diese eigenen Vorkenntnisse hindern auch öfters die Gewahrwerdung, verursachen falsche Auslegungen und Mißverständnisse, und machen daß man die Wahrheit verwirft, weil sie nicht so lautet, wie man sie erwartete und sonst gewohnt war. Sie erfordert ausser dieser Gelehrsamkeit, und diesen Verstandeskräften auch Sicherheit vor seinen eigenen

Nei-

Neigungen, und Kenntniß des menschlichen Herzens überhaupt. So bringen sich Lehre und Geschichte wechselseitig einander zur Vollkommenheit.

Unter denienigen Theilen der Gelehrsamkeit, deren eigentlicher Innhalt **Lehren** sind, hat es ein sehr wichtiger Theil allein mit den Grössen, und der Bestimmung ihrer Verhältnisse zu thun. Da von der bestimmten Grösse der angewandten Kraft, von Geschwindigkeit, Abstand und Menge der Actionen, iede Wirkung, alles in der Natur, abhängig ist: so ist leicht einzusehen, wie unentbehrlich zu iedweder gründlichen Erkenntniß, die **Grössenlehre** und die **Meßkunst** sind, denen die griechische Sprache auch vorzugsweise den Namen der **Lehre (Mathematik)** zuerkannt hat. Sie ist auch vielleicht wirklich der Zeitordnung nach **die erste Wissenschaft** gewesen; wie nicht nur aus der ältesten Geschichte der Gelehrsamkeit, sondern auch daraus sich folgern lässet, daß die mathematischen Lehren theils einfachere Gegenstände haben, die eher als andere deutlich gemacht und ergründet, und also früher wissenschaft-

lich gelehrt werden konnten; theils aber auch mehr als andere Kenntniſſe, Verbindung und ſyſtematiſche Einſicht erfordern, um verſtanden und benutzt zu werden, und alſo wiſſenſchaftlich gelehrt werden mußten.

Anwendung von der Mathematik läſſet ſich freylich hauptſächlich nur auf die körperlichen Dinge machen; und alſo in der **Phyſik** oder **Naturlehre**; weit weniger in der **Metaphyſik**, oder der Wiſſenſchaft von den unſichtbaren Dingen, weil es da an Vollſtändigkeit und Uebereinſtimmung der Begriffe zur Beſtimmung und Anwendung eines gemeinſchaftlichen Maaßſtabes fehlet. **Phyſik** und **Metaphyſik**, ſo wie in dieſem Gegenſatze auf einander die Worte hier genommen ſind, beſtehen beyde wieder aus vielen Theilen, indem ſie alle philoſophiſche Wiſſenſchaften, die **Medicin** mit eingerechnet, in ſich faſſen. **Allgemeine** und **beſondere**, **theoretiſche** und **practiſche** Theile können in beyden unterſchieden werden. Man kann aber auch mit dem groſſen **Verulam** die Eintheilung der Philoſophie von den dreyen Gegenſtänden ihres Unterrichtes, Gott, dem Menſchen

schen und der übrigen Natur hernehmen. Bey iedweder Eintheilung findet man leicht die Abstammung und Verbindungen der mancherley Theile der Physik, der allgemeinen Naturlehre, Specialphysik oder sogenannten Naturhistorie der drey Reiche, der Chymie, der Heilungskunst für Menschen und für das Vieh, der Theorien von den Leibesübungen, (in so fern sie nicht das Schöne, sondern die nutzbarste Anwendung körperlicher Kräfte betreffen) und endlich der in unsrem Jahrhunderte zur wissenschaftlichen Bearbeitung erhobener Theorien der mechanischen Künste und Handwerker. In der Metaphysik nach der weitläuftigsten Bedeutung des Wortes trifft man drey Hauptheile an, die Psychologie, die natürliche Theologie und die Metaphysik in der engern Bedeutung dieses Wortes. Letztere ist nemlich die Untersuchung der Realität unsrer allgemeinsten Begriffe, und ein Versuch, das Grundwesen, und die nothwendigen gemeinschaftlichen Beschaffenheiten aller Dinge, die einfachen unsichtbaren Elemente der Körper und das Wesen des Gei-

stes, einige mögliche oder muthmaßliche Gattungen der Geister und die Verknüpfung der Körper- und Geisterwelt mittelst dieser Begriffe und Grundsätze zu bestimmen. Sie macht uns mit der Natur des menschlichen Verstandes genauer bekannt; sie verschafft uns die Einsicht in den Grund und die Realität der, kraft der Ideenädsociation und des analogischen Schlusses, uns so natürlichen über das Wirkliche und Sichtbare hinausgehenden Vermuthungen, denen man leicht zu wenig oder zu viel traut, wenn man ihren Ursprung und ihr ganzes Verhältniß zu den Gesetzen des vernünftigen Denkens nicht gründlich erwogen hat; und sie setzt endlich in den Stand, die gefährlichsten Irrthümer gründlich zu bestreiten oder davor zu bewahren. Und in so fern ist sie der natürlichen Theologie, wie der geoffenbarten, unentbehrlich. Die Psychologie kann in die theoretische und praktische, oder wenn man Naturkenntniß und Regel auch hier lieber nicht trennen will, nach den zwo Hauptkräften der menschlichen Seele,

in

in die Vernunftlehre *) und Sittenlehre (Moral, praktische Philosophie), oder auch nach dreyen Gegenständen der Gefühle und Triebe der Seele, dem **Wahren**, Schönen und dem was **recht** ist, in **Vernunftlehre**, **Sittenlehre**, und **Aesthetik**, (Theorie der **schönen Künste und Wissenschaften**) getheilt werden. Die Sittenlehre und Aesthetik haben ihre mehresten Grundlehren miteinander gemein. Beyde beruhen auf der Kenntniß der menschlichen Neigungen und Gemüthsbewegungen, ihrer Gründe und Verknüpfungen; die eine, um mittelst derselben zu ergötzen, oder gewisse Entschliessungen hervorzubringen; die andere, um ihre Moralität, Unschuld oder Verderbniß auch aus ihren Quellen beurtheilen, und mittelst der Grundtriebe sie lenken und bessern zu können. Die **Sittenlehre** theilt man in die drey Haupttheile, nach den dreyen Absichten, in wel-

*) Zu dieser, als der Lehre vom menschlichen Verstande und seinen allgemeinsten Begriffen, haben einige, wie z. B. Locke, die Metaphysik in der zuletzt erklärten Bedeutung, größtentheils mitgezogen.

welchen die menschlichen Handlungen als recht oder unrecht betrachtet werden, ob sie nemlich äusserlich **recht**, mit Rechte von andern Menschen mit Gewalt nicht verhindert werden können, **innerlich recht** oder **rechtschaffen**, so wohl in Rücksicht auf die Beweggründe, von denen der Werth der Handlungen mit abhängt, als die Folgen fürs ganze menschliche Geschlecht, ia die ganze mit uns in Verbindung stehende Natur, und **klug**, oder nach Maaßgabe der Umstände, besonders der Neigungen und Absichten anderer Menschen, aufs beste und zweckmäßigste vorgenommen und genauer bestimmt. Diese drey Theile der Sittenlehre, das **Zwangsrecht**, oder **Recht der Natur**, wie es insgemein schlechthin genannt wird, die **Tugendlehre**, und die **Klugheitslehre** (**Politik**) unterscheiden sich, wie man aus diesen Grundbegriffen schon siehet, wie mehr und weniger vollständige Erkenntniß, von einander. Einen vierten Theil der Sittenlehre, die Lehre von dem **Wohlstande**, kann man zwar auch besonders abhandeln; aber auch zur Tugend und Klugheitslehre mit

rech-

rechnen. Die **Vernunftlehre** begreift in ihrem Umfange nothwendig auch mit die Grundlehren der **allgemeinen Sprach=** und **Redekunst**, desgleichen der **Kritik** und **Auslegungskunst** *).

Die dritte Hauptgattung menschlicher Erkenntniß von Sachen, die auf **vorgeschriebenen Erkenntnißgründen** beruht, und bisher nur die **Religion** und das **Recht** betroffen hat, kann demnach auf der einen Seite als Geschichte, auf der andern als Lehre angesehen werden; und hat auch der andern historischen und der philosophischen Erkenntniß unumgänglich nöthig.

Wir können ohne **Sprache** nicht zum Denken gelangen, nicht unsere Gedanken zur Beurtheilung und Berichtigung andern mittheilen, ohne Sprachkenntniß nicht die wichtigsten Denkmäler des menschlichen Verstandes uns zu Nutze machen. Es ist also leicht ein=

*) Ich habe mich beym Gebiete der Philosophie länger aufgehalten; theils weil ich glaubte, daß hier zu verweilen mir am ersten verziehen werden würde; theils weil ich einige Ideen beyläufig aufzuklären hoffte, auf welchen der Plan meiner philosophischen Lehrart beruht.

einzusehen, wie wesentlich mit der Sachkenntniß die Sprach- und Zeichenkenntniß überall verknüpft ist. Aber die Verknüpfung ist wechselseitig. Denn die Anwendung eines Zeichens zu einer gewissen Bedeutung ist eine Thatsache, und eine Folge von den Trieben der menschlichen Seele und gewissen äusserlichen Umständen. Sprechen, lesen, schreiben, verstehn und philologisch beurtheilen sind die Absichten der **Sprachkunde** oder **Philologie**; und die **Grammatik**, **Hermenevtik** und **Kritik** können so viele specielle Theile bekommen, als Gattungen von Sprachen und Schrift und schriftlichen Denkmälern es giebt. Sehr specielle und wichtige Theile derselben sind die **Diplomatik** und **Deschiffrirkunst**.

Nun habe ich noch über die Ausführung dieses Entwurfes einige Anmerkungen zu machen. Erstlich theilte ich denselben in den allgemeinen und besondern Theil, oder die Generalcharte und einige Specialcharten. Nemlich im ersten Theile suchte ich nur bloß die Begriffe von allen Theilen der Gelehrsamkeit durch ordentliche Definitionen, oder zweckmäßige Zergliederungen deutlich zu machen;

desgleichen bemerkte ich bey einem ieden die Absicht, und die vornehmsten Beziehungen aufs Leben oder andere Wissenschaften, und endlich zeigte ich etliche, nur etliche, der besten Bücher und einige der berühmtesten Arbeiter in iedwedem Fache an.

Der zweyte Theil lieferte eine weitere Entwickelung der Begriffe und des Innhalts einiger Theile der Gelehrsamkeit, in welchen Emil bisher noch keinen Unterricht bekommen hatte, und zu welchem ich ihm die Grundlage beyzubringen itzt für nöthig hielte. Dieses waren **Philosophie, Medicin** und **Jurisprudenz.** Mein Leser erschrecke nicht gleich vor diesen Namen. Es war gar nicht auf Polyhistorie damit angesehen. Ich war weder Jurist noch Mediciner, und nehme mir noch nicht heraus, einen oder den andern vorstellen zu wollen. Aber ich kannte Bücher. Und also war es mir ein leichtes, den Innhalt der Hauptttheile des **Röm. Rechtes**, und des **deutschen Staats- Privat- Peinlichen- Kirchlichen** und **Lehn- Rechtes** begreiflich anzugeben. Und so viel sollte doch, dünkt mich, von dem Umfange und

den Theilen der Rechtsgelehrsamkeit ein ieder wissen, der nahe daran ist, auf der Universität sein Hauptstudium daraus zu machen; ia ein iedweder Gelehrter.

Was die **Medicin** anbelangt: so begnügte ich mich nicht damit, eben also die Begriffe von **Physiologie, Pathologie** u. s. w. zu entwickeln; sondern ich wagte es auch, einige der faßlichsten und gemeinnützigsten Bemerkungen auszuziehen, von den Bestandtheilen und Elementen des menschlichen Körpers, von den Grundkräften und der Mechanik einiger der vornehmsten Lebensbewegungen, von den gemeinsten Ursachen der Krankheiten und der Bedeutung einiger im gemeinen Leben oft vorkommender und von den wenigsten recht verstandner Namen einiger Hauptgattungen der Krankheiten, von den gemeinsten Kennzeichen derselben, von der Naturgeschichte einiger Arzneymittel, von der Bedeutung der Apothekerzeichen, und endlich von den sichersten Mitteln, die iedweder Mensch in seiner Gewalt hat, seine Gesundheit zu bewahren und vielmals, auch ohne Gebrauch von Arzeneyen, durch blosse

Veränderung der Diät wiederum herzustellen, und von der so nothwendigen Anweisung über seine Gesundheit, und das, was ihr zuträglich oder nachtheilig ist, verständige Beobachtungen und vorsichtige Versuche anzustellen *).

Einen Vortheil war ich gewiß Emilen dadurch zu verschaffen, nemlich aufmerksamer ihn zu machen auf alle diese Dinge, und die Gelegenheiten etwas darinne zuzulernen; Grundideen ihm beyzubringen, denen die vorkommenden Bemerkungen sich beygesellen, Fächer zu eröffnen, in die sie sich ordnen konnten.

Ich dictirte diesen ganzen Grundriß in die Feder. So feind ich dem Dictiren auf Universitäten bin: so vortheilhaft scheint es mir bey den ersten Einleitungen zu den Wissenschaften zu seyn; zumal im Privatunterrichte,

*) Dieser eigenen Beobachtung und der dadurch bewirkten Ausrottung gewohnter Vorurtheile von dem nützlichen oder schädlichen Gebrauche gewisser Dinge, hat mancher seine bessere Gesundheit zu danken. Und wenn die Versuche vorsichtig sind, und ein vernünftiger Arzt dabey zu Rathe gezogen wird: so können sie keinen Schaden verursachen.

te, wo man immer nachsehen kann, wie geschrieben wird. Die Ideen sind da noch ganz neu; die Aufmerksamkeit ist noch weniger geübt: es ist also zuträglich, wenn die Ideen langsamer auf einander folgen, und Gesicht und Gehör sorgfältig zergliederte Eindrücke bekommen. Doch behaupte ich nicht, daß es iust immer geschehen müsse.

In Zeit von einem halben Jahre war der Grundriß geschrieben und einmal erklärt. Er ward so geschrieben, daß zum Eintrage neuer Bemerkungen reichlich Platz gelassen wurde. Und so blieb er selbst auf der Universität noch in manchem Fache das Buch der Collectaneen. Beym zweyten Cursus fieng ich auch an, Bemerkungen über die Schicksale der Wissenschaften beyzubringen, und hie und da der vornehmsten Streitfragen historisch Erwähnung zu thun, ohne mich in die Entscheidung desienigen einzulassen, was noch über unsere Begriffe war. Emil lernte dabey, wie vieles wir noch nicht wüßten, und daß überhaupt in den Wissenschaften manche schwer zu ergründende Tiefen seyn, welche

Ideen,

Ideen, so wie sie sich bey ihm stellten, allerhand gute Wirkungen hervorbrachten.

Dieß war also die erste Beschäftigung, die wir alle Tage vornahmen. In der nächstfolgenden Stunde lasen wir einen **lateinischen Schriftsteller**, viermal in der Woche einen historischen, und zwar itzt den **Livius**, einmal einen Redner, und einmal einen Dichter; in der letztern Zeit auch abwechselnd etwas von den philosophischen Schriften des **Cicero, Seneca** und ältern **Plinius**. Darauf giengen wir viermal in der Woche auf den **Fechtboden**, und zweymal auf die **Reitbahn**. In der vierten Stunde kam **Historie** und **Geographie** vor. Die Geographie wurde itzt mehr statistisch; die Historie bekam Zuwachs an pragmatischen Bemerkungen und universalhistorischen Verbindungen. Auch kam itzt erst Emilen die Lust zum Lesen **plutarchischer Lebensbeschreibungen**. Mich dünket, es war natürlich. Die Biographie kann nicht wohl interessiren, wenn man den Faden derjenigen Völkergeschichte nicht im Kopfe hat, in welchem die Geschichte der einzelnen Personen eingeflochten ist; und die ein-

gestreuten Bemerkungen des Psychologen und Politikers sind keine Kost für den Knaben. In der fünften Vormittagsstunde wurde zweymal in der Woche die **Geometrie** wiederholet, und viermal wurde Emil in der **Baukunst** von einem geschickten Lehrer unterrichtet.

Um zwey Uhr des **Nachmittages** kam viermal der **Musikmeister**. Zween Nachmittage mochten wir uns gerne freybehalten, zu längern Promenaden, zu Besuchen, zum Briefschreiben, zur beliebigen Lectüre oder andern willkürlichen Beschäftigungen. Um drey Uhr kam der Tanzmeister. In der folgenden Stunde wurden Uebersetzungen zu Papier gebracht. Dann nahmen wir das Italiänische vor, worinne die Progressen sehr geschwind waren; oder lasen, einer um den andern, etwas zur Naturgeschichte oder Sittenlehre, oder politischen Geschichte gehöriges laut vor.

Emil mußte itzt auch alle Wochen einen Aufsatz nach freyer Meditation machen, abwechselnd französisch, lateinisch oder deutsch. Länger durfte diese Uebung nicht aufgeschoben

ben werden. Ohne dieselbe wird es iungen Leuten, die sonst nicht ungeschickt sind, unglaublich schwer, wenn sie einmal im Ernste daran sollen. Bisweilen ließ ich ihn einen moralischen Grundsatz ausführen, bisweilen nur Auszüge machen aus Erzählungen, Beschreibungen oder Abhandlungen anderer, bisweilen Bericht erstatten von dem was er gehört oder gesehen hatte. Diese letztern Versuche schienen mir für künftige Absichten bey ihm vorzüglich wichtig.

Dieß war ia wohl auch **Vorübung der Philosophie**? Wie schöne Gelegenheit hatte ich nicht dabey, ihn mit den mancherley Denkarten des menschlichen Verstandes bekannt zu machen, und auch die **gewöhnlichsten Arten** der Uebereilung im Urtheile, und der Fehlschlüsse ihm zu zeigen? Eben dieses that ich auch beym Lesen unsrer Schriftsteller. Und so wurde Emilen der Innhalt und selbst die Kunstsprache der Logik grösstentheils bekannt, ehe er eine Logik in die Hand bekommen, oder, ausser dem nicht zwey Bogen starken Unterrichte, etwas zusammenhängendes von dieser Wissenschaft gelesen

lesen hatte; die freylich, wenn sie ergründet werden soll, Tiefen genug vorlegt, aber itzt noch nicht ergründet werden sollte *).

Ein

*) Es ist schon von andern bemerkt worden, daß es eine gedoppelte Logik oder Wissenschaft vom Denken giebt. Die eine beschreibt die mancherley Denkarten, die verschiedenen Formen unserer Gedanken und ihrer Verknüpfung, erklärt die Kunstbenennungen derselben, und unterscheidet, vermöge des faßlichsten Grundbegriffes von Wahrheit und Irrthum die richtigen und unrichtigen Denkarten. Die andere ist die Physiologie vom menschlichen Verstande und seinen Wirkungsgesetzen, sie sucht alle Beobachtungen möglichst zu ergründen, und mit einander zu verknüpfen, und liefert dadurch die genauere Bestimmung aller Sätze jenes ersten Unterrichtes und ihre Gründe. Jene erste Art von Logik ist die gemeine Schullogik, gewöhnlich mit einer unnützen Menge von Kunstwörtern, und unerheblichen Folgerungen aus den Erklärungen dieser Kunstwörter überladen, und sehr wenig würdig den Gegenstand eines halbjährigen akademischen Unterrichtes auszumachen. Das Nützlichste davon kann als exoterische Logik auf den Gymnasien gelehrt werden. Das Nützlichste davon mit dem psychologisch-physiologischen Unterrichte verbunden, giebt die akademische Logik, nach dem Begriffe, den mir die Untersuchung vorlängst an die Hand gegeben hat, und die Erfahrung immer mehr rechtfertigen wird. Die eine so wenig als die andere schickt sich für Knaben; die letztere aber am wenigsten, wie ich S. 220. schon erinnert habe; wo die hier genauer beschriebene akademische Logik unter dem Namen der philosophischen zu verstehen ist. Vor der phi-

Ein gleiches ließ sich itzt auch schon thun in Ansehung der übrigen Theile der Philosophie; und ich that es so gut ich es zu thun vermochte.

Aber ehe ich Emilen aus dieser Periode heraus, und in die eigentliche Laufbahn zur Gelehrsamkeit eintreten lasse, muß ich noch eine Frage untersuchen, die bey ihm zwar nicht vorkam, sonst aber oft genug erregt wird.

Durch welche Mittel kann es geschehen, daß noch im Jünglingsalter Lust zum Studieren und unverdroßner Fleiß erweckt wird; wenn es daran fehlet, nicht sowohl aus Mangel des Genies, als wegen der bisherigen Vernachläßigung oder übeln Behandlung?

Wenn es überall möglich ist: so müssen folgende Regeln es bewirken.

1. Man wähle neue und bewährte Lehrer.

2. Man

philosophischen oder akademischen Logik müssen allerhand philosophische Vorübungen vorangehen, wozu der Unterricht in der exoterischen Logik und andern Arbeiten Anlaß geben können, wie ich im Texte angemerkt habe.

2. Man verberge fürs erste die Schwierigkeiten, die, ohne wenn schon viele Lust und Unverdrossenheit da ist, nicht überwunden werden; und thue also bis dorthin auf Gründlichkeit Verzicht.

3. Vergleichungen mit andern, die weiter sind, muß man mit vorsichtiger Ueberlegung veranlassen oder vermeiden, wie man vermuthen kann, daß Aufmunterung oder Abschreckung daraus entsteht.

4. Mit Klugheit die Eindrücke der vortheilhaften Situation unwissender Personen verhindern oder berichtigen.

5. In Umgang mit solchen bringen, die mit Gelehrsamkeit Gefälligkeit verknüpfen.

6. Unvermerkt, so viel man kann, alles, Lectüre, gelegenheitliche Erzählungen, Reflexionen, Uebungsanlässe darnach einrichten, daß die Beweggründe belebt und verstärkt werden; und wenn dann der rechte Trieb da ist, ihn nicht erkalten lassen, die Arbeit mit dem Lehrlinge theilen, und durch ein nach allen Bedürfnissen sich richtendes Beyspiel unterhalten.

So wird allerdings im Jünglingsalter noch oft geschehen können, was im Knabenalter verabsäumt ward.

Die glückliche Wahl des Ortes, wo studiert werden soll, und insbesondere also auch die Wahl der Universität, wenn es dazu schon kömmt, indem die Crisis noch währet, ist eine Hauptsache hiebey.

An einem Orte, wo Fleiß allgemeine Sitte ist, wo man die unausstehlichste lange Weile haben würde, menn man nicht arbeiten wollte, wo eine Menge blühender Jünglinge aus den angesehensten Familien sind, alle Verächter der trägen Unwissenheit — An einem solchen Orte muß der Trieb zu den Wissenschaften gereizt werden, wenn nur irgend noch Kraft und Reizbarkeit da ist; zumal wenn Lehrer da sind, wie — an — einen hat; in dessen Hörsale, einer der glänzendesten Pflanzschulen künftiger Staatsmänner, Gründlichkeit und Anmuth sich vereinigen, und bey dessen Vortrage es unmöglich ist, nicht aufmerksam zu seyn.

Ein u. zwanzigstes Capitel.

Emil mit seinem Führer auf der Universität.

Diejenigen Absichten, die in dem oben beschriebenen Falle bey der Wahl einer Universität wichtige Gründe abgeben, fielen bey Emilen, dessen Eifer zu den Wissenschaften schon lange eher Mäßigung als Anreizung erforderte, gänzlich weg. Unterdessen waren gewisse andere Absichten und Verbindungen, die den Entschluß hervorbrachten, erst die Universität — hernach — zu beziehen. Ich werde mich nicht dabey aufhalten, von den Vorlesungen, die wir besuchten, besondere Rechenschaft zu geben; weil ich fürchte, daß nichts lehrreiches und gemein anwendbares dabey sich finden möchte. Ueberhaupt wird Emil itzt nicht mehr oft Scene machen. Es war so weit mit ihm gekommen, daß er ohne viele Gefahr sich hätte allein überlassen werden können. Unterdessen würde ich doch in einem gleichen Falle nicht leicht dazu rathen, einen Jüngling von 17

Jah=

Jahren allein auf Universitäten gehen zu lassen. Je vernünftiger er schon denket, desto lieber wird er es sehen, daß ein verständiger Freund von mehrerer Erfahrung ihn begleitet. Und demienigen, dem ein solcher Begleiter verhaßt ist, möchte er doch wohl am wenigsten entbehrlich seyn.

Der Hofmeister kann auf Universitäten erstlich dem Studieren Vorschub thun. Fast in keiner Periode werden mehrere und schädlichere Fehler im Studieren begangen, als auf Akademien; wenn man, wie gewöhnlich, ohne Begriffe von dem Wesen und den Verhältnissen der Wissenschaften dahin kömmt, und sich selbst überlassen ist. Was ist gemeiner als das Bekenntniß am Ende des akademischen Cursus, oder später noch, daß wenn man nun erst noch einmal anzufangen hätte, man es viel besser machen wollte; daß man manches nützliche verabsäumt, und mit minder nützlichen Dingen sich geplagt habe; daß man mit halbem Fleisse mehr hätte ausrichten können, wenn man es klüger angefangen hätte. Nicht zu gedenken, daß manchem

alle Luſt darüber vergeht, weil er in die vorgeſchlagene Art zu ſtudieren ſich nicht zu finden, und für ſein Genie und ſeine Bedürfniſſe ſich keine zu ſchaffen weiß. Der Plan, der zu Hauſe gemacht und mitgegeben wird, paßt oft nicht in die Umſtände, die man vorfindet; oft wird er aufgegeben, weil er von denenienigen mit entſcheidender Verachtung verworfen wird, deren Urtheil zu läutern man noch nicht Einſicht genug hat. Von den Rathſchlägen derer, die an dem Orte ſind, läßt ſich auch nicht immer vieles erwarten. Der eine räth nach Nebenabſichten; der andere räth gar nicht, weil er den Verdacht von ſolchen Nebenabſichten, oder andere Vorwürfe befürchtet. Und der wie vielſte iſt im Stande, dem iungen Studierenden genau nach allen ſeinen Umſtänden zu rathen? Wer kann es beſſer, als der würdige Hofmeiſter, der von allem ſchon Erfahrung hat, und die Abſichten ſowohl als Neigungen und Fähigkeiten des iungen Herrn genau kennet?

Wenn er auch nicht dieſelben Facultätswiſſenſchaften ſchon ſtudiert hat, denen der an=

andere sich widmen soll; wenn er nur in Sprachkenntniß und Philosophie ihm voraus ist, gleichwie in der Uebung im Denken: so wird er ihm noch immer ein nützlicher Gehülfe bey der Einrichtung seiner Studien, bey der Vorbereitung und Wiederholung seyn können. Ja wofern der Hofmeister den Entschluß fasset, sein eigenes Hauptstudium aus eben denselben Wissenschaften nun zu machen: so kann er vielleicht vorzüglich nützlich seyn, die Nacheiferung des Eleven zu erwecken; da manchmal ein anderer, durch seine aufrichtige oder aus Eitelkeit angenommene Verachtung gegen ihm schon längst bekannte — vielleicht nie recht bekannte — Dinge, dem Anvertrauten eine ähnliche ihm nachtheilige Geringschätzung beybringt.

Wenn der Hofmeister, etwa wegen seines Alters, von der Begleitung in die Lehrstunden befreyt ist — wiewohl ich einen recht würdigen sechzigjährigen Hofmeister täglich zweymal in dem Hörsaale eines halb so alten Lehrers gesehen habe — so wird derselbe dennoch, nicht nur in den andern Angelegenheiten,

sondern auch beym Studieren durch Aufsicht und Direction, noch Nutzen schaffen können.

Eine Hauptpflicht des Hofmeisters hiebey ist, daß er dem Lehrlinge das Studieren zwar nicht so leicht, daß dieser sich und seine Einsichten gar nicht kennen, oder nicht für sich allein und mit mühsamer Anstrengung nachdenken lernte, aber auch nicht zuwider macht, durch die Art, wie er ihn dazu anhält, vorbereitet oder mit ihm wiederholet.

Wenn bey dieser Beschäftigung wie gar leicht geschieht, Streitigkeiten unter ihnen entstehn: so muß der Klügere es nicht so weit kommen lassen, daß Heftigkeit oder Erbitterung daraus erfolgen. Durch Hitze und empfindliche Ausdrücke richtet man ia doch nichts aus, wenn man gleich Recht hat; und der Hofmeister kann sich auch irren.

Auch ist es ohne Zweifel besser, wenn ein und das andere mal nicht wiederholet wird, um die Lust zu erhalten, als wenn Widerwille durch strenge Ordnung erweckt wird.

Der zweyte Artickel, wo der Hofmeister gute Dienste thun kann, ist die **Wirtschaft.**

Die

Die Erfahrung hat es schon oft gelehrt, wie groß der Irrthum seyn kann, wenn Eltern dadurch etwas zu erspahren hoffen, daß sie ihre Söhne ohne Hofmeister hinaus schicken. Der Unterschied war gar oft nicht der, daß der iunge Herr weniger kostete; sondern daß er weniger Ehre, weniger wahres Vergnügen und weniger Nutzen von seinem Aufwande hatte. Wer also nicht muß, wird in den mehresten Fällen nicht recht thun, wenn er durch Abschaffung des Hofmeisters zu spahren sucht. Es giebt freylich bisweilen Begleiter, die zu unnöthigen Ausgaben nicht nur die Hände bieten, sondern ihnen wohl selbst Vorschub thun; so wie es Jünglinge giebt, die unverbesserlich wirtschaften. Aber dieß sind doch seltene Fälle.

Man wird nicht erwarten, daß ich die Summe angebe, die zur Unterhaltung eines iungen Herren mit Hofmeister und Bedienten auf Universitäten erforderlich ist; da dieselbe von der Lebensart des Ortes und andern veränderlichen Umständen so sehr abhängig ist. Aber ich will versuchen, durch einige Be-

trachtungen die Grundsätze zu bestimmen, nach welchen sich die Eltern und Hofmeister in ihren Beurtheilungen einigermassen richten können.

Es wird allerdings von den Studierenden auf Universitäten viel unnöthiger Aufwand gemacht. Nirgend wäre es weniger nöthig, in Kleidern prächtig zu seyn, als da, wo es einem ieden so leicht ist, sich alle Achtung, die er nur immer erwarten kann ohne diesen Schimmer zu verschaffen; wo es niemand von einem fordert. Der Hofmann muß an Prachttagen mit einem neuen Feyerkleide erscheinen. Aber wem hat der Studierende auf diese Art seine Aufmerksamkeit zu beweisen; wer weiß ihm Dank dafür? Ich weiß was mancher hierauf antworten würde. Aber das sind Kleinigkeiten, die keine ernstliche Widerlegung verdienen.

Ueberhaupt macht dem Studierenden ein grosser Aufwand am allerwenigsten Ehre. Wenn er ihn aushalten kann: so ist es doch nicht sein Verdienst. Und wenn er leichtsinnig

nig genug ist, Schulden darum zu machen, die er nicht bezahlen kann; welche Schande! Wenn seine Eltern oder Geschwister darüber darben müssen, welche Ungerechtigkeit! Wenn er selbst doppelt so viele Jahre dafür sich erniedrigen muß, daß er sich zu frühe erheben wollte, dafür kümmerlich sich behelfen muß, daß er weggeschleidert hat; welche Ungereimtheit!

Eine andere Art von höchst unnöthigem Aufwande eines Studierenden, die doch seltener vorkömmt, sind die Gastereyen. Ich nenne sie höchst unnöthig, und wüßte nicht, was man dagegen mit Bestand einwenden könnte. Gerne hätte ich sie unschicklich genannt. Aber es ist freylich der Fehler unserer Sitten sich wechselsweise mit Höflichkeiten zu plagen, allgemeiner, als daß man ihn in einem Falle allein hart rügen dürfte. Unterdessen darf er doch am ehesten gerügt werden, wo er am wenigsten zu verzeihen ist. Daß hier nicht die Rede ist von freundschaftlichen Abendmahlzeiten etlicher Vertrau-

ten

ten wo alles Gepränge und alle Kosten von Beträchtlichkeit wegfallen, versteht sich *). Aller an sich unnöthigen Aufwand kann freylich auch auf Universitäten nicht immer vermieden werden. Und Eltern wären ungerecht, wenn sie dieses vom Hofmeister fordern, oder um hundert Thaler willen, die jährlich mehr verzehrt worden sind, einem sonst erprobten Manne, empfindliche Erinnerungen machen wollten. Man kann sich nicht immer von allen kostbaren Lustbarkeiten ausschliessen, wenn gleich Hofmeister und Eleve einig sind; und wie viel öfter will es nicht der erste nur allein?

Die Klugheit befiehlt es bisweilen, einen solchen Aufwand, den man der Gesellschaft wegen mit machen muß, als ob man es mit Vergnügen thäte, mitzumachen; um unangenehme Vorwürfe desto eher zu vermeiden, wenn man die andern male, unter gu-

*) Ich weiß auch wohl, daß mancher das Vermögen hat, diesen Aufwand mit Anstand zu machen, und daß an einem Orte mehr Gelegenheit und Anreizung dazu ist, als am andern. Aber meinen Beyfall kann ich ihm doch nicht leicht geben.

ten

ten Vorwendungen, es nicht thut. Kann man in andern Stücken mit einer Erklärung sich von allen fernern Zumuthungen befreyen; so ist dieß freylich noch besser. Aber es lassen sich darüber nicht gut allgemeine Regeln geben.

Wollen die Eltern das Nöthige nicht hergeben: so ist der Hofmeister seines Amtes entlassen. Macht der iunge Herr für sich Schulden; und der Hofmeister hat nicht über ihn und über die Casse Gewalt genug, um den Fehler wieder zu verbessern, und auf die Zukunft ihn zu verhindern: so muß er es den Eltern melden; ob sie einigermassen aus Noth, oder aus was für Ursachen sie entstanden sind, ihnen aufrichtig eröffnen, und vernehmen, was sie Willens sind.

Endlich kann der Hofmeister in Absicht der Sitten auf Universitäten von vielem Nutzen seyn. Einmal ist da in manchen Dingen eine so eigene Etiquette, daß einer noch so gut zu iedwedem andern Umgange gebildet, und doch hier in Verlegenheit seyn, und Fehler begehen kann, die oft von erheb-

lichen

lichen Folgen sind. Sodann ist, bey einer solchen Menge aus vielerley Gegenden und Ständen zusammen dringender, der Freyheit noch grösstentheils ungewohnter Jünglinge, die Verführung immer sehr groß. Da kann nun freylich auch der Hofmeister, wiederum nicht alles verhindern. Aber doch vieles, mehrentheils doch das Schlimmste.

Wie weit die Gewalt des Hofmeisters auf Universitäten gehen, und durch was für Mittel er sich da in Ansehen zu erhalten suchen könne; darüber will ich mich itzt ausführlicher erklären.

Vielerley Kräfte widersetzen sich dieser Gewalt; die so oft mißverstandne Idee von akademischer Freyheit; die vielen jungen Leute gleiche Standes und Alters, die, ohne Hofmeister, oder bey einem wenig geachteten Hofmeister, einer mehrern Unabhängigkeit geniessen; und, entweder aus eigennützigen Absichten, oder aus unbedachtsamen Wohlwollen, dem andern eine gleiche Freyheit zu verschaffen trachten; das immer wachsende Zutrauen zu sich selbst, und die Ueber-

re-

redung, sich selbst regieren zu können, welche Ueberredung aus Kinderliebe oder Sparsamkeit vielleicht den Eltern auch entsteht. — Alle diese Umstände machen es gewiß mehrentheils schwer, sich im hinlänglichen Ansehn zu erhalten.

Einen grossen Vortheil hat freylich derienige voraus, der von Kindheit an der Pflegvater des iungen Herrn gewesen ist; und dadurch ein mehreres Zutrauen bey den Eltern sich erworben, und tiefere Eindrücke der Ehrfurcht in dem Gemüthe des Eleven gemacht hat. Doch was auch dieses für einen Unterschied machen kann: so bleiben doch die vornehmsten Regeln des Hofmeisters, um sich in Ansehn zu setzen oder darinne zu erhalten, ohne Zweifel hier immer diese. Erstlich daß er sich in Acht nimmt, nicht mehr Gewalt gebrauchen zu wollen, als er zu behaupten im Stande ist.

Qui veut tout pouvoir, ne doit pas tout oser.

Es ist nicht genug, daß die Eltern in der feyerlichen Instruction ihm diese oder iene

Gewalt übertrugen. Es kömmt darauf an, wie weit es ihnen von Herzen gieng; wie viel Ansehen sie selbst haben, und wie viele Rechtschaffenheit und Einsichten, um beym Klaglibell, oder der Vertheidigung des Sohnes, den Mentor zu rechtfertigen und zu unterstützen.

Er muß also lieber manches geschehen lassen, wenn es anders nicht, als gerade zu und mit Gewalt, verhindert werden kann; als daß er Mittel gebraucht, die den Eleven zu sehr gegen ihn aufbringen, und sein ganzes Ansehn in Gefahr setzen.

Wenn dieses seiner Rechtschaffenheit wehe thut: so darf er nur erwägen, ob er nicht auf iedwede andere Art noch weniger ausrichten, ob es nicht seinem Zögling noch nachtheiliger seyn würde, wenn er ihn gar verließ.

Um nicht bey den Eltern in Verantwortung zu kommen, muß er ihnen überhaupt ohne alle Zurückhaltung berichten, wie weit er es mit seinem Anvertrauten bringen kann; und auch einzelne Vorfälle, die noch wichti-

ge Folgen nach sich ziehen könnten, ihnen nicht verschweigen; wenn er von dem Beystand der Eltern irgend etwas hoffen kann *).

Aber was werden die Kunstrichter von ihm denken, wenn sie ihn so gleichgültig und unthätig bey den Fehlern und Vergehungen des iungen Herrn sehen?

Wenn seine Aufführung ihn sonst als einen verständigen und rechtschaffenen Mann aus-

*) Uebrigens rathe ich den Hofmeistern einmal für allemal, mit den unangenehmen Berichten an die Eltern sparsam zu seyn, und sie vor allen Dingen nicht in der Hitze abzufassen. Denn 1) machen sie den Eltern dadurch manche unnöthige Sorge und Bekümmernisse; 2) schadet es der Liebe ihrer Anvertrauten zu ihnen; 3) ihrem Ansehn sowohl bey den Untergebenen als bey den Eltern, indem es doch immer ein Geständniß ist, daß sie nicht recht viel ausrichten können; 4) geht die Denkart der Eltern bisweilen dahin, daß sie durch den Hofmeister sich der Last entledigen wollen, mit der Erziehung ihrer Kinder sich abzugeben, und des Verdrusses, an ihren Unarten Theil zu nehmen; 5) läuft derselbe also aus mehrern Ursachen in Gefahr, sich den Eltern verhaßt zu machen, und sie auf die Gedanken zu bringen, daß die Schuld an ihm liegen müsse, wenn er zu oft sich beklagt. Nur also, so oft und so weit er hoffen kann, von dem Mitwissen der Eltern wahren Vortheil zu ziehen.

auszeichnet: so wird diese anscheinende Gleichgültigkeit und Unthätigkeit ihm zum Verdienste angerechnet werden, und Ehre machen bey den Vernünftigen. Und diese werden Stützen und Vertheidiger seiner Ehre seyn gegen kurzsichtige oder verläumderische Beurtheiler, die manchmal auch nur aus niederträchtigen Absichten so unzufrieden sind.

Daraus folgt, daß ein Hofmeister, der in dieser kritischen Lage ist, wohl daran thut, wenn er sich den angesehnsten Männern, die ihn zu beurtheilen im Stande sind, näher bekannt macht, um sich ihrer Achtung zu versichern. Vielleicht kann ihm auch ihr Rath bisweilen nützlich seyn.

Auch der angesehnsten Studierenden Liebe und Achtung kann ihm von grossem Werthe seyn. Er verschafft sie sich, indem er nie weder altklug noch ausgelassen sich bezeigt, in allen Kleinigkeiten gefällig ist, vertraulich scheint und im Grunde es nicht ist; besonders wenn er auf eine ungezwungene Weise es dahin bringt, daß man ihn für einen Mann hält, der Welt hat, und wohl eher

für

für einen erfahrnen Meister in anständigen Vergnügungen als für einen Pedanten.

Ein Hofmeister der sich so zu mäßigen weiß, dabey die Achtung und Freundschaft der angesehnsten Mitglieder der Gesellschaft besitzet, und selbst in allen Stücken **ein gutes Beyspiel** giebt, wird gewiß viel ausrichten; wenn gleich nicht alles, was er wünscht, doch gewiß alles, was unter solchen Umständen geschehen kann. Diesen Hofmeister wird niemand, der nur halb offne Augen hat, mit ienem andern verwechseln, der aus **wahrer** innerer Gleichgültigkeit, oder aus Furcht die Stelle zu verlieren, oder weil er selbst Nachsicht nöthig hat, den Anvertrauten machen lässet, was er will.

Er wird beobachten, mehr als der iunge Herr vermuthet, und Einfluß haben, wo dieser glaubt, daß derselbe von gar nichts wisse.

Aus dem bisherigen wird sich nun wohl auch die Frage beantworten lassen: ob der Hofmeister auf Universitäten den Eleven überall hinbegleiten, nicht eine Stunde ihn allein, zu Hause oder auffer Hause, lassen

soll? Wer die Sache nicht aus abstracten Begriffen übersieht, sondern nach Erfahrungen erwägt, wird bald einsehen, daß eine solche Einschränkung nicht angeht. Sie verräth zu vieles Mißtrauen, und Mißtrauen bringt oft erst auf böse Anschläge; sie macht den Hofmeister allzubeschwerlich und den Eleven bey andern seines gleichen verächtlich; und die Veränderung, die nun bevorstehet, wenn der iunge Herr vom Hofmeister weggenommen wird, ist wieder dann auf einmal zu groß. Alle Veränderungen müssen allmälig gemacht werden; dieß ist das grosse Gesetz der Natur und der Klugheit.

Aber wenn nun einmal in der Abwesenheit des Hofmeisters etwas Böses geschieht; hat er es nicht zu verantworten?

Freylich werden ihm von unbilligen Beurtheilern Vorwürfe darüber gemacht werden. Aber nicht mit Grunde; wenn ihm weiter nichts zur Last gelegt werden kann, als daß er nicht immer um den Eleven ist.

Allerdings kann auch auf der andern Seite die Sache zu weit gehen. Wenn der Hofmeister gewöhnlich seine Parties de Plaisir

für

für sich hätte, und der iunge Herr die seini=
gen wieder für sich; und so Tage vergiengen,
ohne daß der eine von dem andern, wo und
wie er sich befindet, etwas wüßte; da würde
wohl freylich der Vorwand einer entfernten
und geheimen Aufsicht unwahrscheinlich wer=
den.

Wissen muß der Hofmeister, wenn noch
einigermassen Ordnung und Harmonie seyn
soll, alle Gänge des Eleven. Und um ihm
diese Abhängigkeit desto weniger verhaßt wer=
den zu lassen, setze er sich in eine gleiche Ab=
hängigkeit, und sage es ihm iedesmal, wenn
er alleine ausgeht. Die Regel wenigstens
muß so seyn; Ausnahmen lasse ich beyden
Theilen wohl bisweilen gelten.

Leider sind wir bey aller unsrer Verfeine=
rung der Sitten, bey aller Philosophie an
den Höfen, in Ansehung der Zweykämpfe
noch im Geschmacke der barbarischen Jahr=
hunderte. So lange die Herren der Länder
in ihrer Gesetzgebung und ihrem Verhalten
nicht übereinstimmender werden; so lange sie
die wahre Tapferkeit, den Muth eines *Ver-*

mari *) und die aufbrausende Hitze, die vom Mangel der Vernunft und edler Gefühle herkömmt, mit Nachdrucke zu unterscheiden sich nicht sorgfältiger angelegen seyn lassen; so lange sie nicht Beleidigungen der Ehre selbst zu untersuchen, und nach vernünftigen Gesetzen zu richten Entschlossenheit und edlen Eifer genug haben: so lange wird es auch

auf

*) Von diesem Officier, dessen persönliche Tapferkeit und gute Gemüthsart in hiesigen Landen noch sehr im ruhmvollen Andenken sind, erzählt man, daß er nie einer Ausforderung zum Zweykampfe gehorcht, sondern denen, die ihn darüber feig scholten, kaltblütig geantwortet, daß sie das Gegentheil zu gut von ihm wüßten. Im vorigen Kriege widerlegte er einmal auf der Stelle diese Beschuldigung, indem er allein unter die Feinde ritt, etliche derselben niedersäbelte, und den Zänker dann aufforderte es ihm nachzuthun. Wer durch seine ganze Aufführung beweiset, daß ihm nichts so heilig ist, als seine Pflichten, daß er sein Leben nicht mehr zu achten im Stande ist, wenn es die Pflicht von ihm fordert, daß er sich nur vor der Sünde fürchtet, sonst vor nichts — der kann unmöglich durch einen abgeschlagenen Duell die Achtung derer verlieren, die noch einige Empfindung gegen die Vorstellungen der Vernunft haben. Aber wer in andern Dingen sich nicht scheut, seiner Neigung das Gesetz aufzuopfern, und Muth genug hat zu sündigen, wenn keine Gefahr dabey ist; der hat freylich keine Ehre davon zu erwarten, wenn er sich auf keinen Zweykampf einlässet.

auf Universitäten nicht möglich seyn, diesen unsinnigen Gebrauch gänzlich abzuschaffen.

Und was soll denn der gute Hofmeister dabey thun? Er kann diese sogenannten Händel nicht allemal verhindern; weil er sie nicht allemal wissen kann. Und ich muß hinzusetzen, er darf sie nicht allemal durchaus verhindern; weil aus einem solchen Handel, der itzt noch unbedeutender gemacht werden kann, bald oder lange hernach noch schlimmere entstehen können.

Aber dieses eingestanden, behaupte ich denn auch, daß, so wie ein iunger Mensch, der überhaupt eine anständige Aufführung hat, und besonders Vorsicht in der Wahl der Gesellschaften, und Mäßigung im Urtheile und in den Reden von Abwesenden, und immer, zumal auch beym Anfange der Zänkereyen, kalt Blut besitzet, diese Händel fast überall vermeidet; der Hofmeister gleichfalls viele Gelegenheit hat, ihnen noch zur rechten Zeit vorzubeugen. Aber es gehört dazu gewissermassen esoterische Philosophie, die dem der Erfahrungen und Ueberlegung hat, nicht sehr nöthig, und den andern nicht heilsam ist.

Soll der Hofmeister, ehe er auf die Universität führet, über diesen Artikel sich vorher besondere Instruction von den Eltern ausbitten? Er kann es thun. Aber viel Hülfe wird er schwerlich davon haben. Die Fälle können bisweilen so ernstlich kommen, daß er den Eltern davon Nachricht geben, und die Sache so lange aufzuhalten suchen muß.

Je mehr der iunge Herr aufwächset; desto mehr suchen insgemein die Bedienten sich an ihn zu wenden; und er hat wohl selbst Lust dem Hofmeister das Recht über sie streitig zu machen. Aber es wäre ungereimt, wenn derienige, dem das Herz und der Verstand des Sohnes anvertraut ist, nicht Herr seyn sollte über den, der für die Kleidung und die Teller zu sorgen hat. Ein guter Bedienter ist mir ein achtbarer und manchmal ehrwürdiger Mensch. Er kann um das Leben und die Gesundheit des iungen Herren eben so grosse Verdienste haben, als der Hofmeister; er ist nichts gleichgültiges in Ansehung der übrigen Absichten. Aber die Wahl müßte doch sehr ungleich ausgefallen seyn, wenn der Bediente den Eltern mehr werth

seyn

seyn sollte, als der Hofmeister. Und wenn dieses nicht der Fall ist: so muß der Bediente auffer dem Hause dahin angewiesen seyn, lediglich von dem Hofmeister abzuhangen. Das wird alsdenn der Hofmeister doch wohl von selbsten einsehen, daß es unbillig seyn würde, wenn er an seinen Berathschlagungen über die Bedienung die Eltern nicht wollte Theil nehmen lassen; und unhöflich, wenn er, wofern nicht die Gefahr keinen Aufschub erlaubt, zu allen wichtigen Veränderungen nicht die Einwilligung der Eltern einholen wollte.

Zwey u. zwanzigstes Capitel.

Gedanken über die Reisen.

In den Ferien machten wir gewöhnlich kleine Reisen in die nicht zu entlegenen Residenzen, Handelsstädte, und andere merkwürdige Orte und Gegenden. Emil fand viele Lust daran; sein Begleiter nicht weniger. Und ansehnliche Theile von Ober- und Nieder-Sachsen hatten wir schon auf diese Weise kennen lernen. Beyder Wunsch und Hoffnung

aber war, nach geendigten akademischen Studien und einem halbjährigen Aufenthalte weckselsweise zu Hause und an den benachbarten Höfen, eine grosse Reise mit einander zu machen durch Deutschland und einige andere Reiche.

Erst, war unser Plan, in dem freyen Helvetien unsern Aufenthalt zu wählen; daselbst gesunde reine Luft einzuathmen, unser Aug durch die manchfaltigen und maiestätischen Auftritte der Natur, und unser Herz durch die Sympathie mit guten, und in der mittleren Stufe der bürgerlichen Verfeinerung glücklichen Menschen zu stärken; von dortaus Excursionen in die mittäglichen für unsere Zwecke merkwürdigeren Provinzen Frankreichs anzustellen, und das schon zu oft besehene, wenn gleich unübersehlich grosse, und uns besonders durch die Vortreflichkeit seiner Policeyanstalten reizende Paris für dießmal seitwärts liegen zu lassen; endlich in Italien die Milde und den Ungestümm der Natur, die geheimen Kunstgriffe und Fehler der schleichenden und gewaltsamen Politik, und die nicht veraldenten Denkmäler

glän-

glänzender Jahrhunderte zu studieren; und damit unsre erste Reise, auf die wir achtzehen Monathe rechneten, zu beschliessen.

Alsdenn glaubten wir unsern Verstand hinlänglich geübt zu haben, um das seine tiefe Staatskunst unter dem Anstriche ländlicher Simplicität oft verbergende Batavien, den Mittelpunkt der europäischen Handlung, das Meisterstück der Industrie; und darauf das Land der Originalcharaktere, und die nicht mehr ohne Schauer anzublickende Macht Britanniens mit Nutzen zu besehen.

Also aufgeklärt gedachten wir endlich die Hauptstädte der Deutschen zu besuchen, um unser vaterländisches Reich mit den Fehlern und Vollkommenheiten anderer Reiche zu vergleichen; und auf diese Weise das Land, welches uns am meisten angieng, am besten kennen zu lernen; und endlich da Verbindungen einzugehn, wo wir hoffen könnten, das mehreste Gute zu stiften.

Diese Anschläge und Wünsche wurden nur zum Theil, und in Ansehung des ältern Freundes fast gar nicht erfüllt; den die Vorsehung

eher

eher als er es erwartet hatte, von seinem Geliebten trennete.

Dieß hindert mich nicht, einige Gedanken über die Reisen hieher zu setzen, die denjenigen, welche dieses Buch ihrer Aufmerksamkeit würdigen, nicht ganz gleichgültig seyn werden.

Man kann mit erheblichen Gründen zweifeln, ob die Reisen Nutzen genug bringen, um so viel Geld darauf zu verwenden, oft Leben und Gesundheit in Gefahr darüber zu setzen. In unsern Zeiten kann man denken, sey es leicht, durch mündlichen oder schriftlichen Unterricht anderer, die Merkwürdigkeiten der Länder, so genau als man nur zu wünschen Ursache hat, sich bekannt zu machen. Zu dem komme, daß die meisten europäischen Nationen durch Nachahmung und Vermischung unter einander sich so ähnlich geworden seyn, daß wer ein Land gesehen hat, die andern so gut als auch gesehen habe. Endlich können diese Reisen doch meistentheils nicht anders, als so eilfertig gemacht werden, daß von den flüchtigen Blicken und der halben Untersuchung mehr eitler Dünkel und

neue

neue Vorurtheile, als wahres Wissen, zu erwarten stünden.

Aber wie viele particuläre Wahrheit auch in diesen Urtheilen seyn mag; so lässet sich doch nicht läugnen, daß für einen Mann, der Natur und Sitten gründlich kennen lernen will, die eigene Beobachtung auf Reisen sehr wichtig und von grossem Nutzen seyn kann.

Es ist ein gar zu grosser Unterschied zwischen Begriffen, die man sich, aus Beschreibungen anderer, nur analogisch nachgebildet hat, und zwischen Begriffen des eigenen Schauens. Je kühner einer ist, ie lebhafter durch sein Genie; desto weiter kann ihn seine Einbildung abführen von dem was wahr ist. Ist er schüchtern und mißtrauisch: so werden ihm seine wichtigsten Vorstellungen oft unbrauchbar; er traut sie nicht anzugeben, weil er fürchtet nicht genug gesehen zu haben, und von andern beschämt zu werden. Und ach, es bleibt doch so vieles noch übrig was wir uns nur einbilden müssen! Natürlich aber ist es, daß derienige, der mehr gesehen

hat,

hat, ein mehreres auch im Stande ist durch analogische Ideen sich richtig vorzustellen.

Wenn ferner eingeräumt werden muß, daß die mehresten so reisen, daß sie wenig wahres Wissen mitbringen: folgt denn nicht daraus, daß man um so viel weniger Zutrauen haben könne zu den Nachrichten, die andere von ihren Beobachtungen uns mittheilen? Die einheimischen Schriftsteller dürfen und wollen uns nicht alles sagen, sagen uns nicht just das, was wir wissen möchten. Wie andere sich geirrt haben: so kann man freylich sich auch irren. Aber man kann doch bey seinen eigenen Beobachtungen das Gewisse vom Ungewissen eher unterscheiden, und überall den Grad des Zutrauens richtiger bestimmen. Wenn man noch weiter bedenkt, wie vieles sich beständig ändert in den politischen Verfassungen der Länder, in einem halben Jahrhunderte, oft in zehn oder weniger Jahren einer andern Regierung oder eines andern Staatsministers: so muß dieses Mißtrauen gegen die Nachrichten der Reisebeschreiber und Geographen noch mehr verstärkt werden.

End-

Endlich wenn es auch viele male nur Vorurtheil wäre, auf die Reisen ein grosses zu rechnen: wie sehr ist nicht oft daran gelegen, das Vorurtheil für sich zu haben? Zumal ein solches Vorurtheil, welches, wenn es auch bisweilen ganz trügt, doch immer so viele Vermuthungsgründe für sich hat?

Aber auch das Vergnügen, das die Reisen bringen, ist schon etwas werth. Wie viele leere Stunden füllt nicht das Andenken derselben aus? Wie oft erneuert sich nicht die Seele den Genuß desselben; einen Genuß der in diesem Nachschmacke oft süsser ist, als zuerst, wo ihn die untermischten unangenehmen Empfindungen verbitterten, deren die Seele sich itzt entschlagen kann; einen Genuß der auch in demienigen Alter die Seele noch labt, wo neue volle Empfindungen nicht mehr leicht zu Theil werden.

Mancher freylich, der iede reizende Idee zur herrischen Begierde werden lässet, wird durch seine Reisen unglücklicher; und derienige, der mehr Geschmack an der Verachtung findet als an der Billigung, und am größten sich dünket, wenn er alles um sich

herum

herum gering schätzet, kann seine Hypochondrie oder Tadelsucht durch Reisen nur noch vermehren.

Aber den Thoren ist alles gefährlich. Der Weise, der von sich und seiner Erkenntniß hauptsächlich lebt, lebt um so viel besser, ie mehr er in sich hat; und ihm, der Regelmäßigkeit, Wahrheit und Tugend auch unter dem Gewirre der Thorheiten und Laster zu entdecken geübt ist, oder wenigstens eine Vorsehung glaubt, kann die mehrere Bekanntschaft mit der Welt zwar dann und wann auch eine Thräne mehr kosten, aber nie ein Anlaß zur Verzweiflung oder Gramsucht werden.

Am Ende entscheidet denn also freylich die Art, wie man reiset. Zwischen Reisen gelehrter und geschmackvoller **Woods** und **Riedesels**, und den Reisen eines iungen Herrn, der nach Frankreich reiset, um seinen Namen aus einer Classe der Unweisen in die andere zu bringen *), ist ein Unterschied, wie

*) aus einem fot ein fat zu werden. S. Kästners Vorlesungen in der deutschen Gesellschaft.

wie zwischen Wachen und Schlafen. Und wer wird die Kenntnisse, die ein de P** von Amerika und China auf seiner Studierstube sich erworben hat, nicht weit höher achten, als die Tagbücher so mancher, die zweymal die Linie paßirt sind?

Wenn ie ein Anführer von grossem Nutzen ist: so ist es auf Reisen. Welcher Reisende ist sich nicht verschiedener Fehler bewust, die er bey seiner ersten Ausflucht begangen hat? Wie oft muß man schon durch Gesichter, und den ersten einnehmenden Umgang, betrogen worden seyn; um sich nicht mehr dadurch verführen zu lassen? Und was in der Fabel von der Maus erzählt wird, kann angehenden Reisenden, wie sie der Dichter sich nach Erfahrungen gedacht hat, einem ieden auf seine Weise, in der That gar leicht begegnen; Maulwurfshügel für Alpen, und Austern für Schiffe anzusehen; oder wenigstens bey der Lockspeise gefangen zu werden. Denn es ist ein Fehler der menschlichen Natur, von dem man sich nur mit Mühe und nach mehrern Erfahrungen entwöhnt, alles vorkommende schlechterdings zu dem, was man

schon weiß, zu gatten, und aus dem Bekannten in aller Eil das Unbekannte sich vollständig erklären zu wollen.

Es kömmt freylich darauf an, wie der Führer beschaffen ist. Wenn der gelehrte Hofmeister nur Lust hätte, auf des andern Kosten seine Reisen zu machen, oder leichtsinnig, ohne Weltkenntniß auf Vergnügungen ausgieng: so würde der iunge Herr in Gesellschaft eines alten Kammerdieners vortheilhafter reisen.

Alles was zweckmäßig gehen soll, muß nach einem vorher überlegten Plane angefangen werden; nicht um nie im geringsten davon abzuweichen, sondern um sich wieder eher zu recht zu finden, und nicht erst mit Schaden aus der Erfahrung zu lernen, was man vorher hätte wissen können.

Ehe also die Reise angetreten wird, muß die Charte dazu entworfen seyn, um über alles was interessant seyn kann, vorher Nachrichten einzuziehen, und sich auf alles vorzubereiten. Man weicht dadurch nicht nur vielen Unannehmlichkeiten aus; sondern man macht sich geschickt, mit desto grösserer Auf-

merk-

merksamkeit zu beobachten, ie mehr dieselbe schon gereizt ist, und desto völligere Begriffe sich zu erwerben, ie deutlicher die aufpassenden Grundideen schon sind. Wie man einer Gegend oder einem Orte näher kommt, erkundigt man sich immer aufs neue, um seine Nachrichten zu ergänzen oder zu berichtigen. Es fehlt freylich öfters nicht an falschen und einander widersprechenden Nachrichten, auch in der Nachbarschaft; indem bald den einen die lange und tägliche Gewohnheit gleichgültig macht gegen eine Sache von Wichtigkeit, bald einen andern der Eigennutz, oder die Nationaleitelkeit zu übertriebenen Lobpreisungen reizet. Aber wenn man die mehreren Nachrichten zusammennimmt, und sich nicht völlig auf die Urtheile anderer verläßt: so kommt man dadurch doch zum Zwecke.

Gute Empfehlungen an die vornehmsten Orte sind nicht zu vernachläßigen. Aber viele können auch, wenn der Gebrauch derselben von der Willkühr des Reisenden nicht völlig abhängt, eine Last für ihn werden, nur zu aufhaltenden Besuchen und nachtheiligen

Verbindungen verleiten, vortheilhaftern im Wege stehn. Die ganze Bekanntschaft an einem Orte hängt bisweilen von der ersten ab, die man gemacht hat. Man muß also die vorläufige Kenntniß von einem Orte und den Verhältnissen der Einwohner, so gut man sie haben kann, zu Hülfe nehmen; um seine Recommendationen und den Gebrauch derselben darnach einzurichten. Das Beste, was man nach meiner Einsicht thun kann, ist, sich dieselben **von verschiedener Art und an verschiedene Stände** geben zu lassen, **und nicht eilig Gebrauch von denenjenigen zu machen, von denen man die Folgen am wenigsten übersehen kann.**

Wenn es die Zeit und andere Umstände leiden: so ist es rathsam, den Geist der Lebensart fürs erste an öffentlichen Orten, in Kaffeehäusern, auf Promenaden zu beobachten, ehe man sich bekannt macht; und nicht zu viel Bekanntschaften auf einmal zu machen.

Ein ieder Reisender richtet freylich seine Bekanntschaften und Besuche nach seinen besondern Absichten ein. Aber bloß an die Hö-

se zu gehn, und zu sehen, was da für Spie-
le, Tänze und Gebräuche der Höflichkeit herr-
schen; wäre doch wohl die kleinste Absicht,
die man sich vorsetzen könnte. Dieß hätte
man auch zu Hause am ehesten erfahren kön-
nen. Und überhaupt sehen sich die vornehm-
sten Stände überall am meisten ähnlich, we-
nigstens in dem was sie sehen lassen. Bey
den mittlern Ständen findet man den Geist
der Nation; und recht interessante Entdek-
kungen so wohl für die Psychologie als Po-
litik macht man oftmals in vertraulichen Un-
terredungen mit Personen von den niedrig-
sten Classen.

Daß man unter fremden Leuten vorsichtig
seyn müsse; sagt einem ein ieder, und einem
ieden sagt es sein eigener Verstand. Aber
mancher ist es am wenigsten, wo er es am
meisten seyn sollte, oder hört zu bald auf.
Nicht die Leute, deren Mienen oder Reden
Bubenstücke ankündigen, setzen einen in die
größte Gefahr — denn wer wird sich vor die-
sen nicht in Acht nehmen — sondern die dienst-
fertigen, zuvorkommenden Vertrauten. Auch
ist das nicht der ärgste Schelm, der beym er-

sten male betrügt, oder unmittelbar; wenn er hoffen kann, das andere oder dritte mal mit grösserem Vortheile, oder mittelst eines andern, der den Profit mit ihm theilt, es thun zu können. Die allgemeine Grundregel gegen alle diese Gefahren ist, unter Unbekannten beständig auf seiner Huth zu seyn, ohne es zu scheinen. In guten Gasthöfen ist man zwar in Ansehung der Lehnbedienten durch die Empfehlung des Wirthes — nicht der Hausbedienten — mehrentheils gesichert; doch hat man nicht Ursache, seine Person oder Sachen ihnen ganz alleine anzuvertrauen. Noch grössere Vorsicht ist nöthig in Ansehung derer, die man in der Fremde völlig in seine Dienste und mit sich fort nehmen will.

Intriguen, verliebte und politische — welche Voraussetzungen können sie wohl in fremden Landen rechtfertigen? Welche Bekanntschaft gehört nicht dazu; wenn es nicht unklug seyn soll, seine Ehre, sein Herz, oft sein Leben also zu vertrauen? Ich gebe zu, daß gewisse Vertraulichkeiten dem politischen oder psychologischen Forscher viel werth seyn kön-

können. Aber wenn sie nur auf diese Absicht gerichtet sind, und bleiben: so wird man auch dabey sich nicht zu weit aus seiner Fassung begeben.

Man kann an Orte kommen, wo die Sitten um vieles anders sind, als man sie gewohnt ist. Nicht Verachtung oder gar zu viele Unwissenheit verrathende Befremdung darüber zu äussern; ist eine Erinnerung, die sich ein ieder, der nur einige Einsicht hat, selbst schon giebt. Aber wie weit soll man die Sitten des Ortes annehmen? In Dingen die durchaus gleichgültig, und allgemein und leicht nachzumachen sind, richtet man sich billig nach den Gebräuchen des Ortes; zumal wenn man merkt, daß das Gegentheil für Eigensinn oder Verachtung angesehen wird. Aber was man nicht anders nachthun könnte, als mit Ungeschicklichkeit und Zwang, oder was man an Fremden schon anders zu sehen gewohnt ist; dessen wird man sich besser enthalten. Wer die Naturgesetze der Höflichkeit sorgfältig und geschickt beobachtet, findet leicht Verzeihung, wenn er auch wider die besondern Gebräuche eines Ortes anstösset.

Ueberhaupt aber ist es eine wichtige Frage, wie weit man in den mancherley Zusammenkünften mit unbekannten Personen sich in seinem wahren Gemüthscharakter zeigen dürfte? Seinen Charakter verläugnen, durch positive Annehmung eines entgegengesetzten; ist in den mehresten Fällen gefährlich, um der Mühe willen, die es kostet, übereinstimmend zu bleiben, wenn auch weiter nichts dagegen zu erinnern wäre. Aber einen Theil seines Charakters zu verbergen durch Stillschweigen und Unthätigkeit, oder den Theil seines Charakters hervorstechen zu lassen, der da nur nützt; das kann wohl angehen, und bisweilen nothwendig seyn.

Unter fremden Leuten von andern, deren Verhältnisse zu ihnen man nicht alle genau kennet, oder von Dingen, die viele angehen können, nicht viel, nicht entscheidend, nicht in starken oder allgemeinen Ausdrücken zu sprechen, wenn es nicht seyn muß; ist eine zu gemeine Regel, als daß es Ehre machte, sie zu wissen; aber sie beständig vor Augen haben und in Ausübung bringen, ist aller Ehre werth.

Es ist eine thörigte Eitelkeit, auf Reisen zeigen zu wollen daß man reich ist, oder durch Verschwendung feile Ehrenbezeigungen zu suchen, oder durch unbesonnenes Großthun zu Prellereyen zu reizen. Aber um etlicher Ducaten willen einen grossen Vortheil einer schon einmal kostbaren Reise fahren lassen, nicht einige Tage länger bleiben, nicht etliche Meilen zur Seite ausbeugen, nicht eine vertrauliche Partie mit machen, wo genauer Kenntnisse eingesammelt wären; würde sehr am unrechten Orte gespahrt heissen.

Emil hielt sich auf allen seinen Reisen ein Tagebuch; und daraus verfertigte er alle Monathe einen **pragmatischen Auszug**, memoire raisonné, welches er nach Hause schickte.

Auch bemühte er sich an iedem Orte, von welchem er noch ferner nützliche Nachrichten erwarten konnte, **irgend einen iungen, muntern Mann zum Correspondenten** zu gewinnen, und vertraut mit sich zu machen. Es wurde ihm auch nicht schwer. An iedem Orte der Welt kann man sich Freunde machen, wenn man sie verdient, durch ungezwungene Aufmerksamkeit, durch herzliche

aber gesetzte Gefälligkeit, durch geschickte Benutzung der Gelegenheit sich in seinem Vortheile zu zeigen, ohne Unbescheidenheit, durch zuvorkommende Freundlichkeit ohne Zudringlichkeit und Niederträchtigkeit *).

Drey u. zwanzigstes Capitel.

Einiges aus den letzten Unterredungen.

Man bildet sich leicht von selbsten ein, daß die Aussichten der beyden Freunde in die Zukunft oft lebhafter wurden, als die Zeit ihrer Trennung sich nahte; und daß oft auf die künftige Bestimmung des Emils ihre Unterredungen abzielten. Ueber die Versuchung, den

*) Nach dem ersten Entwurf sollte dieses Capitel weitläuftiger geworden seyn, und Betrachtungen über einzelne Standpunkte und Vorfälle auf Reisen enthalten. Allein ob es gleich hätte geschehen können, ohne daß ich blos aus der Phantasie oder aus andern Büchern abgeschrieben hätte: so hat es mir doch bey der letzten Würdigung meines Ideenvorraths rathsamer geschienen, iene Ausführungen wegzulassen. Auch von den hier beygebrachten Anmerkungen können einige nur damit entschuldiget werden, daß es doch weniger schadet, wenn ein Theil der Leser eine ihm überflüßige Erinnerung vorfindet, als wenn der andere Theil, dem sie noch nöthig ist, sie nicht bekömmt.

den Glauben an die Tugend zu verlieren, bey den ersten uns näher angehenden Scenen der verfeinerten Bosheit und Treulosigkeit. Ueber die Gefahr, durch so viele unvermeidliche und zum Theil pflichtmäßige Zerstreuungen von der Beobachtung seiner selbst abgezogen zu werden. Ueber die ungleich gröffere Gefahr, bey den Gunstbezeugungen und Liebkosungen eines gutherzigen aber schwachen Fürsten fest zu stehen, als bey dem Unwillen eines Tyrannen. Ueber die Pflicht, den gutmeynenden Eifer zu mäßigen, wenn einseitige Eindrücke uns erhitzt haben, oder die mächtigere Schickung die bequeme Gelegenheit noch vorenthält. Endlich auch über das Glück des Mannes und des Vaters.

Um diese Zeit war es, daß ich ihn öfters von dem Charakter eines Mannes unterhielt, der der Welt und mir zu frühe entrissen worden ist, und dem ich hoffen konnte Emilen dereinst ähnlich zu sehen.

Einige Züge aus diesem Charakter, glaubte ich, würden auch hier nicht am unrechten Orte stehen, als Stoff zu Unterredungen zwi-

schen

schen andern Mentorn und ihren erwachsenen Emilen.

* * *

Ein strengerer Richter und schärferer Beobachter seiner selbst konnte nicht leicht iemand seyn. Er sprach aber nicht viel von sich; wenigstens nicht mit denen, die sich dadurch reizen liessen, ihm Lobsprüche zu ertheilen. Sein moralisches Gefühl war besonders geübt darinne, alle Anmerkungen über Fehler der Menschen schnell zur Untersuchung über sich selbst im Stillen anzuwenden.

* * *

In gleichem Grade wie er aufmerksam auf sich war, um sich zu bessern, war er aufmerksam auf andere, um ihnen nicht beschwerlich, sondern gefällig und nützlich sich zu machen. Das Angenehme, was er für sie wußte, ihnen mitzutheilen, war er allemal bereit; und that es mit dem ungekünstelt guten Anstande, der aus der herzlichen Theilnehmung entsteht. Länger bedachte er sich, ehe er einem das Unangenehme sagte; er blieb diese Pflicht dennoch nicht schuldig, er ver-

mied

mied nur ihren Mißbrauch. Das Gute zeigte er, die Fehler half er finden.

* * *

Wenn er sich in dem Grade verdrüßlich fühlte, daß er nicht fähig war, in die Empfindungen anderer, wie sie es verlangen konnten, einzustimmen, hingegen in Gefahr, durch vieles mehr geärgert zu werden, als er sollte: so suchte er die Einsamkeit. Er kannte wohl das Recht von seinen Freunden zu verlangen, daß sie unsern Unmuth ertragen helfen; aber er war zu billig, Gebrauch davon zu machen. Vor wie vielen Uebereilungen und Mißhelligkeiten bewahrte er sich nicht dadurch!

* * *

Er war allen allerley — aber nie ausser sich — alles mit stillem Nachdenken — alles zu einem Zwecke.

* * *

Mit Personen von geringerem Stande, die von seinen Befehlen abhiengen, war er, dem äusserlichen Ansehen nach, mehr ernsthaft

haft als freundlich; fast ohne Ausnahme ernsthaft, aber heftig sehr selten, und nie so heftig, daß er nicht in iedem Augenblicke seiner Hitze sich bewußt, und ihrer mächtig gewesen wäre.

* * *

Mit Personen von höherem Stande wurde er niemals bis zur gänzlichen Beyseitsetzung des Cerimoniels, welches die herrschende Gewohnheit haben will, vertraulich. Zu guten Absichten schien es ihm unnöthig, und in mancher Rücksicht gefährlich.

* * *

Die Höhern konnten ihn bemerken, wenn sie wollten; er ließ sich auf guten Wegen sehn, und Thaten zeichneten ihn aus. Er bückte sich auch vor ihnen, als guter Bürger. Aber ungerufen gieng er ihnen nicht entgegen; und um ihre Gunst zu erlangen, so fern aus rechtschaffener Absicht das Verlangen darnach entstehen kann, schienen ihm Krümmungen unnöthig, oder wohl gar zweckwidrig zu seyn.

* * *

Einen Freund seinem Eigennutze nicht aufzuopfern, war ihm nie schwer geworden; viel schwerer die Pflicht, seinem Freunde nicht ins Elend nachzueilen, wenn er zurückbleibend mehr Hoffnung für ihn haben konnte; nicht gleich zur Vertheidigung der Unschuld laut zu sprechen, um zur rechten Zeit mit mehrerem Erfolge es zu thun.

* * *

Es schien vielen unbegreiflich, wie es zugegangen, daß er gar keinen Feind hatte in der Verbindung, worinne er lebte, wenigstens nie auf lange Zeit. Aber es lässet sich begreifen. Er suchte sich vor niemanden vorzudrängen, redete von niemanden Uebels, als wo es die Pflicht erforderte, und auch da mit steter Ueberlegung und billiger Mäßigung; übersah die kleinen Beleidigungen, die ihm widerfuhren, und eilte, die billigste Genugthuung zu geben, wenn er iemanden beleidiget hatte. Aber die Art, wie er alles dieses that — mußte man an ihm selbsten sehen.

* * *

Er würde alles dieses nicht gewesen seyn, wenn er nicht Religion gehabt hätte. Von Jugend auf war sie in seinem Herzen, und seine Vernunft war mit ihr vertraut. Nie verleugnete er sie mit seinen Reden oder Geberden; aber selten war sie der Innhalt seiner öffentlichen Gespräche. Sein stilles oder kurzgefaßtes Zeugniß für dieselbe war von desto grösserem Gewichte, ie besser er dem Verdachte der Heucheley oder des Nachglaubens in allen Stücken auswich.

* * *

Ueber die Gebräuche setzte er sich bisweilen hinaus, um sie zu verbessern. Aber über die Gesetze nie, wenn er auch ihr Recht oder ihre Weisheit bezweifelte.

* * *

Sein Haus und seine Kleidung waren seinem Charakter ähnlich; nicht geziert, aber rein und übereinstimmend.

* * *

Seine Bedienten beschenkte er alsdenn am reichlichsten, wenn insgemein die Erkenntlich-

lichkeit gegen sie aufhöret, wenn sie aus seinen Diensten austraten. Diese unbedungene Belohnung richtete sich, nach der Länge der Zeit, die einer ehrlich gedient hatte.

* * *

Er war sehr arbeitsam; aber durch Ordnung und Eintheilung und Erholung zur rechten Zeit erleichterte er sich die Arbeit.

* * *

Als Jüngling war er zuvorkommend; als Mann nicht so mißtrauisch, daß er nicht immer bereit gewesen wäre, einem ehrlichen Mann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber er war weder zu weichlich, noch zu träge, um nicht erst zu untersuchen, ehe er Wohlthaten erwies. Und sein Glück und sein Herz vertraute er dem Aeussern nie.

* * *

Die größten Fehler seines Lebens hatte er im Affecte der Freude begangen. Er lernte sich auch darinne mäßigen, aber er wurde der Freude nicht gram.

Drey u. zwanzigstes Capitel.

Anmerkungen über die Erziehung bis ins vierte Jahr.

Das Ziel, welches ich mir vorgesetzt hatte, habe ich nun erreicht. Den Hofmeister von dem Zeitpunkt, wo sein Geschäffte gewöhnlich anfängt, bis an das Ende seiner Laufbahn zu begleiten, und bey iedwedem wichtigen Schritte dieienigen Erinnerungen ihm mitzutheilen, die Erfahrung und Nachdenken mir selbst vorzüglich empfohlen haben, ist meine eigentliche Absicht gewesen. Wie einer sich zu dieser Lebensart vorbereiten müsse, wenn er Lust dazu hat, wird aus dem, was hier und da gesagt worden ist, leicht verstanden werden können.

Ueber die **Pflege der Kindheit bis ins vierte Jahr**, und über die **Erziehung des Frauenzimmers** etwas anzuhängen, ist zwar anfänglich auch mein Vorsatz gewesen. Aber es hat, wie in vielen andern Stücken, also auch in diesem Punkte, die mehrere Bekanntschaft mit dem was andere wissen und schon

gesagt

gesagt haben, den Antrieb meine Gedanken mitzutheilen um ein vieles vermindert. Ueber die physische Pflege des Kindes ist, nächst dem was Rousseau selbst in seinem Emil davon hat, in den vor einigen Jahren herausgekommenen Briefen über dieses Werk des Genfer Philosophen *) das Wichtigste schön und gründlich vorgetragen. Und von der Erziehung des Frauenzimmers hat ein anderer bekannter Philosoph vor kurzem unterhaltend und lehrreich geschrieben **).

Unterdessen scheint es mir doch nicht ganz überflüßig, einige Betrachtungen noch anzuhängen, über einzelne die früheste Bildung be=

*) J. J. Brechters Briefe über den Emil des Herrn Rousseau 1773. Zückert von der diätetischen Erziehung (2te Aufl. 1771.) ist vorlängst rühmlichst bekannt. Das Campische Revisionswerk, was unterdessen hinzugekommen ist, macht alle weitern litterarischen Anzeigen überflüßig.

**) Der sel. Prof. Zobel in Frkf. an der Oder. Eben derselbe hat schon 1766. ein Buch von der Erziehung herausgegeben, welches die Gedanken dieses meines Versuches oft ergänzet, oft erläutert, und mir überhaupt sehr lesenswerth scheint. Mehrere Schriften über die Erziehung des Frauenzimmers führt Herr D. Miller an in den Grundsätzen der Erziehung 172.

betreffende Hauptpunkte, so wie meine Bemerkungen sie mir veranlasset haben. Sie in Briefe des Emils an seinen ehemaligen Mentor einzukleiden, wäre nicht schwer gewesen. Aber solche weitläuftige Anstalten ihrentwegen zu machen, schienen sie mir nicht wichtig genug

Die Hauptregeln der Erziehung sind durch alle Perioden dieselben; und ich überzeuge mich immer mehr und mehr von der Richtigkeit derselben, und wie sehr es doch in unserer Gewalt steht, wenn gleich nicht völlig, die natürlichen oder zufällig entstandenen Dispositionen zu ändern und zu bessern. Die **Hauptregeln**, die ich im Vorhergehenden oft eingeschärft, und in der Pflege der zartesten Kindheit eben auch bewährt gefunden habe, sind: **Nach der besondern Natur eines iedweden Zöglings sich richten, in allem was bey den Zwecken und Hülfsmitteln verschiedentlich bestimmt werden kann; mehr durch Veranstaltungen, aus denen von selbsten Beweggründe entstehen, als durch Worte zu bewirken su=**

suchen; sich Zeit nehmen; nichts zu früh anfangen, nicht auf einmal zu viel vornehmen; wenn die Gelegenheit da ist, sie benutzen, aber die Triebe nicht abnutzen, wenn sie noch erst gestärkt werden sollten; auf den frühern Schein Verzicht thun, in so fern es nöthig ist, um in der Folge Realität zu haben; folglich sich vor der Einmischung aller falschen Nebenabsichten des eigenen Ehrgeizes und der Herrschsucht bewahren; anderer Urtheile mit seinen Grundsätzen zwar immer zusammenhalten, aber nicht seine gewisse Einsicht dem Beyfall der Unwissenden aufopfern; stets kaltes Blut **und ruhige Ueberlegung beybehalten.** Die mehresten dieser Regeln sind sehr leicht zu begreifen; und auch anzuwenden, **wenn man will.** Aber es immer zu wollen, immer sie vor Augen zu haben und ihnen zu folgen; das kostet allerdings manchmal viele Mühe, viele Gewalt über sich und seine Leidenschaften. Unterdessen sind alle Regeln beynahe vergebens für den, der diese nicht

beobachtet. Und wer diese beobachtet, findet bald mehrere Regeln aus Erwägung der Umstände.

Man kann sich die Gelegenheit, eine nützliche Anweisung oder Uebung anzufangen, wohl auch machen; wenn man die Ideen und Neigungen eines Kindes und die Zugänge zu denselben kennet. Dennoch ist mehrentheils keine so gut, als dieienige, die die Kinder selbst angeben. Die Spiele, die Beschäftigungen die sie anfangen, geben uns, wenn wir aufmerksam und willig genug sind, die schönsten Gelegenheiten zu allerhand nützlichen Uebungen und Belehrungen. Nur müssen wir nicht zu viel auf einmal ausrichten wollen. Lust zu lernen haben alle Kinder von Natur; obgleich nicht in gleichem Grade der Lebhaftigkeit oder anhaltenden Aufmerksamkeit, und nicht in Ansehung derselben Gegenstände. Man muß sich nach ihnen richten, darf nicht mit dem einen anfangen, verweilen, fortrücken, wie mit dem andern; aber es führen verschiedene Wege zu demselben Ziele. Die Hauptregel im Anfange des

Un=

Unterrichtes ist immer diese; nicht zu ermüden, oder auf eine andere Art verdrüßlich zu machen. Man muß bey der besten Laune seyn, oder doch Gewalt genug über sich haben, um den aufsteigenden Unwillen zu verbergen, wenn man dieß Geschäffte vornehmen will.

Bey der Beobachtung dieser Regel ist es mir nie schwer vorgekommen, die Kinder nach der gemeinen Methode, das ist, aus den A. B. C. = Büchern die Buchstaben kennen und lesen zu lehren. Man hat ia auch nicht Ursache so sehr damit zu eilen. Ein Kind spricht bisweilen im dritten Jahr nicht so deutlich, als das andere gleich am Ende des ersten; wie soll es im Lesenlernen ihm folgen *)?

Spielmarken von verschiedener Farbe und Figur können als ein **nützlicher Zeitvertreib** vom zweyten Jahre an gebraucht **werden**, um die Begriffe von Uebereinstimmung

*) Besonders ist bey Mädchen heut zu Tage keine Gefahr dabey; wenn der Anfang mit dem Lesen, zu welchem der Trieb nur gar leicht zu stark wird, spät erfolgt

mung und Unterschiede, von Regelmäßigkeit und Ordnung zu gründen, und den Trieb darnach zu reizen.

Zerstreuung ist oft hinlänglich die bösartigen Triebe zurückzutreiben, und die bessern dagegen empor zu bringen geschickter, als Züchtigung.

Es giebt Fälle, wo Schläge nichts schaden. Aber die Zahl der Fälle, wo sie unumgänglich nöthig sind, kömmt mir immer kleiner vor. Welches sind denn nun aber diese Fälle? Dieienigen, wo ihr, wenn ihr erst eure Hitze habt verrauchen lassen, bey kaltblütiger ruhiger Ueberlegung sie nothwendig findet. — Man erreicht die Absicht bey der **Mäßigung der Zucht** nicht immer so geschwind; aber man erreicht sie meistentheils besser, und gewinnt auf allen Seiten mehr, indem man nemlich mehrere Zärtlichkeit des moralischen Gefühls, mehrere Empfindlichkeit gegen die geringen Strafen, und mehr mit Liebe und Achtung verknüpfte Furcht erhält.

Wenigstens sollte man Kinder, zumal wenn sie schon sprechen und also schon einigermassen deutliche Begriffe von den Strafen haben können, **nie in der ersten Hitze strafen.** Es ist um die Weisheit der Strafen auch hier etwas so schweres und wichtiges, daß man, wie im Staate, sich immer erst Bedenkzeit zur Untersuchung und Ueberlegung nehmen sollte, ehe man straft, oder auch nur eine Strafe ankündigt. Wenn die Züchtigungen der Kinder in Ansehung der Gröſſe des Uebels, welches sie zufügen, weniger zu bedeuten haben, als die bürgerlichen Strafen: so scheinen mir dagegen die Folgen, die daraus entstehen, wenn ein Kind bemerket, daß man bloß aus Hitze, aus Uebereilung und falscher Voraussetzung, dasselbe gestraft hat, noch schädlicher zu seyn, als diejenigen, die durch ähnliche Bemerkungen in Ansehung der bürgerlichen Strafen erzeugt werden; weil die gute Meynung von dem Charakter einer Obrigkeit kaum so nöthig ist, als die gute Meynung des Kindes von seinen Eltern und Vorgesetzten.

Wenn man seine Liebkosungen und Drohungen, seine freundlichen und unfreundlichen Blicke in seiner Gewalt hat, und immer mit Weisheit gebraucht; so wird man die Kinder gegen die einen und die andern so empfindlich machen, als sie oft gegen die härtesten Züchtigungen und kostbarsten Belohnungen nicht sind. Was die sinnliche Impreßion nicht thut, das thun hier die sich zugesellenden Vorstellungen der Einbildungskraft; die um so viel mehr wirken kann, ie weniger die Grundidee genau bestimmt, und auf irgend etwas gewisses eingeschränkt ist.

Eben darum kann man, wenn man klug und standhaft ist, fast alles zu Strafen machen; selbst das Verbot dasienige zu thun, was man ohne dieses Verbot gern unterlassen haben würde; z. B. zu beten, in die Schule zu gehen, oder sonst an dem Unterrichte der übrigen Theil zu nehmen. Dieß thut zu gleicher Zeit die Wirkung, daß hernach die Sache, um der Erlaubniß willen, sowohl denen, die durchs Verbot gestraft worden sind, als auch den andern, achtba-

rer

rer und angenehmer wird. Aber Klugheit und allerhand kleine Kunstgriffe sind freylich dabey nöthig. Wollt ihr z. B. Fritzen dafür, daß er in der Schule unartig gewesen ist, damit strafen, daß ihr ihm das nächste mal **nicht erlaubt**, mit dahin zu gehen: so müßt ihr ihm zu Hause alle Ergötzungen möglichst **abschneiden**, machen, daß er lange Weile hat; wenn es nicht anders gehn will, die Zeit über auf einem unlustigen Platze stille sitzen, stehn oder gar knien lassen. Ihr müßt möglichst verhindern, daß seine Brüder oder andere Schulkameraden nicht mit Verdruß in die Schule zu gehn oder darinne gewesen zu seyn scheinen; nach Beschaffenheit der Umstände entweder mit einem ernsten Blicke ihre Regungen in Ordnung halten, oder mit einem freundlichen Blicke sie ermnntern und erfreuen; etwa auch veranstalten, daß in der Schule selbst von dem Lehrer ihnen ein ausserordentliches Vergnügen durch vorgezeigte oder ausgetheilte Bilder, oder dergleichen etwas, gemacht wird, u. s. w.

Wenn

Wenn die Kinder noch nicht laufen können: so sträuben sie sich bisweilen im Zorn gegen diejenigen, die sie halten oder aufrichten wollen. Ich habe gefunden, daß es gut ist, wenn man sie alsdenn, so daß es ihnen nichts schadet, fallen oder liegen lässet, bis sie ausgetobt haben. So reizet man sie nicht weiter, und sie strafen sich selbst.

Wenn die Ideen anfangen sich zusammenzugesellen: so lassen sichs bisweilen Kinder einfallen, wenn sie auch nicht die schlimmsten Absichten hegen, zu trotzen und zu drohen. Man kann sie zu rechte bringen, ohne sich mit vieler Gewalt dagegen zu rüsten. Durch diese könnten sie vielleicht nur zu einem mehrern unvernünftigen Gebrauch ihrer Kräfte gereizet werden; wenn sie gewahr würden, daß sie doch vielen Eindruck damit zu machen vermögend sind. Was wollen die kleinen Geschöpfe denn anfangen? Man lasse sie machen, und die natürlichen Folgen empfinden, die man nach Bedürfniß modificiren kann. Ein Beyspiel zur Erläuterung: Joh. ein gutartiger, lebhafter, sangvinischer

Jun=

Junge war in der Mitte seines dritten Jahres einmal so muthvoll, daß er auf Verweise und Drohungen — sicher nur aus Unverstand und Nachahmung — antwortete: **Nun ia, ie nun.** Darauf verwies man ihn aus der Stube und kündigte ihm an, daß er nicht mit den Eltern essen sollte, — **Ich bekomme doch zu essen** — Beym eingeschärften Befehl, daß er nichts zu essen haben sollte; **so gehe ich fort aus dem Hause.** Der Vater führte ihn ganz gelassen vor die Thüre hinaus, und hieß ihn mit einem gebieterischen Tone fortgehen. Und auf einmal sank dem kleinen Helden der Muth, und er umarmte die Knie seines Vaters schluchzend.

Krankheiten sind die schwerste Prüfung für die Weisheit der Erzieher; und besonders in diesem ersten Alter, wo es noch so schwer ist, wahren Schmerz vom Eigensinne zu trennen und zu unterscheiden; wo die Tugend, beym Schmerze sich zu mäßigen und die Vernunft in Ordnung zu erhalten noch so wenig gegründet ist; wo bey der Verwir-

rung

rung der Empfindungen, und dem so leichten Uebergange vom Schmerz zum Zorn, allerhand boshafte Triebe Wurzel schlagen können. Man muß sich in diesem Zustande der Kinder wohl in Acht nehmen, nicht für Bosheit oder Eigensinn zu halten, was von wahren unwillkürlichen Leiden herkömmt. Aus Ungeduld und Widerwillen gegen das aufgebürdete Mitgefühl des ungestümen fremden Schmerzes, fällt man voreilig und lieblos dieses Urtheil. — Wenn auch eine mehrere von der Imagination verursachte Verdrüßlichkeit sich beygesellt, als vernünftiger Weise nicht seyn sollte: so verdient dieß doch einige Nachsicht und Geduld. Es ist zu schwer, oft unmöglich, auch erwachsenen und gutgearteten Menschen, im Gefühle des Schmerzes vor aller Unbilligkeit sich zu bewahren. — Auch ist es nicht zu tadeln, wenn man, um der Gesundheit wieder aufzuhelfen, über kleine Vergehungen ein Auge zuthut; die man nachher mit wenig Mühe und Nachtheil zu verbessern hoffen kann. Man wird mit desto mehrerm Nutzen die Zucht vornehmen, wenn

man

man gewiß ist, daß man sich nicht übereilet; wenn man die zweifelhaften Fälle übergeht, und nur, wo die Bosheit offenbar ist, dazu schreitet.

Aber wenn endlich die auf thörigte und einer Verbesserung fähige Vorstellungen, auf verwirrte Ideenverknüpfungen gegründete Widerspänstigkeit selbst die Mittel der Genesung verhindert; oder aus der vom Kinde bemerkten Nachgiebigkeit der Eltern, Vorsatz alles durch Widerstreben, Schreyen, oder andere Aeusserungen eines gewaltsamen Schmerzes, zu erzwingen, oder liebloses, unehrerbietiges, trotziges Widerstreben entsteht: dann ist es Zeit die Ruthe mit Entschlossenheit zur Hand zu nehmen, und zu versuchen, ob ihre Streiche stärker wirken, als die Ideen des Eigensinnes und die Triebe der Bosheit. Die Hartnäckigkeit, womit diese letztern sich vertheidigen und die Oberhand zu behaupten suchen, geht bisweilen sehr weit; so daß Eltern in der traurigen Wahl zu seyn glauben, entweder der Bosheit des Kindes zu weichen; oder zu wagen, daß dasselbe über der Zucht stirbt.

Ich

Ich rathe noch nicht zur Schnelligkeit, viel weniger zur Hitze; ich fordere kalte Ueberlegung. Aber wenn diese da ist, und alles vorhergehende beobachtet wird: so wird man nun auch den Grundsatz nicht zu hart finden, daß es besser ist, kein Kind zu haben, als es zu verderben. Und ich weiß kein Beyspiel, daß durch eine so überlegte und kaltblütig vollzogene Zucht ein Kind gestorben, oder von Sinnen gekommen ist; aber viele, die dadurch genesen sind *).

Man muß sich ia in Acht nehmen, daß man Kinder nicht viel bedauert und beklagt, wenn sie Schmerzen haben; auch sich alsdenn nicht gar zu erfinderisch und geschäfftig beweisen, um ihnen alles mögliche Vergnügen zu machen. Einmal muß der Mensch Schmerz ertragen lernen, und sich daran gewöh-

*) Mit Gewalt den Kindern die Arzneyen beyzubringen, scheint mir gefährlich; und ist wenigstens mehrentheils fruchtlos. Dadurch daß man sich aller widerwärtigen Namen enthält, der Sache nur von der Form oder dem vehiculo einen Namen giebt, durch das aufmunternde Beyspiel anderer, und Vorstellungen, die die Ehrliebe oder die Liebe zur Gesundheit reizen, kann man doch vieles ausrichten. Geduld gehört freylich auch dazu.

wöhnen; so dann vergrössert man durch dieß so lebhaft und beständig geäusserte Mitleiden gar leicht die Vorstellung ihres Elendes, oder auch die Vorstellung von ihrer Wichtigkeit; und endlich ist auch dieß davon zu befürchten, daß man sie zu Begierden gewöhnt oder zur Klagsucht, um durch Mitleiden Willfährigkeit zu bewirken. Man kann sie zerstreuen, wenn es sonst die Heftigkeit des Schmerzes zuläßet, durch eine Erzählung oder sonst etwas, was sie aufmerksam macht, ohne daß es dem Schein nach auf sie gerichtet war. Man kann sie ermuntern und stärken durch die Vorstellungen, daß es nicht lange währen, bald besser, um so viel besser werden würde; daß es anständiger sey, grösser lasse, wenn man nicht gleich weint, seinen Schmerz zurückzuhalten weiß, u. s. w. Diese Vorstellungen muß man ihnen aber nicht einzanken, nicht einpredigen wollen; sondern sie ganz ohne Affect und Künsteley vorlegen, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet.

Man muß auch die Wärterinnen dazu gewöhnen; theils durch Drohungen, ihnen die Kinder abzunehmen, theils durch einleuchten-

de Beweise, wie sie ausserdem den Kindern und sich selbst das Leben nur beschwerlicher machen würden.

Ungemein viel ist daran gelegen, daß man bey einer solchen Gelegenheit, wo es am Ende auf nicht weniger ankommt, als wer Herr seyn soll, Vater oder Kind, keine Bangigkeit merken lässet, sondern vielmehr, wie kalt oder furchtsam auch das Herz ist, äusserlich ganz muthig und entschlossen scheinet.

Wenn man nur erst eine Tugend in einem Kinde empor gebracht und zur lebhaften Neigung gemacht hat: so ist es dann leicht, unter diesem Namen viele andere einzuführen, und auf diesen Grund sie einzupflanzen. Das Wesen der Tugend ist **Liebe zur Ordnung**; Stärke des Gemüthes, seine Begierden, Launen und Einfälle den Gesetzen zu unterwerfen. Ph. war frühe zur Liebe der **Ordnung** gewöhnt. Seine Spielsachen bewahrte er sich wenigstens nach dem zweyten Jahre schon selbst auf, und beschäfftigte sich gerne damit sie in Ordnung zu legen, wie man es ihm

zum

zum Zeitvertreib *) vorgemacht hatte, darüber wurde er gelobt — das Wohlgefallen an der Ordnung ist natürlich, man muß nur Gewohnheit und Fertigkeit daraus machen, ehe Trägheit oder die Triebe zu eilfertigen Uebergängen dawider aufkommen. — Im vierten und fünften Jahre befahl man ihm, oder erlaubte ihm vielmehr, dann und wann, wenn er nichts bessers zu thun hatte, und doch noch nicht verdrüßlich war, die Sachen anderer auch seiner Eltern in Ordnung zu bringen. Und mittelst dieser Ideen von Ordnung und der Neigung dazu war es nicht schwer, andere Tugendtriebe in ihm zu erwecken. Wenn man ihm sagte, das wäre

nicht

*) Die Regel, auf die ich hier ziele, ist zu wichtig, um sie nicht deutlicher anzuzeigen. Wenn man Neigungen erwecken will: so muß man vornemlich auch die rechte Zeit wählen zu den ersten Uebungen, und Umstände, unter welchen die Handlung nicht beschwerlich und unangenehm wird. Dieß gilt besonders auch von den tugendhafteu Neigungen. Ein Kind zur Ordnung angewöhnen wollen, dadurch daß man dasselbe gerade zu der Zeit, wenn es flüchtig ist, begierig wohin eilet, seine Sachen ordentlich zusammen legen heisset, und dazu zwingt, hiesse die Sache verkehrt anfangen.

nicht ordentlich, das will die Ordnung so, so machen es nur unordentliche Kinder u. s. w. so wirkte dieß. Die Begriffe der Kinder sind nicht so deutlich und bestimmt, daß man nicht, wenn man es für gut befindet, sie noch mehr, als bey Erwachsenen ausdehnen und an andere anknüpfen könnte.

Es ist die Frage: **Ob man Kindern in allem die Wahrheit sagen soll**, ob man es kann? Ich habe mich bisher noch immer bey dem Grundsatze zu behaupten gewußt, daß man es thun müsse; aber nicht immer genau und vollständig, sondern öfter nur in allgemeinen und unbestimmten Ausdrücken, die sie mit der Zeit richtig finden werden, die sie aber itzt nicht auf schädliche Vorstellungen führen können. Da ihre Seele noch so wenig an vollständige und adäquate Begriffe gewöhnt ist: so lassen sie sich leicht damit abspeisen, wenn man es nur nicht in dem Tone und den Mienen dabey versieht. — Aber ist es auch erlaubt, die Menge unvollständiger, dunkler, schielender Begriffe also in ihnen zu vermehren? — Ihr Alter verträgt die andern nicht; nach und nach können

sie

sie vervollkommnet werden; man wählt unter mehrern Uebeln das geringste. Ihre Neugierde selbst reizen, um ihnen sagen zu können, was so gut als nichts für sie gesagt ist, dieß wäre freylich zu tadeln. Etliche Beyspiele sind hier wohl nicht überflüßig. **Carolinchen** fragte ihre Mama mehrere male, **was denn Ehebrechen hiesse?** Mama suchte nach einer Antwort, Caroline merkte Verlegenheit, und recht naiv verfiel sie darauf, gerathe heraus zu sagen: O, Sie wissen wohl selbst nicht was Ehebrechen heisset. Mich dünket, Mama hätte antworten können, Nicht ehebrechen heisse so viel, als daß eine Frau ihren Mann lieber haben soll, als alle andere Männer, und ein Mann seine Frau lieber als alle andere, als welches sie einander versprochen haben; oder noch eingeschränkter, daß Mama keinen andern Mann lieber haben soll als den Papa, u. s. w. — Es hat mir noch nie ein Kind die Frage gethan, über deren Beantwortung die Pädagogen so verlegen und uneinig mit einander sind, wo nemlich die Kinder herkämen. Aber lange bin ich darauf gefaßt. Mein Kind, würde

ich ganz ruhig und ernsthaft antworten, der liebe Gott, der alles geschaffen hat, ist auch der Urheber unseres Lebens; kein Mensch aber kann freylich das recht verstehen und begreifen, wie der liebe Gott alles geschaffen hat, und noch alles schafft; denn wir haben nicht so viel Verstand, wie der Liebe Gott, u. s. w. Ich kenne die Kinder genug, um versichert zu seyn, daß die allermehresten sich dadurch befriedigen, und seitwärts abführen lassen würden. Denn was sollte sie, wenn sie nicht schon Unterricht erhalten haben, gerade auf diese Idee so aufmerksam machen? Fragte aber ein Kind weiter: so würde ich auch ohne Bedenken im gleichgültigen Tone weiter fort antworten, wie eine Dame beym Rousseau, oder auf eine ähnliche Weise; daß eine Mutter erstlich krank werde, dann ein Kind aus ihrem Leibe mit vielen Schmerzen von ihr gehe. Gewiß ist es, daß es nicht gut seyn würde, eine solche Frage schlechterdings zu verbieten, und das ungeschickteste, wenn man sie damit abweisen wollte, daß Kinder so etwas nicht wissen müßten, sondern nur grosse Leute. So kann man eher

antworten, wenn man will, daß sie begieriger werden sollen, wornach zu forschen. So könnte man auf die Frage, was ist denn die Seele, gleichwohl versetzen, daß man dieß einem Kinde nicht recht sagen könne. Ich habe einem vieriährigen Kinde auf sein Verlangen den Begriff so aufgeklärt: Seele heisse dasienige in unserm Kopfe, was da macht, daß wir noch wissen können, was sich gestern und ehegestern mit uns zugetragen hat, und daß wir es verstehen können, wenn einer uns etwas sagt, und daß wir, wenn wir wollen, gehen und stillstehen und allerhand mit unserm Körper verrichten können. Ueber Tod und das andere Leben fiel zwischen einem dreyiährigen Kinde, der Mutter und dem Vater folgende Unterredung vor: K. Wo ist denn Christian hingekommen? M. Er ist gestorben, und man hat ihn in die Erde begraben, in ein tiefes Loch. K. O, das ist ia unartig. Kann man ihn nicht wieder heraushelfen? Ich will ihn wieder heraushelfen. M. Das kannst du nicht. V. Es würde ihn doch nicht wieder lebendig machen, wenn man seinen Leib herausnähme; denn

die Seele ist weg. K. Wo ist diese denn hingekommen, in den Himmel? V. Ja in den Himmel zum lieben Gott. K. Aber warum lässet sie denn der liebe Gott nicht wieder fort, daß Christian wieder lebendig werden kann? V. Weil sie nicht mehr in dem Leib würde bleiben können, welcher verdorben ist; einmal wird sie wieder einen andern Leib bekommen, der viel schöner ist; und wir alle, wenn wir gestorben sind, bekommen hernach einmal wieder andere Leiber, und werden wieder lebendig. Wenn wir hier fromm gelebt haben, wenn wir gethan haben, was der liebe Gott will; dann bekommen wir hernach, wenn wir wieder lebendig werden, viel schönere Leiber, sterben nicht mehr, werden nicht mehr krank, und es geht uns immer recht wohl im Himmel. K. Ißt man denn auch im Himmel was? V. Das weiß ich nicht; man braucht wohl da nicht zu essen, weil man keinen solchen Leib mehr hat, der macht, daß man hungrig wird. K. Sophie (die Wärterin) sagte doch, daß man im Himmel auch was ißt, Himmelbrod, und Himmelwein trinkt? V. Ich weiß es wohl, daß es einige

Leu=

Leute glauben; es kann auch wohl etwas wahr daran seyn. K. Weiß es denn niemand recht? V. So viel wissen wir gewiß, daß es im Himmel recht schön ist, viel schöner als auf der Erde, und daß es uns, wenn wir gethan haben, was der liebe Gott will, viel besser dort gehn wird, als hier auf der Erde, wo wir nun leben. Das hat uns der liebe Gott sagen lassen. K. Der liebe Gott hat es uns sagen lassen? V. Ja, mein liebes Kind, und hat es uns in Büchern aufschreiben lassen, wo wir es alle Tage lesen können. K. Sie haben es wohl gelesen? V. Ja wohl, und du sollst es auch zu lesen bekommen, wenn du grösser wirst. K. Was steht denn alles darinne; können sie es mir nicht sagen, lieber Papa? V. Ich könnte dir wohl noch vieles sagen vom Himmel und vom Tode und vom andern schönern Leben; aber du kannst es itzt noch nicht recht verstehen. Wenn du erst mehre andere Sachen gelernt hast, dann will ich dir dieß erzählen und du kannst es auch selbst lesen. Du wirst dich sehr darüber freuen. —

Das Lügen ist eine abscheuliche Sache; und die Kinder müssen mit äusserster Sorgfalt vor aller Neigung dazu bewahrt werden. Ich bin mit gutem Erfolge dabey also zu Werke gegangen. Ich habe auf blosse Vermuthungen und Zweifel kein Kind beschuldiget, daß es gelogen habe; sondern in solchem Falle nur scharf ins Gesicht gesehen, und das Endurtheil verschoben. Wenn eines einer Unwahrheit überführt war, habe ich merklich mehr Aufsehens davon gemacht, als von andern Vergehungen, wenn gleich durch diese allernächst mehr Schade gestiftet wurde. In stärkern Ausdrücken habe ich davon gesprochen, so geschwinde es nicht wieder vergessen *), den Freunden des Hauses uud der Kin=

*) Ein gemeiner Hauptfehler der Eltern ist, daß sie in der ersten Hitze alles zu hart ahnden, und hernach desto geschwinder die Sache völlig vergessen. Man mäßige sich anfangs, und lasse die Strafe desto länger dauern; oder erneuere nur den bessernden Eindruck durch mehrmalige Erinnerung des Kindes an das, was es begangen hat, und mehrmalige Bezeugung seiner daraus geschöpften Unzufriedenheit; gewiß, man wird mehr ausrichten. Doch muß man auch auf dieser Seite vor Uebertreibung sich hüten; und also die Wirkungen genau beobachten.

Kinder es erzählt, auf eine Art die diese nicht lachen machte, sondern ihr Gesicht alsbald verfinsterte. Wenn bald hernach das Kind etwas erzählte und versichern wollte, antworteten wir frostig: du hast neulich einmal gelogen, wer kann dir glauben? Dem Kinde, welches seit langer Zeit beständig die Wahrheit redete, begegnete man auf die entgegengesetzte Art. Bey allen Gelegenheiten wird vom Lügen als einer der abscheulichsten Sachen geredet. Bey Gelegenheit der **Basedowschen** oder anderer **Kupfer**, wenn die Kinder sich erkundigten, warum die Leute da ins Gefängniß gebracht, oder gestäupt oder getödet würden, hat man ihnen gesagt, daß diese Leute vermuthlich einem etwas gestohlen oder gelogen ꝛc. hätten *).

Recht groß habe ich den auch von andern gerühmten Vortheil gefunden, den die Freunde

*) Bisweilen kann man auch das Lügen, oder die Verstellung durch besonders angepaßte Folgen bestrafen. Gesetzt, daß ein Kind Krankheit vorgäbe, um nicht in die Schule zu gehen, oder um einer andern Absicht willen: so theile man ihm das Essen sparsamer zu, schränke es in seinen Gängen ein, gebe ihm sichere Medicin einzunehmen, wie es geschehen müßte, wenn es wirklich krank wäre: so hat man seine Maaßregeln auf ieden Fall gut ergriffen.

de des Hauses bey der Erziehung einem verschaffen können, wenn sie sich mit einem verstehn, und von den Kindern geliebt werden. Auch abwesend durch ihre Briefe an die Kinder, wenn auch diese sie noch nicht selbst lesen können: oder durch ihre Nachfragen um das Befinden und die Aufführung der Kinder.

Andere haben schon den vernünftigen Rath gegeben, die Kinder doch ia nicht daran zu gewöhnen, daß sie die unangenehme Witterung übel empfinden und darüber klagen. Die Sache ist wichtig genug. Es ist nicht nur ein Tadel der Fürsehung darunter enthalten, sondern es werden auch viele üble Launen durch das ganze Leben damit gegründet. Ich habe gefunden, daß Kinder sich bald gewöhnen lassen, bey unangenehmer Witterung sich durch die Vorstellungen vom Nutzen, den Regen, Schnee und Wind für die Gesundheit und das Wachsthum der Pflanzen mit sich bringen, sich aufzumuntern. Sie glauben diese Versicherungen leicht, da einige ihnen schon bekannte Erfahrungen Beweise dafür sind; und sie würden es auch andern auf ihr Wort glauben. Denn tröstliche Vorstellungen

gen bey dem, was man nicht ändern kann, lassen Kinder noch lieber zu, als Erwachsene; weil sie weniger gramsüchtig sind.

Wider die **eigensinnige Verschmähung gewisser Speisen** ist das natürlichste und sicherste Mittel, daß man ohne weitere harte Begegnung schlechterdings nichts anderes zu essen giebt, noch geben lässet, bis das Kind dasienige verzehrt hat, was andere essen können. Aber zum Essen muß man nicht zwingen.

Da ich itzt wieder an der Grenze des Zeitalters bin, wo der Hofmeister eintritt, so will ich noch einen interessanten Punkt untersuchen, der bey seiner Aufnahme mehrentheils in Erwägung kommt: nemlich ob es rathsam ist, denselben auf gewisse Jahre durch einen förmlichen Vertrag zu binden.

Mir scheint dieß nicht rathsam zu seyn. Ein Hofmeister hat Anlässe genug zur Hypochondrie. Wollen wir ihm noch einen mehr machen, durch die Vorstellung, daß er verkauft ist, leibeigen, nicht seines Glückes Herr? Denn so wird ihm in den hypochondrischen Stunden die Sache vorkommen. Und

Zu=

Zufriedenheit mit seinem Stande, Heiterkeit des Geistes, ist ihm so nöthig; ihm, der, wo möglich, alles durch Lust ausrichten, und also selbst Lust in der Seele haben muß; ihm, der tragen soll, was die Eltern so oft nicht Geduld genug haben zu tragen! Lasset ihm doch wenigstens seine Freyheit!

Oder falls ihr sie ihm ia nehmen wollet; habt ihr auch Billigkeit und Vermögen genug, ihm diese zu ersetzen?

Am Ende wozu hilft es? Wenn erst ein Theil des andern überdrüßig geworden ist: so wird er den andern bald dahin bringen, daß er die Trennung auch wünschet; oder — er wird den Zweck seinem Eigensinne aufopfern.

Aber durch eine entsprechende Begegnung, durch Festsetzung verhältnißmäßiger Belohnungen, einen guten Hofmeister dahin bringen, daß er aus freyem Willen bis an das Ende der Laufbahn aushält, das ist der Rath der Klugheit und Billigkeit.

Fünf u. zwanzigstes Capitel.

Zugabe.

Noch habe ich ein Paar Gedanken auf dem Herzen, die zwar nicht genau in den Grenzen meines Planes liegen, die ich aber doch bey dieser Gelegenheit zur Beurtheilung vorzulegen nicht für unschicklich halte; einen für die öffentlichen Schulen, einen für die Erziehung künftiger Regenten.

Man ist nunmehr fast allgemein davon überzeugt, daß bey Anstalten, wo es auf den besten Eifer ankommt, Gesetze mit Strafen unterstützt, und blosse Ermahnungen nicht zum Ziele führen; sondern daß da Belohnungen des besten Eifers nöthig sind. Man setzt Preisse aus für denienigen, der das beste Stück Tuch liefert, oder seinen Akker am besten baut. Warum hat man diesen Grundsatz noch nicht auf die Schulen angewandt? Wenn ich mich weiter erkläre: so wird man einräumen, daß es noch nicht gehörig geschehen ist; oder es müßte sonderbar unbekannt geblieben seyn.

Von den Grundsätzen, die ich bey meinem Vorschlage als bekannt und ausgemacht annehme, will ich nur einen ausdrücklich anzeigen; nemlich daß, wenn auch noch so vieles die Einrichtung der Schulen besser oder schlimmer machen kann, das meiste doch immer auf die Geschicklichkeit und den guten Eifer der Lehrer ankomme.

Nun ist der Gedanke, den ich zur Beurtheilung, und ich hoffe, zur baldigen Anwendung vorlege, dieser, dieienigen die von den Gymnasien auf Universitäten gehen, auf eine Weise, die ich hernach beschreiben will, prüfen zu lassen, und etliche Preiße, sowohl den Besten der Schüler, als ihren Lehrern zu ertheilen.

Die genauern Bestimmungen dieses Vorschlages denke ich mir so.

1) Nicht die Schullehrer selbst dürfen die Prüfung anstellen.

2) Wenn eine Universität im Lande ist, könnte sie wenigstens in Ansehung derer, die da ihre Studien fortsetzen wollen, daselbst angestellt werden.

3) Die Examinatoren müßten nicht beständig dieselben seyn, oder es müßten wenigstens einige Beysitzer, die auch mitfragen dürften, iedesmal dazu ernennt werden von dem obersten Collegio über das Schulwesen.

4) Wenn nicht alle Candidaten an einem Orte geprüft würden: so entstünden freylich einige Schwierigkeiten wegen der Art alle mit einander zu vergleichen. — Und Nacheiferung unter die mehrern Schulen des Landes zu bringen, und den letzten Zweck zu erreichen, ist die Vergleichung aller miteinander nöthig. Diese Schwierigkeiten würden aber doch einigermassen dadurch gehoben werden, daß ausser den unter sicherer Aufsicht verfertigten Uebersetzungen, und freyen Ausarbeitungen, die von dem höchsten Directorio aufgegeben werden könnten, mit der Bedingung, solche erst wenn die Prüfung gleich vorgehen soll, zu eröffnen, noch auch aus den Wissenschaften eingeschickte Fragen zur alsbaldigen schriftlichen Beantwortung vorgelegt würden. Diese Aufsätze müßten denn zusammen eingeschickt, und entweder einem besonders dazu verordnetem Collegio,

oder dem höchsten Gerichte über das Schulwesen, zur Vergleichung vorgelegt werden. Die Namen der Concurrenten, bis das Urtheil abgefaßt ist, so wie sonst bey Austheilung der Preisse gewöhnlich ist, geheim zu halten, möchte wohl auch hier nichts überflüßiges seyn.

5) Die Preisse für die Studierenden könnten in Stipendien bestehn, die auf diese Weise zweckmäßiger angewendet werden würden, als es gar oft geschieht. Die Preisse für die Lehrer in gutem baarem Gelde; das den mehresten wohl nöthiger seyn dürfte, als Schaumünzen. Die Summe mag die gute Denkart der Grossen bestimmen, und die Ueberlegung, wie viel ein wohl erzogener Mensch mehr werth ist, als das beste Stück Tuch. Wenn etwa der Schüler zu vornehm oder zu reich wäre, um ein Stipendium zu nehmen: so wäre Gelegenheit zu einer schönen That für ihn und seine Eltern, indem der Preiß dem Lehrer überlassen würde.

6) Dem obersten Lehrer der Schule bestimmte ich den Preiß; theils weil derselbe doch mehrentheils auf die ganze Schule den

stärksten Einfluß hat, theils weil die untern Lehrer hoffen können, auch einmal an seine Stelle zu kommen, endlich aber um den Preiß nicht zu sehr durch Vertheilung zu verringern, oder zu neuen Schwierigkeiten Anlaß zu geben, die die Bestimmung des Lehrers, der ihn haben sollte, ausserdem verursachen würde.

7) Zwang muß bey allen solchen Anstalten möglichst vermieden werden. Ich würde also auch nicht zur Nothwendigkeit machen, sich dieser Prüfung auszusetzen; aber dazu anreizen würde ich durch mehr mit der That bewiesene als lang vorher in gesetzgeberischen Ausdrücken gedrohte oder verheissene Rücksicht auf diese Prüfung bey künftigen Beförderungen, und durch Veranstaltung empfehlender Beyspiele.

Wenn dieser Gedanke Beyfall verdient, so freue ich mich zu gestehen; daß ich den Grund davon einer würdigen und zu allem Guten unermüdet eifrigen Magistratsperson hiesigen Ortes zu danken habe.

Auch dadurch hat sich dieser Vorschlag mir schätzbar gemacht, weil auf diese Weise

den Schullehrern ein reichlicheres Einkommen verschafft würde, das doch nicht schlechterdings von der Stelle abhienge, und folglich nicht eine Anreizung wäre für **Unwürdige von Ansehn**, die nur den starken Besoldungen nachgehen, sich durch krumme Wege auch in die Schulstellen einzudringen.

Den andern Gedanken — um mit diesem dankbaren Geständnisse anzufangen — hat mir der philosophische Redner *Thomas* **veranlasset** *). Künftige Regenten in der Einsamkeit, ihrer Geburt und künftigen Bestimmung sich unbewußt, zu erziehen, geht nur in Romanen an, und würde auch schwerlich sich politisch rechtfertigen lassen bey genauerer Erwägung. Aber können nicht die Vortheile, die iene Idee dennoch der Imagination einiger scharfsinnigen Männer zu empfehlen vermochten, durch eine andere Anstalt erreicht werden, die zwischen beyden Extremen in der Mitte läge?

Mich dünket, es könnte geschehen, wenn der Prinz nicht am Hofe, nicht in der Residenz,

*) Man sehe dessen Lobrede auf den verstorbenen *Dauphin*.

sidenz, sondern in den kleinern Landstädten erzogen würde.

Er würde seinen Aufenthalt oft verändern, nicht nur um des Vergnügens der Abwechselung zu geniessen, sondern hauptsächlich um gründliche Kenntniß von den verschiedenen Provinzen, und Liebe zu denselben zu bekommen. Seine Eltern könnte er sehen; aber den Hof müßte er nicht sehen, bis er im Stande wäre, dessen Ergötzungen mit den wohlfeilen Freuden der Natur zu vergleichen, seinen trügerischen Schimmer von wahrer Güte zu unterscheiden, und alle seine Gefahren einzusehen.

Auf seine Begleiter käme freylich noch immer vieles an. Aber es käme doch nun nur auf sie an, wenn sie Rechtschaffenheit hätten, dieselbe wirken zu lassen; die Umstände wären ihnen behülflich.

Ich habe zu wenig Hoffnung, diesen Gedanken angewandt zu sehen, um mich auf die Ausbildung desselben einzulassen *). Aber die Hindernisse der Ungewohnheit und überhaupt

*) Mehr, als ich hoffte, und da wo ich es am wenigsten erwartete, ist dieser Gedanke zur That geworden.

haupt der Ungeneigtheit weggerechnet, kann ich mir keine denken, die mich abschreckten. Für manche königliche Eltern würde es ein grosses Opfer seyn, ihre Kinder also von sich zu entfernen. Aber eben diese würden auch den meisten Muth haben, dem gemeinen Besten ein solches Opfer zu bringen; oder ihre Tugend, ihre natürliche Denkungsart mitten unter den Zaubereyen und Eitelkeiten des Hofes, würde es gar unnöthig machen.

Empörungen lassen unsere Zeiten nicht davon befürchten. Eben so wenig könnte diese Erziehungsart den Aufwand vermehren; eher müßte sie ihn verringern. Daß mit der Zeit die Residenz darunter leiden könnte, und noch mehr der Hof, dawider will ich nicht streiten. Aber ein wohl unterrichteter Regent wird keine Veränderung ohne Ueberlegung, und am wenigsten grosse Veränderungen plötzlich treffen.

Sum=

Summarische

Vorstellung des Innhaltes und der vornehmsten Grundsätze.

Erstes Capitel.

Muster einer Instruction für den angehenden Hofmeister.

Eltern müssen diejenigen, denen sie die Erziehung ihrer Kinder anvertrauen, mit möglichster Sorgfalt wählen; und daher auch Bedingungen machen, daß sie wählen können. Einem würdigen Manne muß man dann nicht Vorschriften vorlegen, die Zweifel an seinen Einsichten oder an seiner Redlichkeit verrathen, und in die Classe von Dienstboten, die wie Maschinen gebraucht werden, ihn herabsetzen. Es giebt auch hier eine gewisse Art, alles nöthige zu sagen, ohne daß man dadurch beleidigt. Dieß wird in einem Beyspiele vorgestellt. Gelegenheitlich wird bewiesen, daß die Grundlehren der natürlichen Religion einem vierjährigen Kinde schon beygebracht werden können, und daß es unrecht seyn würde, solches zu verabsäumen. Die Pflege der ersten vier Jahre wird einer verständigen Frauensperson, da es hier auf mütterliche Geduld und Fürsorge, und gar nicht auf Gelehr-

lehrsamkeit, ankömmt, schicklicher anvertraut, als einem Lehrmeister.

Zweytes Capitel.

Unterredung mit einer Mamsell.

Der Charakter der hier vorkömmt, ist nicht vom gemeinen Schlage, ob er gleich nicht idealisch ist, und nur so wie der Zweck ihn erfordert — Das Lernen muß anfänglich nur Spiel und Zeitvertreib seyn. Auch muß die Begierde mit den Geschicklichkeiten seiner Lehrlinge frühe Aufsehen zu machen, nicht mit ins Spiel kommen. — Man verlangt weder hier noch im folgenden die Progressen des Emils zum gemeinen Maaßstabe zu machen; sondern die Absicht ist nur zu zeigen, auf welche Weise man etwas ausrichten könne, mehr oder weniger, ie nachdem die natürlichen Dispositionen und äusserlichen Umstände, auf die es freylich auch ankommt, mehr oder weniger günstig sind.

Drittes Capitel.

Nöthigste Sorgen eines Hofmeisters.

Lehrmeister zu seyn, nach der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes, ist bey weitem nicht seine wichtigste Bestimmung; zumal in der ersten Zeit. Dem Kinde zur Gesellschaft, zum Zeitvertreib allernächst, und mittelbarer Weise zur Veranstal-

anstaltung alles dessen, was dessen Bildung erfordert, zur Verhinderung aller schädlichen Eindrücke ist er berufen. Wenn der Hofmeister seinen Eifer auf die Lehrstunden einschränket, und nach diesen ihn die Eltern beurtheilen: so haben beyde einen alles verkehrenden Gesichtspunkt. Beliebt macht man sich bey Kindern, wenn man immer willig und fertig ist, ihr gegenwärtiges unschuldiges Vergnügen zu befördern; welches, wenn man es ernstlich will, nicht schwer ist. Man muß Kinder nicht leicht böser Absichten beschuldigen. Grundsätze bey den Strafen und Verweisen. —

Viertes Capitel.

Noch ein paar Punkte, die wichtiger sind, als das Latein.

Angewöhnung zu den unschuldigen Vergnügungen der Natur. Man muß sich dabey nach dem Geschmacke der Kinder richten; überhaupt ihnen gern zu Willen seyn; aber unbeweglich, wenn man einmal einen Entschluß gefaßt hat. Nie wilden Zorn!

Fünftes Capitel.

Von den Ursachen des Unterschiedes der Menschen, in Ansehung der Erkenntnißfähigkeiten.

Einseitige Beobachtungen und Eifer für die einmal zu voreilig angenommene Hypothese, haben

einige Seelenforscher auf die Gedanken gebracht, aller Unterschied der Genies käme vom Körper, vom Temperamente und andern körperlichen Unterschieden her. Andere hingegen haben geglaubt, daß die ursprünglichen Dispositionen so wohl diejenigen, die im Körper, als die in der Seele selbst ihren Grund haben, wenig oder gar nichts ausmachten; sondern daß alles, oder das allermeiste doch, auf den Einfluß der äusserlichen Ursachen ankäme. Und zwar nach einigen, die sich jener ersten Meynung mehr nähern, auf das Klima und andere äusserliche auf die Dispositionen und Kräfte des Körpers stark wirkende Ursachen. Nach andern aber auf die Verschiedenheit des Unterrichtes und des Interesse; folglich hauptsächlich auf die Gesetzgebung und Erziehung. Genaue Beobachtung ohne vorgefaßte Meynung setzt es ausser Zweifel, daß es gar sehr auf den Bau des Körpers und die Beschaffenheit seiner soliden und flüßigen Theile ankomme; aber auch auf den Einfluß der äusserlichen Ursachen und Umstände, wodurch der Körper und die Begriffe und die Neigungen bestimmt werden. Ob in den Seelen verschiedener Menschen selbst ursprüngliche Unterschiede liegen, ist nicht wohl zu entscheiden: so lange man die Wirkung der andern ausgemachten Ursachen nicht genau schätzen kann. Welche von diesen das mehreste bewirke, ist gleichfalls schwer zu bestim-

bestimmen. Unstreitig giebt es gute und schlechte Köpfe von Natur; und einige vorzügliche Dispositionen zu dieser oder zu iener Art von Geistesbeschäfftigungen. Auf Uebung kömmt aber allemal das meiste an; und folglich auf Anweisung und Interesse. Dieß setzen die Geschichten der einzelnen Menschen, wenn man sie genau untersucht, und mit einander vergleichet, auser Zweifel; die Völkergeschichte setzt es noch mehr ins Licht.

Sechstes Capitel.

Von den Gründen der Neigungen, sonderlich derienigen, die das Recht- oder Uebelverhalten eines Menschen hauptsächlich bestimmen.

Ein Trieb zeigt sich bey allen Menschen beständig und ohne Ausnahme; der Trieb ihrem Vergnügen, oder dem was ihnen angenehm ist, nachzugehen, und dem Schmerz auszuweichen. Daraus entsteht weiter der Trieb zum Nützlichen. Aber was dem einen Menschen angenehm ist, oder nützlich scheint, ist oder scheint es dem andern nicht eben also. Woher kömmt nun dieses, und was ist dabey veränderlich, und was nothwendig? Offenbar liegen die Gründe des Wohlgefallens und Mißfalleus, der angenehmen und unangenehmen Empfindung, und folglich der Verschieden-

heit

heit der Neigungen allernächst theils im Körper, theils in den bereits vorhandenen Vorstellungen, ihrer Beschaffenheit, Stärke oder Schwäche, und ihrer Verknüpfung unter einander; und entfernter Weise in den vielerley Ursachen, die den Zustand des Körpers und der Erkenntniß bestimmen. Wüßten wir nun genau die Naturgeschichte der merkwürdigen Triebe und Neigungen des menschlichen Herzens, das heißt: a) was sich von einer iedweden bey allen Menschen übereinstimmend findet, und seinen Grund hat in unveränderlichen Beschaffenheiten der menschlichen Natur. b) Was nur einigen Menschen eigen ist, und von welchen veränderlichen oder unveränderlichen Beschaffenheiten ihrer besondern Körper- oder Geistesart es herrühre; was diese und iene Pflege des Körpers und Uebung des Geistes, und überhaupt iedwede Classe der äusserlichen Ursachen des Temperamentes und Gemüthscharakters dazu beytragen: so würde die praktische Philosophie und Erziehungskunst sichere und bestimmtere Regeln zur Bildung der Gemüther haben. Nun sind aber alle iene Erkenntnisse noch sehr unvollkommenes Stückwerk; und die Theorie muß daher noch Muthmassungen Platz geben, eigene Beobachtungen und Forschungen für iedweden einzelnen Fall fordern, und bey allgemeinen Schlußsätzen stehen bleiben. Dergleichen sind, daß alle Menschen von Natur einen

uneigennützigen Trieb des Wohlwollens haben, der aber schwächer ist als der Trieb der Selbstliebe, daß ein Mensch scheinen kann, etwas ohne weitere Rücksicht, um sein selbst willen, als ein höchstes oder letztes Gut zu begehren, wozu doch kein Grundtrieb, kein schlechterdings unveränderlicher Naturtrieb da ist; und mehrere, die nebst praktischen Folgerungen in diesem Capitel ausgeführet sind.

Siebendes Capitel.

Lectionscatalogus für einen fünfjährigen Studenten.

Diese einigen vielleicht anstößige Aufschrift und andere ähnliche hat der Verfasser gewählt, um den lächerlichen Contrast fühlbar zu machen, der entsteht, wenn kleine Knaben nach Art der Jünglinge gelehrt und geübt werden sollen. Uebung im Lesen deutscher und französischer kleiner Aufsätze, deren Innhalt für ihn verständlich und unterhaltend war, ausgesuchter nicht gar zu unnatürlicher Fabeln, und seiner Erfahrungen angepaßter Erzählungen, die man ihn lesen ließ, und ihm im bessern Tone vorlas, und zum Grunde nützlicher Unterredungen machte; Anfang im Zeichnen und der Musik; Geographie und Fragmente der Geschichte auf einen sehr einfachen Grundriß

der biblischen Geschichte gegründet; Uebung im Schönschreiben; Mittheilung der moralischen Grundbegriffe der natürlichen Theologie, und der unstreitigen Grundlehren der christlichen Religion, in ausgesuchte Sprüche, Gebete und Lieder eingekleidet — Dieß war der Unterricht, der im fünften Jahre unseres Emils anfieng, und bis ins zehnte verhältnißmäßig zunahm, und, mit welchem gewöhnlich zwey Stunden Vor- und zwey Nachmittag zugebracht wurden. Uebung im Rechnen, und allerley Realkenntnisse, deren in diesem Capitel nicht besondere Erwähnung geschieht, fanden sich, wie leicht zu begreifen, bey ienen Beschäfftigungen zugleich mit ein.

Achtes Capitel.

Ritterliche Uebungen.

Ich wünsche, daß man bey diesem Capitel nachlese, was von den Kinderspielen im ersten Bande des neuen Basedowschen Elementarwerks steht.

Neuntes Capitel.

Von der Zucht im Knabenalter.

Die Triebe sind schon stärker, die Ausschweifungen schon gefährlicher; aber doch noch zu bändigen. Wan muß nur den Knaben in Ehrfurcht erhalten

und

und gehörig beschäfftigen, Kindereyen aber nicht mit lasterhaften Streichen vermengen.

Zehntes Capitel.

Einige Anmerkungen über den ersten Unterricht in den schönen Wissenschaften.

Es sind in diesem Capitel einige Ideen, die manchem Kenner paradox oder gar obsolet vorkommen müssen; und die Ausführung und Verbindung derselben ist wohl nicht Fehlerfrey. Die Hauptgrundsätze aber sind ohne Zweifel richtig; nemlich das Knabenalter mit abstracten Regeln der Grammatik, Logik und Aesthetik und magerer Wortgelehrsamkeit zu verschonen, und mittelst eines langsamen Lesens classischer, bewährter Schriftsteller, den Sprachunterricht zugleich zum Sachunterricht zu machen.

Eilftes Capitel.

Emils erste Reise.

Gelegenheitlich von zu oftmaliger Veränderung des Erziehers, und einigen anderen Ursachen eines schlechten Erfolges der Erziehung.

Zwölftes Capitel.

Züge zu dem Bilde eines vollkommenen Hofmeisters.

Drey=

Dreyzehntes Capitel.

Noch etliche Arten von Hofmeistern.

Die Erfahrungen, die der Verfasser hatte, machten es ihm zur Pflicht, einige sehr grobe Fehler solcher Leute zu rügen, die es doch wagen, um Hofmeisterstellen sich zu bewerben.

Vierzehntes Capitel.

Project zu einer Ritterakademie auf dem Lande.

Der Verfasser ist noch immer der Meynung, daß der Grund dieses Vorschlages Realität habe.

Funfzehntes Capitel.

Emils letzte Studien vor seinem funfzehnten Jahre.

Naturhistorie, Begriffe von den mechanischen Künsten, und eigene Versuche, cursorische Lectüre, kamen zu den vorigen Beschäfftigungen hinzu.

Sechzehntes Capitel.

Emil wird krank.

Im eigentlichen und uneigentlichen Verstande. Wenn einige Pädagogen Strafpredigten für gar kein Mittel, aufkeimenden Leidenschaften Einhalt

zu thun, gelten zu lassen scheinen: so wird dieses doch mit der Natur des menschlichen Gemüthes und der Erfahrung sich schwerlich rechtfertigen lassen. Der Verfasser hatte Grund, mit Emilen so zu verfahren. Bey einem weniger empfindsamen Gemüthe und andern äusserlichen Umständen, kann ein anderes Verfahren gleichwohl besser seyn.

Siebenzehntes Capitel.

Vorläufige Betrachtungen über den Charakter und die Bedürfnisse des Alters, in welchem Emil nun auftritt.

Nutzen der Religion in dem Alter der jugendlichen Leidenschaften.

Achtzehntes Capitel.

Präliminarien zur vernünftigen und festen Ueberzeugung von der Göttlichkeit der christlichen Religion.

Wenn man die natürliche Religion auch von der besten Seite betrachtet: so bleibt doch ein mehreres als sich bey ihr findet, wünschenswerth. Dieß mehrere findet sich bey der christlichen Religion. Und schon darum ist sie für ein Werk der göttlichen Providenz und für verbindlich anzusehen.

Neunzehntes Capitel.

Emil kömmt in eine Reſidenz,

um hier durch Regeln und Ausübung Fertigkeit und Standhaftigkeit in guten Sitten zu erlangen.

Zwanzigſtes Capitel.

Emils Studien nach dem funfzehnten Jahre. Idee einer gymnaſtiſchen Encyklopädie.

Ein u. zwanzigſtes Capitel.

Emil mit ſeinem Führer auf der Univerſität.

Zwey u. zwanzigſtes Capitel.

Gedanken über die Reiſen.

Drei u. zwanzigſtes Capitel.

Einiges aus den letzten Unterredungen.

Züge zum Bilde eines rechtſchaffenen Weltmannes.

Vier u. zwanzigſtes Capitel.

Anmerkungen über die Erziehung bis ins vierte Jahr.

Fünf u. zwanzigstes Capitel.

Zugabe.

Ob es nicht gut wäre, wenn auf die besten Schüler, die in öffentlichen Schulen erzogen werden, Prämien gesetzt würden, wie auf die besten Landwirthschafts- oder Manufactur-Producte? Und ob künftige Regenten nicht am besten in den kleinern Städten ihres Landes, unter oftmaliger Veränderung des Aufenthaltes, erzogen werden könnten?

Bayerische Staatsbibliothek München

Bibliothek
Christian-Albrechts-
Universität
zu Kiel

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Feder, Johann Georg Heinrich,

Emil oder von der Erziehung nach bewährten Grundsätzen nach bewährten Grundsätzen

Göttingen und Münster 1789

41.4493
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702995-6
VD18 14800284